

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

4/99



Jahrg. 11, Heft 4, Dezember 1999



ISSN 0947-7233

Titelbild: Nicht die drei Nullen des Jahres 2000, sondern eine sibirische Petroglyphe, s. S. 673

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 <gheins@uni-bremen.de>

Druckerei: Difo-Druck GmbH 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 70,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 75,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2000 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge: 1989 = 35,-; 1990 - 1991 je 40,-, 1992 - 1994 je 45,-, 1995 = 55,-, 1996 = 60,-, 1997-1998 = 65,-, 1999 = 70,- . Porto im Preis enthalten.**

Copyright: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortl. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 11, Heft 4
Dezember 1999

Editorial

"Das Jahrhundert war zuende. Jahrtausend wär zu großspurig"
Walter Klier [*Aufriher*; Wien 1991, S. 331]

Alle feiern, nur tüftelige Griesgrame beharren darauf, dass weder ein Jahrtausend noch ein Jahrhundert zu Ende gehe. Auf jeden Fall dominiert demnächst die Tripelnull, und wir werden bass erstaunt feststellen, dass das Leben genau so weitergeht wie unter einer Tripelneun.

Nachdem wir all die angekündigten Gräuel des Jahres 1999 leidlich überstanden zu haben scheinen (Stichtag dieser Hoffnung ist der 2.12.99), können wir gelassen erwarten, was nun dieses letzte Jahr des Jahrhunderts bringen wird: furchtbare oder fruchtbare Diskussionen, Sturz oder Apotheose eines zum Kaiser gekrönten Mythos, kollektive Ausweisung als Sekte oder Akzeptanz als Vertreter kritischen Geistes, Ausweitung in den englischen Sprachraum oder Verpuffen im deutschen Sprachgebiet, Übergang vom Schwelbrand zum offenen Feuer oder Sektkater nach einer üppigen Silvester-Millenniums-Öffentlichkeit (vgl. S. 627), Paradigmenwechsel und Lehrstoff wie an der Uni Magdeburg oder Verstärkung der Makulatur, Ausweitung der Diskussion in die ägyptisch-biblischen Zeiten hinein (immerhin hat die Ägyptologie selbst dazu aufgerufen, endlich das chronologische Rätsel des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zu lösen) oder unbeeindruckbare Trägheit der Koryphäen.

So Sie dieses miterleben und vor allem unterstützen wollen (denn nur dank ihrer Abonnenten existiert diese Zeitschrift als Sprachrohr unabhängigen Denkens und Möglichkeit des letzten Wortes), darf ich Sie bitten, den Jahresbeitrag für das Abonnement 2000 zu überweisen (70,- DM, im Ausland 75,- DM; das Abonnement verlängert sich nicht automatisch, wie es auch keine jährliche Kündigungsfrist gibt).

Um Ihnen die Entscheidung zu erleichtern, wird in diesem Jahresabschlussheft eine breite Fülle angeboten, zum Teil Frucht des Paderborner

Jahrestreffen, zum Teil Ergebnis längerer Forschungsarbeiten: Mythen, Katastrophen, Bibelchronologie, ägyptische Geschichte, Atlantis und Troia, frühgeschichtliche Metrologie, römische Schlachtfelder, frühmittelalterliche Variationen, Kalenderrechnung, Evolution und natürlich Fälschungen. Ironie der Geschichte: Die Fülle wurde möglich, weil die Korrekturen für einen langen Artikel nicht mehr rechtzeitig eintrafen. Aber der Zufall ist nicht für alles zuständig: Mein Dank gilt allen Autorinnen und Autoren, heuer aber besonders Alexander Kluge, der mit seinen dctp-Sendungen erstaunliche Öffentlichkeitsarbeit für uns geleistet hat, und Walter Klier, der mit seinem taz-Artikel über 10 Jahre *Zeitensprünge* die Abo-Zahlen nach oben getrieben hat.

Auf ein Gutes Neues Jahr

H. C. A. 2000

Ein Silvestergruß, von Walter Dubronner
in den Tiefen des Internets entdeckt



Paderborner Jahrestreffen

von *Zeitensprünge*-Abonnenten

Heribert Illig

Nach einigem Hin und Her ist das Jahrestreffen 1999 doch zustande gekommen. Um einen gedeihlichen Verlauf zu gewährleisten, wurde heuer persönlich eingeladen. Und er wurde gedeihlich: Ein Drittel mehr als sonst kam nach Paderborn, was natürlich zu einem Gutteil der spektakulären Karolingerausstellung zuzuschreiben ist, zeigte sie doch den Übergang von der Spätantike zum hohen Mittelalter in erlesenen Stücken. So kamen viele, die bislang an keinem Treffen teilgenommen hatten. Denn immer noch glauben viele, dass 'dort' nur die Profis zusammenrücken. Dabei sind wir keine approbierten Profis, sondern idealistische Grübler, die einem selbstgewählten Problem konsequent zu Leibe rücken. Heuer hatten rein zahlenmäßig die Neuen sogar die Nase vorn (34 : 33) — aber sie integrierten sich dermaßen schnell, dass es schier professionell wirkte.

Am Freitag, dem 1.10., war der Vormittag den beiden Ausstellungen vorbehalten, für die es einen phantomzeitlichen Wegweiser gab. Während dessen gönnte sich das Quartett Heinsohn - Illig - Martin - Niemitz ('Außenseiter' mit zwei Talaren und sechs Doktorhüten) eine weitere Premiere: unsere erste Pressekonferenz, in diesem Fall für die örtlichen Zeitungen. An den Ausstellungsbesuch schloss sich ein MA-Nachmittag mit vier Vorträgen und einer abendlichen Aussprache an. Heribert *Illig* schilderte die immanenten Widersprüche der Ausstellung, wie bereits im letzten Heft abgedruckt [3/99, 403].

Bayern als karolingerfreie Zone: Hatten wir es in den Museumsräumen mit erlesenen Zimelien, also künstlerischen Gipfelleistungen des Mittelalters zu tun, gab Gerhard *Anwander* einen Werkstattbericht über eine quantitative Studie. Das Flächenland Bayern eignet sich ungewöhnlich gut für eine Prüfung all jener Orte, die laut schriftlichen Quellen karolingische Wurzeln haben sollen: Donau und Limes scheiden die römischen Gebiete von jenen mit keltisch-germanisch-slawischen Ursprüngen. Die regionale Verteilung lässt gut erkennen, welches Kloster seinen Besitz am meisten auf "karolingischen" Schenkungen beruhen ließ, während andere Regionen von den Urkundenschreibern regelrecht übergegangen worden sind. Wenn die überaus spärlichen Reste geprüft sind, die für Karolinger und Agilolfinger stehen

sollen - in rund 2.000 Orten gibt es keine 80 Relikte -, wird daraus ein Buch entstehen.

"Gutes Recht muss alt sein" - Eigentumsgenese und Urkundenfälschung: Paul C. Martin monierte das völlige Ausklammern von Recht und Rechtsherkunft in der Paderborner Ausstellung. Offenbar wäre damals nach römisch-iustinianischem Recht gehandelt worden, doch eben dieses wird erst im 11./12. Jh. bekannt und gelehrt. Erst damals wäre auch die "Diplomschrift" erfunden worden, deren Gebrauch einen sicheren Fälschungshinweis gebe. Das erhebt aber Antiqua-Schriften nicht automatisch zu echten, wirkt doch das *Karls-Epos*, aus dem die Paderborner ihre spezielle Tradition schöpfen, inhaltlich wie ein Rosamunde-Pilcher-Verschnitt, äußerlich wie eine platte Fälschung, die wohlweislich nicht in Paderborn gezeigt worden sei. Im weiteren ging es um die Datierungen von Urkunden zur Schaffung alten Rechts, um die Fragwürdigkeit des *Capitulare de villis* mit seinen anachronistischen Pflanzennamen, um die Glaubwürdigkeit des karol. *Brevium Exempla*, dessen Staffelseekirche auch die jüngste Grabungskampagne nicht fand, um Siegel und Monogramme, um den analphabetischen Autor Einhard und den Seidenanbau nördlich der Alpen, um...

Der eigenwillige Vortrag reizte zum Widerspruch und zeitigte eine temperamentvolle Debatte, die in der Abendrunde munter fortgesetzt wurde. Zum Karlsmonogramm, das für Martin in seiner Kreuzesform byzantinisch beeinflusst ist, wird auch ein ergänzender Aufsatz von Herwig Brätz erscheinen. In der Diskussion vertreten war erstmals der Corveyer Kreis, der unermüdlich Material für die römische Abkunft des dortigen Westwerks sammelt. (Am Rande: G. Anwander vermisste bei seiner Stippvisite römische Steinporträts, die im Juli zu Corvey noch zu besichtigen gewesen waren.)

Gunnar *Heinsohn* trug den Impuls über Europa hinaus, indem er uns über die jüdischen Ausgrabungen der spätantiken Synagogen unterrichtete: *Frühes Mittelalter und das jüdische Leben in Palästina* [s. 3/99, 356]. Die Publikation schlägt inzwischen international Wellen, deren Höhe noch nicht abzusehen ist.

Am Samstag kamen dann all jene Gebiete an die Reihe, die gegenüber dem frühen Mittelalter nicht zurücktreten sollen. Zunächst wurde die Chronologie, die Stimmigkeit der Bibel geprüft.

Peter *Winzeler* sprach über *Die Mescha-Stele - eine unerkannte hebräische Inschrift Davids?*. Er stapelte tief, als er nach seinem Vortrag bekannte, auch ihm fehle noch der archimedische Punkt. Sein nun wirklich professioneller Ansatz zeigt die Davidsfigur in fünffacher Brechung und eine kräftige chronologische Reduktion (s.S. 546). Leider scheiterte in letzter Minute die Absicht, den umfangreichen Artikel bereits in diesem Heft abzudrucken, weshalb zunächst nur die Zusammenfassung erscheint.

In der anschließenden Diskussion über *Winzellers Zwischenruf* [2/99 292] zeigte es sich, dass der Schwerpunkt seiner Kritik gar nicht auf einer immer mehr zum Selbstzweck werdenden Chronologie lag - schließlich attackiert auch er in immer neuen Versuchen die biblische Chronologie -, sondern auf dem Humanen. Winzeler beunruhigt, dass Velikovskys menscheitsbezogener Ansatz - Verhütung menschlicher Selbsterstörung durch Aufklärung katastrophisch verursachter Traumata - verabschiedet und durch unmenschliche Marktmechanismen oder auch polizeiliche Durchsetzungen ersetzt werden könnte.

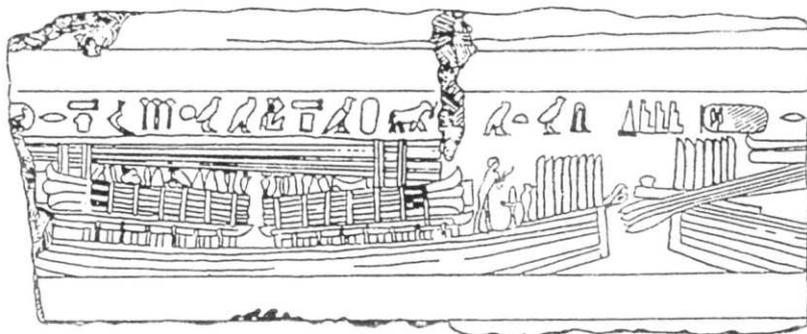
Hier war insbesondere Gunnar Heinsohn angesprochen. Für ihn bestimmen vier Säulen die abendländische Kultur: aus Athen stammend der Schutz des Eigentums und die Monogamie, aus dem jüdischen Glauben heraus Monotheismus und Lebensheiligkeit. Er habe diese vier Säulen in seinen Arbeiten behandelt und gerade dem Schutz des Lebens - contra Kindstötung, Hexenvernichtung oder Genozid - eine vorrangige Rolle in seiner Forschung eingeräumt. Eine derartige Sicht werde aber gerade in den marxistisch-totalitären Systemen nicht zugelassen; dementsprechend liegen hier die Zahlen zu den Völkermorden besonders hoch.

Diese Diskussion musste leider zu früh abgebrochen werden. Denn hier rächte sich Professionalität. Alle vortragsgeübten Redner des zweiten Tages füllten 'ihre' 60 Minuten restlos mit ihrem Vortrag, ohne den nachfolgenden Rednern Zeit für die erwünschte Diskussion abzuhandeln. Hier muss zukünftig wieder der gnadenlose Redeterminator aktiv werden.

Thomas *Völker* machte gleich weiter mit *Studien zur Chronologie des Alten Testaments: Das geteilte Königreich Israel und Juda*. Velikovskys Chronologie fürs alte Ägypten braucht eine unhaltbare Annahme: eine Aufspreizung von ca. 140 Jahren zwischen 18. und 19. Dynastie, die stratigraphisch nicht belegt ist und von libyschen Herrschern nicht wirklich ausgefüllt werden kann. Da sich Velikovsky kritiklos am AT orientiert hat, sollten sich die Gründe für diese 140 'überschüssigen' Jahre hier aufspüren

lassen. In der Tat finden sich Könige von Juda, die unter verschiedenen Namen offenbar doppelt geführt werden (Amazja, Asarja/Usia; -8. Jh.) und weitere Merkwürdigkeiten: Der König Baesa von Israel startet erst nach seinem Tod einen Angriff, Könige leiden an denselben Krankheiten, andere wie Asa und Asarija zeigen auffällige Parallelen. So zieht Völker den Schluss: Zwischen Asa (ab -908) bis Amazja (bis -787) werden 147 fiktive Jahre gezählt. Fasst man alle Unstimmigkeiten zusammen, rücken Jerobeam und Rehabeam (ab -926) tentativ auf -646. So lassen sich nicht zuletzt 18. und 19. Dynastie wieder aneinander fügen, wobei mit Ahas (bisl. bis -725) das Alter ego von Echnaton gefunden sein dürfte.

Im nächsten Vortrag wurde es dann handfest. Armin *Wirsching* ging das Rätsel des Schwersteintransportes im alten Ägypten an: *Obelisk im Nil transportieren - der Nachweis des ägyptischen Doppelschiffs*. Lassen sich die gemutmaßten 'Katamaran'-Konstruktionen auch nachweisen? Indem er den Regeln ägyptischer Perspektive nachspürte, gelang es Wirsching, die wenigen einschlägigen Reliefs (primär den Säulentransport unter Unas, 5. Dyn. so zu interpretieren, dass die abgebildeten Elemente tatsächlich einem Doppelrumpfschiff entsprechen — also tatsächlich auftriebsbegünstigter Schwertransport unter Wasser. In der Diskussion wurde um technische Details gerungen, etwa um die Dimensionierung des Tragegerüsts zwischen den Rümpfen.



Säulentransport des Unas [Abb. Illig/Löhner: *Bau der Cheopspyramide* 43]

Von dieser ingenieurmäßigen Sicht ging es direkt weiter in die naturwissenschaftliche Abteilung. Sie wurde heuer durch Georg *Menting* vertreten. Sein *Ausblick auf die Evolution* durch die *Explosive Artbildung bei Buntbarschen* (s.S. 634) zeigte, wie die Biologen immer wieder ihren Artbegriff neu definieren müssen, was sogar auf den Referenten zurück-schlug (s.S. 683). Der Chronist zog für sich die Quintessenz: Was sich in den ostafrikanischen Seen so rapide verändert, hat nichts mit Artentstehung zu tun, sondern mit der Veränderlichkeit innerhalb einer Art. Auch hier kann der Darwinismus kein Argument gewinnen, sondern bleibt weiterhin die Indizien schuldig, die für eine evolutive Artentstehung sprächen.

Zum Abschluss versuchte Hans-Ulrich *Niemitz*, eine Schneise durch soziologische Ansätze von Jahrhunderten zu schlagen: *Chronologie, Evolutionismus und Ethik - Warum die Theorie-Entwicklung des Gesellschaftsvertrages stagniert?* Er stellte heutige Interpretationsformen 'altherwürdigen' gegenüber (s. auch S. 684). Ausgehend von der Frage nach der richtigen Moral zog er eine lange Linie von Raws und Rothbard über Hegel, Kant, Rousseau, Locke, Hobbes bis zu 'Aristoteles'. Da es ihm an Vorbereitungszeit gemangelt hatte, konnte - auf gut österreichisch - die "Conclusio" noch nicht gezogen werden. Insofern blieb auch offen, in wie weit diese Thematik den *Zeitensprünge*-Kreis berührt.

Die Diskussion darüber wurde am Abend fortgesetzt, worauf Gunnar Heinsohn über die aktuelle Situation bei der Genozid-Forschung berichtete und ausführte, wie eine "genocid-watch-station" - möglicherweise in Verbindung mit dem Berliner Holocaust-Mahnmal - funktionieren könnte. Auch alle anderen Fragen waren auf die Zukunft bezogen, nicht auf Vergangenheitsbewältigung innerhalb der Gruppe. Über die vielen Gespräche - in großen und kleinen Runden hartnäckig fortgesetzt bis in die Morgenstunden - darf der fürs 'Offizielle' zuständige Chronist nichts berichten. Immerhin kann er bestätigen, dass es möglicherweise als nächstes Treffen fünf Tage Istrien gibt, die sich nicht teurer stellen sollten als drei Übernachtungen in Paderborn. Dort ließen sich neben zwei 'harten' Tagen längere Gespräche führen, garniert mit Antike (Pula), frühbyzantinischer Kunst (Porec), hohem Mittelalter, katastrophischem Fall-out, Meer und Trüffeln (allerdings kein Meer von Trüffeln).

Nicht nur für die Adresssammler die Liste der 67 TeilnehmerInnen:

Achim Babendreyer, Bonn • Albrecht Windler, Köln • Andreas Birken, Hamburg • Anneliese Richter, Radebeul • Armin Wirsching, Hamburg • Berislava Jan-Illig, Gräfelting • Berthold Giese, Bad Bentheim • Bobbi di Monfalcone • Burghard Dietrich, Berlin • Dieter Helbig, Detmold • Dieter Hoffmann, Brüssel • Dietmar Richter, Radebeul • Eibo Hinrichs, Bonn • Erich Derer, Oberhausen • Erika Vierling, Gernsbach • Ewald Ernst, Rudisleben • Georg Menting, Lippstadt • Gerald Schmidt, Roßlau • Gerhard Anwander, München • Gerhard Fischlein, Kassel • Gerhard Odin, Bienenbüttel • Gisela Albrecht, Meppen • Götz Pramann • Gunnar Heinsohn, Bremen • Hans Busch, Bremen • Hans-J. Runckel, Ulm • Hans-Ulrich Niemitz, Berlin · Leipzig • Hartwig Cordts, Hamburg • Heinrich Becker, Uelzen • Helga Helbig, Detmold • Henning Heinsohn, Hanau • Heribert Illig, Gräfelting • Herwig Brätz, Rostock • Holger Langberg, Wedel • Horst Nitz, Olsberg • Ingrid Rogmann, Kassel • Jochen Seelig, Wernau • Jürgen Albrecht, Meppen • Julian George, Büdesheim • Julian Reichelt, Hamburg • Jutta Prawitz, Hamburg • Karl-Heinz Sekatsch-Winkelmann, Hille • Klaus Eichholz, Bochum • Klaus Griesbach, Hamburg • Klaus Weissgerber, Ilmenau • Klaus Zieres • Klemens Polatschek, Berlin • Lee Reichel, Wien • Lotte Busch, Bremen • Manfred Zeller, Erlangen • Martrude Moeller, Duderstadt • Michael Bernhöft, Köln • Olav Dörk, Dortmund • Paul C. Martin, Hamburg • Peter Mikolasch, Wien • Peter Winzeler, Bern • Rita Heinsohn, Hanau • Robert Zuberbühler, Winkel bei Zürich • Ronald Czapanski, Berlin • Rudolf Menzel • Susanne Fuder, Adelsried • Thomas Völker, Berlin • Ulrich Becker, München • Ulrich Vogt, Hamburg • Ursula Odin, Bienenbüttel • Uta Rieker, Heppenheim • Wilfried Gärtner, Körle-Empfershausen • Willi Hügenell, Neustadt/ Weinstraße.

Alt-Israels Beseitigung im modernen Israel

Gunnar Heinsohn

"Zehn weise Männer können den Schaden eines einzigen Dummkopfes nicht wieder gut machen", urteilt (gemäß Manyon [1999]) der israelische Archäologe Amnon Ben-Tor - Professor an der Hebräischen Universität - über seinen Schüler Ze'ev Herzog - Archäologieprofessor an der Tel Aviv Universität. Herzog hatte am 29. Oktober 1999 in der Zeitschrift *Ha'aretz* u.a. geschrieben:

"Folgendes haben Archäologen von ihren Ausgrabungen im Lande Israel gelernt: Die Israeliten waren niemals in Ägypten, sie wanderten nicht in der Wüste, sie haben das Land nicht in einer militärischen Operation erobert und haben es auch nicht an die zwölf Stämme Israels weiter gegeben. Vielleicht noch schwerer zu schlucken ist die Tatsache, dass die Vereinigte Monarchie unter David und Salomo, die von der Bibel als Großmacht beschrieben wird, bestenfalls ein schmales Stammesfürstentum gewesen ist. Überdies werden es viele als unangenehmen Schock empfinden, dass der Gott Israels, Jehova, eine weibliche Gefährtin hatte. [...] Die Forscher fanden es schwierig, sich über die archäologische Periode zu verständigen, die zum Zeitalter der Patriarchen paßt. Wann haben Abraham, Isaak und Jakob gelebt? [...] Für Abrahams Wanderung nach Kanaan im 21. Jahrhundert v.u.Z. haben die Ausgrabungen keinerlei Evidenz erbracht. [...] In Jerusalem wurden für die Zeit der Vereinigten Monarchie keinerlei Gebäudereste gefunden. [...] Jerusalem hat seine zentrale Position erst nach der Zerstörung seines nördlichen Rivalen Samaria im Jahre 772 v.u.Z. errungen. [...] Viele dieser Befunde sind seit Jahrzehnten bekannt" [Herzog 1999].

In der Tat sind die von Herzog präsentierten Ansichten nicht nur "bekannt", sondern auch längst ganz ähnlich zusammengefaßt [etwa Dever 1990] und überdies mit besorgten Kommentaren über die Entlegitimisierung des modernen Israel versehen worden, wie sie auch jetzt wieder in Israel zu hören sind. So schrieb Hershel Shanks, Herausgeber der *Biblical Archaeology Review*, bereits 1991:

"Gäbe es nicht zufällig die Merneptah-Stele, dann können Sie versichert sein, daß die gegenwärtige Wissenschaft mit großer Gewißheit verkün-

den würde, daß die Bibel ein durch und durch erfundener Bericht ist" [Shanks 1991, 62].

Die überregionalen deutschen Tageszeitungen haben der Veröffentlichung in *Ha'aretz* kommentarlos zugestimmt. Mit Schlagzeilen wie "Und die Bibel hat nicht Recht" [Jessen 1999] bzw. "Die Bibel hat doch nicht Recht" [Bremer 1999] hat man das israelische Problem — "eine 'Zeitbombe'" [Jessen 1999] — recht genüsslich zur Kenntnis genommen. Denn ein jüdisches Jerusalem ab Herzogs -8. Jh. stände nun gegenüber dem (ägyptologisch über Ramses III. und seine Seevölkerschlacht ermittelten) -12. Jh. für die Philister, die — wie dubios auch immer — von Arafat und seinen Palästinensern als Vorfahren in Anspruch genommen werden. Dass in Tell el-Daba die Ramses III.-Schicht direkt vorhellenistisch liegt und — wie schon vom uns noch begegnenden Velikovsky gesehen — ins -4. Jh. gehört, kümmert die herrschende Lehre in und außerhalb Israels ja nicht.

In Israel selbst hat die große Mehrheit der Archäologen dem Kollegen Herzog beigepflichtet. Aus Amerika hat Hershel Shanks [1999] - wie schon 1991 - anzionistische Konsequenzen und womöglich sogar Absichten der Alt-Israel-Bestreiter hervorgehoben. Unter den Fachleuten bildet eine Ausnahme Adam Zartal von der Universität Haifa. Er hat Scherben in Samaria gefunden, die er ins -11. Jh. setzt und als hebräische identifiziert. Michal Arzi von derselben Universität - und ehemals Zartals Mitkämpfer - hat jedoch mittlerweile Scherben vom gleichen Typus an der Küste gefunden, wo sie im dortigen stratigraphischen Kontext "schon Jahrhunderte früher nachweisbar sind" [Jessen 1999].

Auch Zartal glaubt, dass keinerlei Hinweise auf den Exodus gefunden wurden. Er verweist dann allerdings auf seine Ausgrabungen (1982-1989) in Samaria, die das mosaische "Ihr sollt Steine auf dem Berge Ebal aufrichten" [aus 5. Mose 27:4] bestätigt hätten. Der an diesem Berge gefundene Stufenaltar und die Überreste der Opfertiere wurden ins -13. Jh. datiert [Zartal 1999]. Sie entsprechen altisraelitischen Opferpraktiken und Höhenheiligümern, wie sie von *Hesekiel* [43:12ff] - allerdings erst sieben Jahrhunderte später - im -6. Jh. beschrieben werden.

Die beiden israelischen Kollegen scheinen nicht darüber nachgedacht zu haben, ob vielleicht ganz unterschiedliche Datierungssysteme für die vielen Jahrhunderte zwischen den beiden so ähnlichen Scherbengruppen wie auch

zwischen dem Berge Ebal und Hesekiels Bericht verantwortlich sind. Zu Datierungsfragen hat sich allerdings ein Außenseiter zu Wort gemeldet, der zu den Ausnahmegelehrten Israels gehört - Doron Lancet, Direktor des *Crown Human Genome Center* am Weizmann-Institut:

"Gibt es eine alternative Theorie für die israelische Archäologie? Vor sieben Jahren hat Yehoshua Etzion *The Lost Bible* (Schocken Press) publiziert. Das Buch - basierend auf einer umfassenden Literaturrecherche - enthält eine fast wörtliche Vorwegnahme all der Diskrepanzen aus Herzogs Artikel. Wichtiger jedoch, es bot eine Lösung für dieselben durch eine radikale Änderung der Daten für die archäologischen Schichten - aufbauend auf den Schriften Immanuel Velikovskys (*Ages in Chaos*). Etzion ist kein professioneller Archäologe [er ist Violinist; G.H.], weshalb das archäologische Establishment sein Buch mit Verachtung oder Schweigen empfangen hat. [...] *The Lost Bible* schlägt vor, sich nicht mehr auf ein Datierungssystem zu verlassen, das für die ägyptische Archäologie entwickelt worden ist. Statt dessen soll für Israel eine unabhängige Skala geschaffen werden. Das klingt in der Tat häretisch - nicht weniger als damals die Relativitätstheorie. Wenn man jedoch die verschiedenen Schichten 500 Jahre jünger macht, ergibt sich eine verblüffende Übereinstimmung zwischen der Bibel und der Archäologie. Das gilt für Dutzende von Ausgrabungsplätzen. Auf einmal gibt es nomadische Wanderungs-Überbleibsel in der Sinai-Wüste, plötzliche und umfassende Zerstörungen in der Zeit von Josuas Eroberungen, massive Bautätigkeit in der Zeit von David und Salomon und Evidenz für allmähliche Zerstörungen durch Assyrer und Babylonier am Ende der Zeit des Ersten Tempels" [Lancet 1999].

Lancet schlägt abschließend vor, mit C14-Messungen Tausende von einschlägigen Artefakten Israels neu zu datieren und auf diesem Wege die Annahmen Etziions zu prüfen.

Der Autor hat in seiner langen Korrespondenz mit Etzion keine Verständigung darüber erreichen können, dass nicht nur die archäologischen Daten für die Schichten auf den Prüfstand gehören, sondern auch die innerbiblischen Daten für die biblischen Geschichten und sogar die Reihenfolge dieser Geschichten. Wie bereits Velikovsky selbst [dazu Whelton 1989] hat jedoch auch Etzion darauf beharrt, dass die biblischen Daten und Abfolgen wissenschaftlich einwandfrei seien.

Der Autor hat in dieser Zeitschrift zuerst im Jahre 1991 zu zeigen versucht, wie die Eliminierung Alt-Israels aus den Lehrbüchern seit dem 19. Jh. in Gang gekommen ist, während gleichzeitig der übrige Alte Orient von Ägypten bis Indien immer ältere und bis dahin nie bekannte Kulturstufen hinzu gewonnen hat [Heinsohn 1991a - 1996]. Nach den Ausgrabungen des vorigen Jahrhunderts, die zahllose Original-Keilschrifttexte im mesopotamischen Geburtsland des Stammvaters Abraham erbrachten, aber keine Hinweise auf den Mann selbst, ist diese Figur und ihre Geburt im -21. Jh. nach und nach aus den historischen Werken verschwunden. Gegen 1960 war dieser Prozess abgeschlossen. Die Abrahamerzählungen gelten heute als Produkte der Achämenidenzeit (ab -6. Jh.).

Als Konsequenz der Abraham-Eliminierung wurde allerdings nur Alt-Israel jung gemacht. Ägypten - als von Abraham besucht - und Mesopotamien - als sein biblisches Geburtsland - behielten Abrahams drittes vorchristliches Jahrtausend. Statt allen abrahamdatierten Regionen zwischen Nil und Indus das hohe Alter zu nehmen, kam es nur Israel abhanden.

Antijüdische Intentionen - vor allem beim Althistorikerpapst der Jahre 1880-1930, Eduard Meyer - schienen dem Autor bei diesem Vorgehen unabweislich. Die Passage aus *I. Mose* [14:14ff], in der Abraham mit altorientalischen Königen - wie dem lange mit Hammurabi identifizierten Amraphel - auftritt, wird durch Meyer von diesem Patriarchen kurzer Hand gereinigt. Der Text

"wird in der Tat der volkstümlichen Überlieferung angehören und aus dieser zu den Juden gekommen sein, die ihn dann benutzt haben, um eine Großtat ihres Ahnen in seine Geschichte einzulegen" [Meyer 1952ff, 297].

Hammurabi hat bis heute über die alte Gleichsetzung mit Amraphel sein um -2000 changierendes Datum behalten. Die gesamte ihm vorhergehende und an ihn gehängte Geschichte kommt also immer noch über Abraham zu ihrem Hochkulturbeginn ab -3000.

Die nach und nach über Abraham hinaus gehende Beseitigung Alt-Israels aus den modernen Geschichtsbüchern resultiert durchweg daraus, dass biblische Geschichten an Hand ihrer biblischen Jahreszahl verglichen werden mit dem Inhalt von Ausgrabungsschichten, die mit derselben Jahreszahl versehen wurden. Eine Zahl -1600 zum Beispiel in der Bibel ist

aber ganz anders zustande gekommen als eine Zahl -1600 für eine archäologische Schicht. Die biblischen Daten folgen heiligen Rhythmen - etwa dem Vielfachen von 40 Jahren. Die Daten für die Schichten hingegen folgen u.a. ägyptologischen Sothisberechnungen, die seit den 1930er Jahren als pseudoastronomische Kalkulationen gelten.

Wird nun eine biblische Geschichte mit der Zahl -1600 verglichen mit dem Inhalt einer Schicht mit einem ganz anders ermittelten, aber formal identischen Jahr -1600, dann wird die Geschichte verworfen, wenn Passungen nicht nachgewiesen werden können. Schließlich steht die Geschichte nur auf Papier, während die Schicht unbestreitbar harte Evidenz ist.

Der Autor hatte deshalb vorgeschlagen, biblische Daten für die biblischen Geschichten und ägyptologisch-assyriologische Daten für die Schichten im Land der Bibel erst einmal hintanzustellen. Statt dessen sollten mit den Geschichten die Schichten auf inhaltliche Passungen abgerastert werden. Auf diese Weise ließe sich auch die Reihenfolge der biblischen Geschichten prüfen und gegebenenfalls korrigieren. Es ließen sich auch solche Geschichten identifizieren, die aus ganz anderen Überlieferungen in die Bibel gelangt waren und deshalb im Lande Israel selbst nicht gut Schichten haben können [dazu Winzeler in diesem Heft]. Die Verfasser der Bibel hatten ja nur höchst disparate Geschichten aus dem Alten Orient vor sich. Ihre richtige Abfolge - und erst recht ihre richtige Datierung - konnte das eine Mal gelingen und das andere Mal scheitern. Das kann jeder leicht nachprüfen, der lediglich die Namen der römisch-deutschen Kaiser nebst Berichten über ein paar ihrer Taten und sonst gar nichts vor sich hat und daraus ihre korrekte Sequenz rekonstruieren soll. Wenn man sich dann noch ein paar Berichte über russische Kaiser oder französische Könige in deutscher Schreibweise darunter gemischt vorstellt, wird die ungeheuerliche Aufgabe für die Bibelkompilatoren deutlich.

Der Autor hat für die Chronologiebildung vorgeschlagen, die Schichten - nebst den an ihnen geeichten Geschichten - stratigraphisch zu datieren. Rückwärts bzw. nach unten zählend von der frühesten hellenistischen Schichtengruppe her - mit ihrem über Griechenland unabhängig bestimmten Datum - wären so Zeitangaben möglich, die immer noch nicht genau wären, aber womöglich doch weniger haltlos als die jetzigen. Für die direkt darunter liegende Schicht würde man dann die Perserzeit (6. - 4. Jh.) ansetzen,

was bis heute für die meisten Gebiete Altvorderasiens als absolut ungehörig gilt, nachdem die imperialen Dimensionen der Achämeniden ja ebenfalls für Erfindungen - in diesem Falle griechische - gehalten werden. In der nächsten Schicht nach unten hätte man das -7. und frühe -6. Jh. der Meder, deren Imperium die herrschende Lehre als weitere Erfindung der altgriechischen Historiker ansieht etc.

Bis heute ist diese stratigraphische und annäherungsweise an der klassischen Historiographie geeichte Vorgehensweise in der herrschenden Lehre nicht auf Gegenliebe gestoßen. Im modernen Israel sieht es momentan so aus, als ob erst einmal nur ein Streit zwischen ägyptologischer Pseudoastronomie des *mainstream* und velikovskyanischer Bibeltreue bei den Außenseitern herauskommt. Aber dabei muß es ja nicht bleiben.

Literatur

- Bremer, J. (1999), "Debatte über Bibelinhalt in Israel", in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30. Oktober 1999
- Dever, W.G. (1990), *Recent Archaeological Discoveries and Biblical Research*, Seattle · London
- Heinsohn, G. (1991a), "Stratigraphische Chronologie Israels. Ein Kurzabriß zur Rehabilitation historischer Informationen aus den biblischen Legenden", in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, Bd. III, Nr. 5, 37
- (1991b), "Stratigraphical Chronology of Ancient Israel. A Brief Rehabilitation of Historical Information Contained in Biblical Narratives", Vortrag gehalten auf der *Canadian Society for Interdisciplinary Studies, Annual Conference*, Haliburton, Ontario, 9.-11. November 1991
- (1992), "Von Abraham zu Salomo: Hat es das Alte Israel tatsächlich nicht gegeben?", Vortrag gehalten in der *Universität Salzburg*, 13. Mai 1992
- (1996), "Indo-Arier und Israeliten" (1992¹), in idem, *Assyrikerkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich*, Gräffling, 1996
- Herzog, Z. (1999), "It Ain't Necessarily So" (der hebräische Titel lautet: "Die Bibel: Keine Evidenz aus der Feldforschung"), in *Ha'aretz Magazine*, 29. Oktober 1999
- Jessen, N. (1999), "Und die Bibel hat nicht Recht", in *Die Welt*, 1. November 1999
- Lancet, D. (1999), "The Lost Bible May Still Be Found", in *Ha'aretz Magazine*, 12. November 1999

- Manyon, J. (1999), "It Ain't Necessarily So", in *The Spectator*, 6. November 1999
- Meyer, E. (1952ff), *Geschichte des Altertums. Zweiter Band*, hgg. v. E. Stier, Stuttgart
- Shanks, H. (1991), "When 5,613 Scholars Get Together in One Place", in *Biblical Archaeology Review*, Bd. XVII, Nr. 2, März-April 1991
- (1999), "Nor Is It Necessarily Not So", in *Ha'aretz Magazine*, 5. November 1999
- Whelton, C. (1989), "Velikovsky und der Fundamentalismus", in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, Bd. 1, Nr. 3, 12
- Winzeler, P. (1999), "Wer war David?", in *Zeitensprünge* Bd. 11, Nr. 4, 546 und "Der 'Mescha-Stein' - Die unerkannte hebräische Inschrift Davids?", Bd. 12, Nr. 1
- Zartal, A. (1999), "Mount Sinai Revisited", in *Ha'aretz Magazine*, 12. November 1999

Prof. Dres. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Wer war David ?

von Peter Winzeler

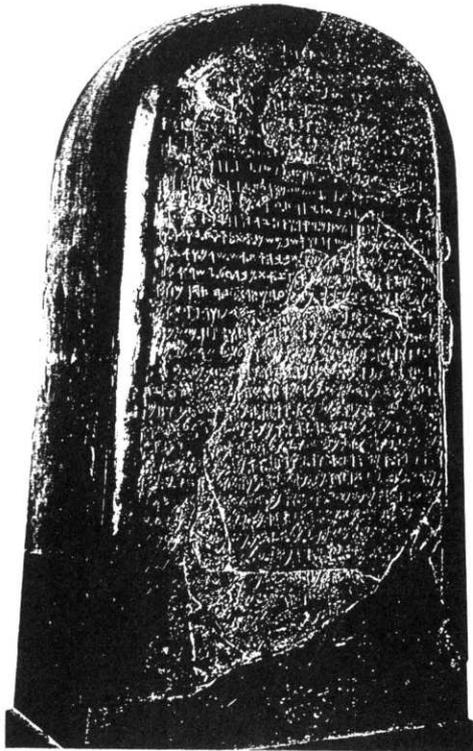
Zusammenfassung des Vortrages wie des Artikels Der "Mescha-Stein". Die unerkannte hebräische Inschrift Davids; *Abdruck im kommenden Heft*

Die Unauffindbarkeit des Großreiches Davids im altorientalischen Vakuum des -10. Jhs. ist das wohl bedeutsamste Ergebnis aller Ausgrabungen der Biblischen Archäologie, das heute aber einen radikalen antijüdischen Fälschungsverdacht erregt und sogar die "Fundamente Israels untergräbt" [Schlagzeile in *Amsterdams Trouw*, 29.10.99]: Auf Grund der zionistischen und apogetisch-christlichen Ideale der AusgräberInnen und einer nie befragten bibelfundamentalistischen Chronologie wurde schlicht übersehen, dass die einzige passende hebräische Dibon-Stele des Befreiers Mescha alle notwendigen Bezüge zum Aufstieg des Meschia/h David in Moab enthält [1.Samuel 22-27]. Das dunkle -11./10. Jh. erweist sich damit als die welthistorische Phantomzeit einer messianisch motivierten jüdischen Fiktion, die Davids Vereintes Königtum *theologisch* an den Anfang der (geteilten) Reiche Israels (bzw. Omris) und Judas setzte.

Das historische Beweisverfahren des Autors kann darum nur verstanden werden, wenn nicht schon von einer altbestehenden oder staatlichen Einheit des Hauses Josef (bzw. Josafats) im Lande Gosen mit Juda und Benjamin im südlichen Palästina ausgegangen wird, sondern von Ahabs "Zwölf-Fürsten-Bund" im Kanaan der Amarnabriefe im Kampf gegen Schalma-David, der direkt an die Amalekiterherrschaft (der Skythen, Lyder, Kimmerier) anschließt. Das lange für phantastisch gehaltene reale Großreich des Daiboniten (konv. -9. Jh.), der dem Bet-Omri den Untergang bereitet haben will, stößt hier nun auf denselben Anspruch der Kurkh-Stele des assyrischen Generals Schalmaneser (III.), dessen Sieg über Hadadeser von Ymeri-zu (Omri, Aram-Zoba) stets David zuerkannt worden war [2.Samuel 8/10]. Der Autor fragt darum nicht, ob der "Romanheld" David je gelebt habe, sondern: *Welcher Großkönig mit David wirklich gemeint und porträtiert ist.* Und hier sind es gerade die unbequemsten Erinnerungen an Davids Bannkriege, die die extraordinäre jüdische Überlieferungstreue beweisen.

Die Analyse des hebräischen Textbestandes der "Mescha-Stele" zeigt deren geografische, zeitliche und sachliche Übereinstimmung zugleich

1. mit Inschriften aus *Scha'mal-Ja'udi* (Davids Jehuda) in Hamath;
2. mit dem Invasor Schalmaneser (als assyr. alter ego), der Jehus Tribut empfing;
3. mit "Tarchunta Schalma" der Amarnabriefe (konv. -14. Jh.) als dem "Schalma von Bethlehem" der jüdischen Chronik;
4. mit der Apologie des hethitischen Usurpators Chattuschili im "Unteren Land" (konv. -13. Jh.), wie nicht zuletzt
5. mit "Schalmanu von Moab", dem Rivalen Tiglatpilesers III. im -8. Jh. (d.h. Schalmaneser V.).

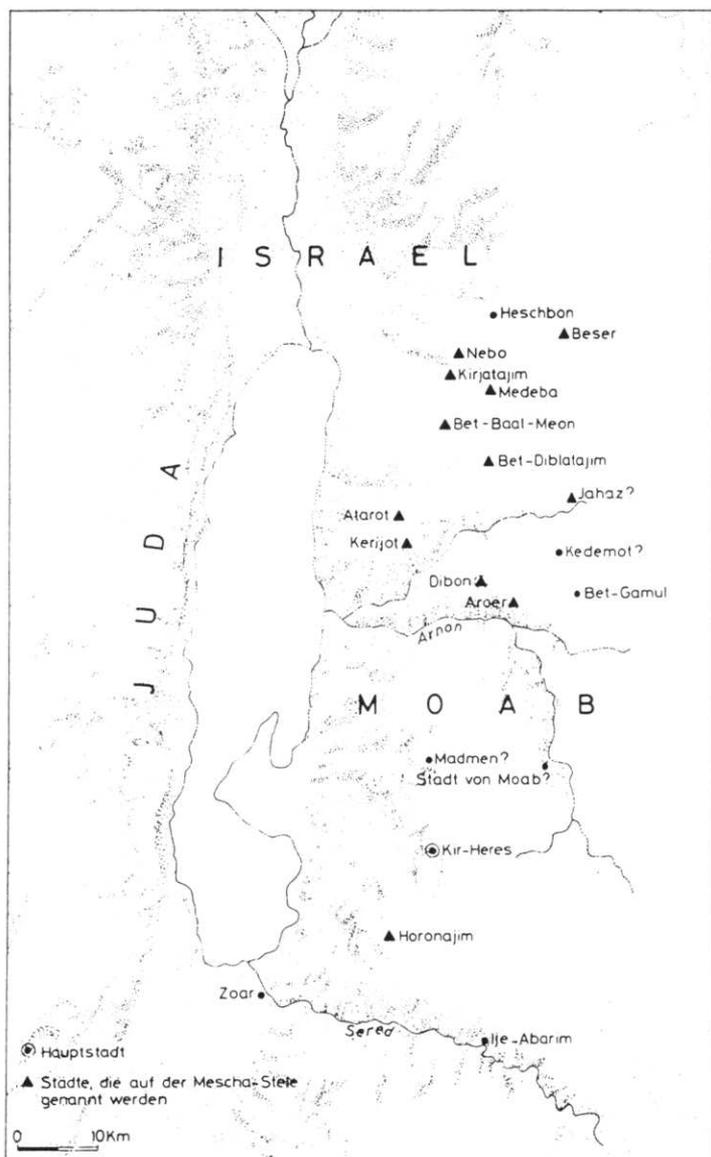


Mescha-Stele [o.A. (1992), *So entstand Israel. Die Geschichte des AT* (Hilversum 1982); S. 133]

Auf Grund der Chronologie der Mescha-Stele und der durchsichtigen Verdoppelung des -9. im -8. Jh. wird Tiglatpileser vom Autor erstmals mit Chattuschilis Thronrivalen Urchi Teshup (Murschili III.) identisch gesetzt, der biblisch (wiewohl auch im Verfolger Scha'ul = Murschili II.) in Meri-Baal (Merbalos von Tyrus) erscheint, dem Thronerben Jonathans (bzw. Muwatallis = Jorams von Juda). Auf Grund der mehrfachen Identifizierungen selber biblischer Ereignisse und Personen konnten auch unaufgefundene Orte der Davidslegende erstmals archäologisch belegt werden (wie Horesa = Till Barsipp = Hakpissa; Ziklag = Sechlala = Lachuwazantia; Thirza = Tisla-Turachi = Tarchuntassa; sowie das Bet-DWD in Hawronon = Arinna = Davids Hebron).

Gegen frühere Arbeiten des Autors könnte eingewendet werden, dass die biblische Einheit Davids mit Schalmaneser und Chattuschili (oder Nebukadrezar) nur literarisch (auf dem Papier), nicht aber geschichtlich (in Raum und Zeit) bestünde. Die in schwarzen Basalt eingemeisselten rund 70 Jahre der Mescha-Stele sind darum der harte Kern des Existenzbeweises für den hebräischen Vielvölkerkönig David in Israel, Aram und Chatti, der zuerst als solcher geprüft - oder widerlegt - sein will. In der Konsequenz aber wird das Davidsreich mit den 70 Jahren des sogen. Babylonischen Exils des Chaldäerreiches in Transeuphrat identisch gesetzt und synchron verknüpft mit der Sargonidenzeit und den faktisch teilidentischen oder rivalisierenden 18./19. bzw. 25./26. Dynastien Amarna-Ägyptens. *David gehört also nicht nur der jüdischen Geschichte an - sondern zugleich einem verdrängten oder entstellten Stück Weltgeschichte, das in diverse Epochen von (x mal) 70 Jahren aufgesplittet wurde, nach Zahl der Völker, die ein und denselben Gesamtreichskönig je für sich allein haben wollten.* Angesichts des dunklen Zeitalters des perserzeitlichen Judentums behält sich der Autor außerdem eine drastische Verjüngung dieses gesamten Amarna-David-Komplexes vor, der in einer jüngeren griechischen Version immerhin auch in den Makkabäerkriegen (aus Moab = Makkabu) gespiegelt wird.

Dr. phil. Peter Winzeler, CH-3027 Bern, Melchiorstraße 23-148
Privatdozent an der Theologischen Fakultät der UNI Bern
E-mail: petwinzeler@access.ch



Moab nach dem Text des Mescha-Steins [nach Aharony, Yochanan (1984), *Das Land der Bibel*, Neukirchen]

Anmerkungen zu Thomas Völker

Mitregentschaft Amenophis III.-IV. (Echnaton)

Otto Ernst

Der Artikel von Th. Völker in ZS 2/99, 175, bringt eine Reihe interessanter Aspekte; vor allem zu zweien möchte ich noch einiges ergänzen.

1. Die Aufspaltung Echnatons in einen "guten" Amun-Verehrer und einen "bösen" Aton-Verehrer braucht gar nicht künstlich oder später vorgenommen zu sein, sondern dürfte - in bezug auf die Königslisten - auf Echnaton selber zurückgehen, denn bekanntlich hat er nach seinem Umzug nach Amarna auch seine Namen geändert.

Bei seiner Thronbesteigung nahm der spätere Echnaton Namen an, die konventionell waren und sich vor allem auf Theben bezogen, wo er dann ja auch bald mit dem Bau des Großen Aton-Tempels beginnen sollte:

- Horus: "Starker Stier, mit hohem Federnpaar",
- Die beiden Herrinnen: "Groß an Königtum in Karnak",
- Goldhorus: "Der die Kronen in Karnak erhebt".
- Seinem Geburtsnamen "Amunhotep" wurde hinzugefügt: "Gott, Herrscher von Theben";
- und sein Herrschernamen war: "Vollkommen an Erscheinungsformen (oder Verkörperungen) ist Re, Einziger des Re": Nefer-cheperu-Re, wa-en-Re.

Im 4. Regierungsjahr wurde dann, vermutlich weil seine baulichen Aktivitäten in Theben zu starkem Widerstand hervorriefen, mit dem Bau von Amarna begonnen. Im 5. Jahr zog Echnaton in seine neue Residenzstadt um, die er "Achetaton", den "Horizont des Aton" nannte. Zu diesem Zeitpunkt trug er noch seinen Geburtsnamen "Amenophis".

Nach dem Umzug, vermutlich noch im gleichen Jahr, änderte er dann seine Namen:

- Seinen Geburtsnamen änderte er um in "Ach-en-Aton" (Echnaton), etwa "dem Aton wohlgefällig".

Die ersten drei Namen lauteten jetzt:

- Horus: "Starker Stier, geliebt von Aton",
- Die beiden Herrinnen: "Groß an Königtum in Achetaton";

- Goldhorus: "Der den Namen des Aton erhebt".
- Der Thronname: "Vollkommen an Erscheinungsformen ist Re, Einziger des Re", blieb unverändert.

Wenn diese Namen in den "Reichsannalen" korrekt geführt wurden, erschien Echnaton schon dadurch unter zwei verschiedenen Herrscher-Namen, wobei der letztere mit dem Sitz in Amarna und damit mit der neuen "Ketzerei" verbunden war und vielleicht deshalb später eliminiert wurde.

2. "Oros" bzw. "Orus" dürfte kein eigentlicher Kunstname, sondern aus "Horus", griechisch "Horos" entstanden sein: Der in der griechischen Schreibweise (Manetho) vorgekommene "Spiritus asper", der den H-Laut anzeigt, wird in der lateinischen Schreibweise meist weggelassen, so dass eben aus Horos Oros bzw. aus Horus Orus wird.

Man brauchte deshalb, wenn man anzeigen wollte, dass doch noch irgendein Herrscher zwischen namentlich Genannten regiert hatte, gar keine Kunstfigur zu schaffen, sondern schrieb statt des *Namens* des Herrschers, den man nicht mehr nennen wollte, einfach "**Herrscher**", "König" oder - wie wir wohl sagen würden - einfach "Pharao" bzw. "**Horus**". Dies passte um so besser, weil die Namensfolge der einzelnen Pharaonen in der Regel mit "Horus, der starke Stier" begann und erst dann eine Differenzierung durch weitere Zusätze erfolgte. Und weil "Horus" nicht "spezifisch" war, konnte man dieselbe Schreibweise auch für andere Herrscher außer Echnaton anwenden, die man ebenfalls eliminieren wollte. Es wäre noch zu überlegen, ob vielleicht zusätzliche Verwirrung in den Listen dadurch entstand, dass mehrere solcher Horus(se) zu einer Gestalt zusammengefasst wurden bzw. dann sogar mit Hor-em-hab = Haremhab verschmolzen.

Der Schlüsselsatz von Völker: "*Als Hauptursache der Verwirrung erscheint der wiederholte Versuch, den Ketzer Echnaton aus den Listen zu eliminieren, ohne dabei dessen Regierungszeit zu streichen*", müsste deshalb auch eventuell auch auf andere Herrscher der Amarnazeit erweitert werden.

Zu weiteren Thesen Völkers

Ich glaube nicht, dass die Königin "Akencheres" auf die androgyne Selbstdarstellung Echnatons zurückzuführen ist, was Völker als eine von mehreren möglichen Erklärungen anführt. Einmal spricht einiges dafür, dass nach dem Tode Echnatons zunächst seine Tochter Meritaton regierte, bevor sie

anschließend Semenckere heiratete, und eventuell könnte sich hinter der Königin auch Anchesenpaaton bzw. Anchesenamun, die Witwe Tutanchamuns, verbergen, die nach dem Tode ihres Gemahls anscheinend auch eine gewisse Zeit die Regierungsgeschäfte ausübte.

Interessant dürfte aber vor allem werden, wie Völker weiter die *Gleichsetzung der 18. mit der 26. Dynastie* begründen wird, denn in seiner abschließenden Tabelle folgt auf den Tod Ramses' I. die Eroberung Ägyptens durch Kambyses. Bei dieser Gleichsetzung sehe ich vor allem folgende Probleme:

Zunächst schreibt Herodot, der ja über die 26. Dynastie ziemlich ausführlich berichtet, nichts von Echnatons Reformen. Dies ließe sich allerdings auch dadurch erklären, dass die Griechen, die ja nur in einigen Städten des Deltas saßen, von diesen Reformen nichts mitbekommen haben, zumal Echnaton meiner Ansicht nach bis zum Tode seines Vaters in Amarna sogar bewusst isoliert worden war.

Ein schwerwiegendes Gegenargument ist in meinen Augen auch, dass die 18. Dynastie eindeutig aus Theben stammte, die 26. Dynastie hingegen aus Saïs. Und weiterhin befanden sich nach Herodot auch die Gräber der 26. Dynastie in Saïs, während die Herrscher der 18. Dynastie eindeutig in Theben-West begraben wurden.

Und wie soll die Zeit Sethos' I., Ramses' II. und Merenptahs, für die man doch etwa 100 Jahre ansetzen muss, in der Perserzeit untergebracht werden? Wer verbirgt sich dann unter den Hethitern, gegen die Ramses II. nun eindeutig über einen längeren Zeitraum gekämpft hat: eventuell lokale Herrscher Kappadokiens während der Perserzeit bzw. unter persischer Oberhoheit? Man kann sich eigentlich kaum vorstellen, dass während einer Perserherrschaft über Kleinasien, den Vorderen Orient und Ägypten im persischen Machtbereich Vasallen gegeneinander kämpften, zumal die Provinzen des Achämeniden-Reiches ja noch durch vom Großkönig eingesetzte Beamte, die sogenannten Satrapen, verwaltet wurden. Und der für Kleinasien zuständige Satrap saß in Sardes und nicht in Hattusas, was nun mal als die Hauptstadt des Hethiter-Reiches gilt.

Oder kann man die Perserzeit verlängern, weil sich bei ihr eventuell auch Datierungsfehler eingeschlichen haben - vielleicht auch abgeleitet aus falscher Berechnung der Olympiaden, wie es Heidrich für die archaische griechische Zeit postuliert -, so dass man dann einen *längeren* Zeitraum der Unabhängigkeit Ägyptens von den Persern erhält?

Anderes würde gut zu Völkers Gleichsetzung passen, z.B. die hethitische Schicht in Gordion, die sich einerseits über der phrygischen, aber andererseits unterhalb der persischen befindet. Weiterhin natürlich auch Velikovskys Datierung der 20. Dynastie, vor allem seine Gleichsetzung von Nektanebos I. mit Ramses III., gegen die in meinen Augen bisher vor allem sprach, dass die Herrscher der 20. Dynastie sich wie die der 18. und 19. Dynastie in Theben beisetzen ließen, was nur bei zeitlicher Nähe der Dynastien einleuchtend ist. Bei Völkers Datierung der Amarnazeit würde sich dann auch die Ähnlichkeit von Echnatons Sonnengesang mit dem 104. Psalm erklären, Echnaton dürfte dann eine hebräische Vorlage übernommen haben.

Zur späten Datierung der Amarnazeit fand ich vor einiger Zeit noch ein interessantes Indiz auf der in Susa gefundenen Darius-Statue, die sich im Archäologischen Museum in Teheran befindet. Dort wird Darius bezeichnet als der "Herr von allem, was die Sonnenscheibe (Aton-Re) umkreist"; nach offizieller Deutung hat dieser Aton-Re angeblich jedoch nichts mit dem Echnatons gemein.

Mir erscheint diese in der Ägyptologie vorherrschende Deutung jedoch sehr unwahrscheinlich oder unlogisch: Warum sollte man, wenn die Amarnazeit angeblich schon so weit zurückliegt, plötzlich wieder von Aton-Re sprechen, dann hätte der Sonnengott Re allein auch genügt. Ging aber die Amarnazeit, wie es Völker postuliert, der Perserzeit unmittelbar voraus, dann wäre es aus Sicht der Perserkönige sehr sinnvoll, Echnatons Aton-Re als Bezeichnung der Sonne zu wählen, zumal der Glaube der Perser auch monotheistischer Art war.

Dr. Otto Ernst 51373 Leverkusen Georg-von-Vollmar-Str. 23

Zangger und ein Ende

Heribert Illig

Stefan Diebitz hat mit seiner Zangger-Polemik [2-99, 200] für erhebliche Unruhe gesorgt. Sie zeitigte deutlich mehr Zuschriften als andere Artikel, wobei die Äußerungen fast durchwegs ablehnend ausfielen. Am häufigsten wurde eine Gleichsetzung von Sekundärquellen und Sekundärliteratur gerügt, die Eberhard Zangger ebenso wie der Wissenschaft Unrecht tue. Andere wunderten sich, wieso ich mich nicht längst mit Zangger verbündet hätte. Weiter kamen ethische Wertungen, wobei die dritte Gruppe es für unmoralisch hielt, diese Polemik gedruckt zu haben, während eine kleine vierte es für unmoralisch gehalten hätte, sie nicht gedruckt zu haben.

Wenn ich das Problem Zangger noch einmal aufwerfe, dann vor allem wegen der Zuschrift von Ulrich Franz, die berechtigterweise den wissenschaftlichen Wert einer Polemik bei Null einstuft und deshalb den faktischen Hintergrund einfordert. Da merkte ich, dass ich meinen Wissensstand einfach vorausgesetzt hatte, ohne ihn Dritten preiszugeben. Insofern reiche ich eine kurze Sachkritik an Zanggers provokantem Buch von 1992 nach: *Atlantis. Eine Legende wird entziffert* [Seitenzahlen ohne Ergänzung].

Vorab zum Problem "Sekundärquellen" gegen "Sekundärliteratur". Zangger [15] beschreibt unmittelbar vor der von Diebitz genannten Stelle [16], wie er durch ein Buch mit dem Titel "*Geschichten von Atlantis*" erste Details über Atlantis erfahren habe. Der Geoarchäologe begriff aber bei der Lektüre sofort, dass er auf ein solches Buch niemals bauen dürfe:

"Wenn man versucht, Neuland zu erschließen, darf man nicht den Gedankengängen anderer Menschen folgen, denn dieser Weg wurde ja bereits (erfolglos) beschritten" [16].

Diese erfolglosen Vorläufer fanden sich in der Sammlung des ungenannten Martin R. Becher [1986], in der von Platon und damit von der eigentlichen Quelle über Campanella, Francis Bacon, Rudolf Steiner bis hin zu Otto Muck markante Dichter und Denker vertreten sind, die über Atlantis geschrieben haben. Da Zangger keineswegs besser und fundierter geschrieben hat als etwa Otto Muck ("*Alles über Atlantis*" [1976]), hat er tatsächlich seine eigene Arbeit auf den eigenen Index gesetzt. Ich füge hierzu ein Statement von Stefan Diebitz als Antwort an seine Kritiker ein:

"Nachdem mich H. Illig mit dieser teils recht barschen Kritik bekannt gemacht hat, habe ich in Handbüchern, Fremdwörterlexika oder auch in den Literaturteilen großer Untersuchungen nach Zanggers Wort »Sekundärquellen« gefahndet - natürlich ohne Erfolg. Quelle ist eine schöne und anschauliche Metapher, Sekundärquelle ist Nonsens, und dieser terminologische Fehlgriff schien mir ein guter Hinweis auf die Unsicherheit in methodischen Fragen, die Zangger besonders in seinem ersten Werk, aber auch noch später an den Tag legt."

Zanggers postulierte Gleichsetzung von Atlantis und Troia bietet Prüfmöglichkeiten. Troia ist vermutlich richtig lokalisiert und in immer neuen Ausgrabungen 'entziffert' worden, wobei die *Ilias* die ältesten Grabungen geleitet hat. Nach der jüngsten Grabungskampagne von Korfmann gilt sogar der Troianische Krieg als historisch nachgewiesen [vgl. Birgit Brandau: *Troia. Eine Stadt und ihr Mythos. Die neuesten Entdeckungen*; 1999, 272, 351-359].

Bei Atlantis sieht die Sache ganz anders aus. Wir kennen dieses Reich und seine gleichnamige Hauptstadt nur durch Platon. Lokalisiert worden ist es schon fast überall, Australien vielleicht ausgenommen. Daraus könnte auf eine sehr undeutliche Beschreibung Platons geschlossen werden. In Wahrheit ist sie durchaus klar [*Timaios* 3.; bei Zangger 37]:

"Damals konnte man nämlich das Meer dort noch befahren; denn vor der Mündung, die ihr in eurer Sprache die Säulen des Herakles nennt, lag eine Insel, und diese Insel war größer als Libyen und Kleinasien zusammen. Von ihr gab es für die Reisenden damals einen Zugang zu den anderen Inseln, und von diesen auf das ganze Festland gegenüber rings um jenes Meer, das man wahrhaft so bezeichnen darf."

Wir sind demnach auf den Atlantik verwiesen, in dem genügend Forscher diese namensgebende Insel versinken sahen - am besten dazu noch immer die Studie von Otto Muck.

Auch Zangger kommt an Atlantis im Atlantik nicht vorbei, sagt ihm doch Platons Gewährsmann im *Kritias*, "dass es

- eine Insel war,
- im Atlantischen Ozean lag,
- größer als Libyen und Kleinasien zusammen war,
- innerhalb einer Meeresstraße lag,
- die schwer zu befahren war" [155].

Aus dem *Timaios* listet Zangger fünf weitere Punkte auf:

- "es lag außerhalb der »Säulen des Herakles« [...]
- "es befand sich vor 9000 Jahren in einem Krieg;
- seine Gegner wurden von den »Athenern« angeführt;
- es versank durch Erdbeben;
- dies erzeugte eine Barriere aus undurchdringlichem Schlamm" [172].

Trotz dieser Eindeutigkeit erfindet sich Zangger bei den angeblichen *Kritikas*-Punkten einen Ausweg:

"Die ersten drei Charakteristika sind nun auf Troia sicher nicht anwendbar, aber die letzten beiden wären es." [155]

Zangger streicht also mit lockerer Hand die Insellage im Atlantik und legt sein Atlantis=Troia ausgerechnet in jenes Kleinasien, das Platon zum Größenvergleich mit Atlantis heranzieht. Spätestens hier scheitert die Gleichsetzung Atlantis=Troia — zumal "Platon begriff, daß Atlantis mit Troia identisch war" [242].

Da Platon offensichtlich inkompetent ist, vertraut Zangger lieber zwei selbst erzeugten Argumenten. Er macht aus Platons "vor der Mündung" ein "innerhalb einer Meeresstraße". Situiert Platon das insulare Atlantis "außerhalb" der Säulen des Herakles, liegt bei Zangger das festländische Atlantis *innerhalb* der Dardanellen. Selbst wenn man bei Bosporus und Dardanellen weitere herkulische Säulen vermuten kann, weil das im Altertum gelegentlich anklingt, läge Troia auf jeden Fall *innerhalb* dieser Zusatzsäulen.

Dass diese Meeresstraße schon in atlantischen Zeiten schwer zu befahren war [155], ist wiederum Zanggers freie Erfindung, heisst es doch bei Platon ausdrücklich, dass das Meer erst *nach* Versinken der Insel schwer befahrbar wurde, was unserem Autor 16 Seiten später wieder einfällt, wenn er Platons dramaturgischen Höhepunkt, den spektakulären Untergang einer ungemein mächtigen Hochkultur samt daraufhin entstandenem Schlammmeer gerührt ausblendet:

"In unserem Fall könnte das Verschwinden von Atlantis als Entschuldigung dafür dienen, daß man die Fähigkeit verloren hatte, die Dardanellen zu befahren" [171].

Er ignoriert also alle greifbaren Aussagen bei Platon, um sich wegen zweier imaginer Kümmerargumente der Ebene von Troia zuzuwenden. Dort hat man Knochen von mancherlei Getier ausgegraben. Zangger weiss Bescheid:

"Zusätzlich zu dieser Fülle an wildlebenden Tieren und Nutztieren soll es in Atlantis aber auch Elefanten gegeben haben, und zwar nicht nur eine kleine Herde, sondern »besonders zahlreich«. - Elefanten in Troia?

Na ja, wer weiß?" [201]

Während sich alle anderen Atlantisforscher redlich mit jenen Elefanten plagen, denen auch die Beschreibung einer Kokospalme zugeordnet ist ("eine baumartig wachsende Pflanze, die Trank, Speise und Salböl zugleich liefert" [beides *Kritias* 7.]), übergeht Zangger flapsig diesen doppelten Hinweis auf die Tropen, in denen Anatolien auch während 'atlantischer Zeiten' niemals lag.

Da er sich als Landschaftsrekonstrukteur versteht, beschäftigen ihn vor allem die Kanäle von Atlantis. Platons Tiefenangabe von umgerechnet 30 m (ein bis heute unerreichter Tiefgang) kümmert ihn wie die meisten übrigen platonischen Maße nicht, nur der Radius von 50 Stadien darf bleiben. Insofern braucht er sich keine Gedanken darüber zu machen, ob damals schon 540 m spannende Brücken gebaut werden konnten [*Kritias* 8.]. Er findet auf alten Landkarten Rudimente von eventuellen Erdbewegungen, die sich bei ihm zu einem Halbkreissystem formen. Auch die rechteckige Ebene taucht hier in mikroskopischer Form auf, misst sie doch vielleicht 25 * 40 Stadien [213], nicht mehr 2.000 * 3.000 Stadien (zu 180 m) [*Kritias* 10.]. Wird Platon nicht wie ein Souffleur im falschen Stück eingesetzt, schenkt man also seinen Angaben Glauben, dann müssen ebene Gebiete wie England oder heute submarine Flächen rings um die Azoren ins Spiel gebracht werden.

Weil ihm all diese Widersprüche durchaus ins Auge springen, installiert Zangger antizipierend einen Notausgang:

"Darüber hinaus bleibt festzuhalten, daß, obwohl die wörtliche Beschreibung von Atlantis im Hinblick auf Datierung, Lage, Größe und Inselcharakter nicht auf Troia zutrifft, viele andere Elemente passen, zumindest soweit dies beim jetzigen, noch unvollkommenen Kenntnisstand zu beurteilen ist" [304f].

Seine Gleichsetzung beruht demnach nicht auf Platons Kernaussagen, sondern auf meist marginalen Details, denen er nicht unbedingt zutraut, dass sie kritischer Prüfung standhalten. So legt er Atlantis eilig ad acta:

"Im weiteren wird Atlantis in den Hintergrund treten, denn seine Legende scheint nur eine weitere Version der alten Geschichte um Troia und den Troianischen Krieg zu sein" [243].

Daran hat er sich lange gehalten. In seinem zweiten Buch *"Ein neuer Kampf um Troia. Archäologie in der Krise"* geht er auf die "sehr viele[n] Gemeinsamkeiten" von Atlantis und Troia nur noch mit einem Halbsatz ein [Zangger 1994, 69]. Erst danach hat er eine weitere Lanze für die Gleichung Atlantis=Troia gebrochen.

Mit zunehmender Bekanntheit will Zangger dem derzeitigen Ausgräber von Troia, Manfred Korfmann, Ideen geliefert haben - bei eintägiger Stippvisite. Er mischt derart in troianischen Angelegenheiten mit, dass er sogar für Bohrungen und geophysikalische Prüfungen in Troia zuständig zu sein scheint. Der zugehörige SPIEGEL-Bericht [53/98, 156] trifft in diese Richtung [2-99, 172], worauf andere Bulletin-Leser zu Recht darauf hinwiesen, dass der Geoarchäologe weiterhin in Troia keinen Spaten anrühren darf.

Mit einem Zangger zusammenzuarbeiten, der den Bericht Platons behandelt wie Uri Geller seine Löffel, ist mir nie in den Sinn gekommen — mag auch er beklagen, dass die archäologisch-historische Forschung in zahlreiche Teildisziplinen zersplittert ist, denen der Zusammenhang aus dem Gesichtsfeld gerät [1994, 18]. Die einzige Übereinstimmung besteht darin, dass Zangger und ich gleichermaßen die Atlantis-Erzählung als Beschreibung spätbronzezeitlicher Königsherrschaft sehen und damit auch beide die Datierung Platons ablehnen [26, 243, 302]. Ich habe 1988 meinen Standpunkt dargelegt, dass die Schilderung Platons sein Wissen um die späte Bronzezeit - und damit auch um Troia - darstellen dürfte, was aber nicht die einstige Existenz von Atlantis beweist.

"Nun lassen aber Platons Angaben zum Gesellschaftssystem von Atlantis noch eine zweite Datierung zu, die seiner explizit gegebenen radikal widerspricht: Die Nachfahren Poseidons werden von zehn Herrschern regiert, von denen einer als König über den anderen steht (Kritias 114e). Sie leben in geschützten Königshäusern (115c), denn die Insel der zentralen Königsburg wird von einem steinernen Wall umgeben (116a). Jeder der zehn ist Herr über die meisten Gesetze, so daß er strafen und hinrichten kann (119c): Ihre gemeinsamen Urteile werden von einem Opfer für Poseidon eingeleitet: Sie veranstalten »ohne Eisen-gerät, nur mit Holzknüppeln und Stricken eine Jagd« auf Stiere; das erbeutete Tier wird auf einer Säule geschlachtet, so daß sein Blut über die dort eingeritzten Gesetze des Poseidons fließt (1193e) [...] Im Zentrum steht, umgeben von zahlreichen Weiheschenken, der Tempel von Poseidon und Kleito mit einer firsthohen Goldstatue des Gottes.

Priesterkönige und Opferhandlungen, Schrift, Großplastiken - mit dieser Charakteristik läßt sich das von Platon geschilderte Reich gemäß Heinsohn eindeutig nach der dritten Zerstörungsschicht Schaeffers einordnen: »Entstehen *befestigter Palastanlagen* separiert vom Tempel mit *Königen*, die zugleich Priesterfunktion haben«. Da es sich um ein außergewöhnlich großes Reich handelt und erstes Eisenwerkzeug bekannt ist, dürfte es sogar nach Schaeffers vierter Zerstörungsschicht untergegangen sein, also zwischen -850/i und -730/i [i = Datierung gemäß Illig] [...]

Atlantis war ein bronzezeitliches Königtum, sein Untergang und der Wiederaufbau der Hauptstadt sind mit Athen, mit der Odyssee und dem Untergang Trojas verknüpft, der sich nach -700/v [v = Datierung gemäß Velikovskij] ereignete" [*Die veraltete Vorzeit*; 1988, 143f].

Bei dieser Datierung werden die "Seevölker" doppelt problematisch: Zangger sucht sie ganz konventionell im -12. Jh. und akzeptiert die "dark ages of Greece", während wir im Gefolge von Velikovskij die Zerstörungen in Anatolien und Griechenland viel später sehen und von den in Ägypten auftretenden "Seevölker" abtrennen, die ins -5. oder -4. Jh. fallen. Zanggers revolutionäre Interdisziplinarität weiss auch nichts von Velikovskys Hinterfragung der Gleichung Peleset = Philister. Zufrieden weist er darauf hin, wie er auch hier absolutes Neuland betreten habe:

"Die Identität von Peleset mit Philistern gilt als bewiesen — ganz einfach, weil sie niemand in den vergangenen hundertfünfzig Jahren angezweifelt hat" [1994, 271].

Aber Zanggers eigene Interpretation: Peleset = "Flüchtlinge aus der Ägäis" [1994, 246] ist keine Revolution, da die Philister längst als Flüchtlinge aus der Ägäis gelten. Velikovskys "Perser"-Interpretation wäre eine Revolution gewesen, dürfte aber an der fehlenden Bogenbewaffnung scheitern, weshalb ich die athenischen **Peltasten** und 'lautverschobene', federkronentragende **Spartaner** vorgeschlagen habe [3-91, 40].

Über solche Identifikationen und über die Zeitansätze liesse sich diskutieren. Indiskutabel ist dagegen die grob unwissenschaftliche Art, in der Zangger Atlantis mit Troia gleichgesetzt hat. Insofern rannte Stefan Diebitz offene Türen ein, als er mir seine "Anmerkungen zu Methodik und Stil eines Erfolgsautors" zuschickte.

Die Archivierung der keltischen Leuga in der Landschaft

Peter Amann

"Hier ist sie endlich, die Maßeinheit, die auf dem größten und unveränderlichsten Körper basiert, den der Mensch messen kann: dem Erdglobus selbst!"

rief 1799 ein Abgeordneter vor der Volksversammlung in Paris, als zwei Zeremonienmeister einen Metallstab aus seinem purpurroten Samtkissen hoben und der Präsident der Legislative verkündete: "Bürger, Repräsentanten des Volkes, dies ist der echte Meter, der Eichmeter!" [Guedj 292, 291].

Um das Ereignis zu feiern, schlug man eine Gedenkmünze, auf der die Worte eingraviert waren: "**Allen Zeiten, allen Völkern**" [Guedj 294].

Der Meter, geschaffen aus dem Geist der französischen Revolution, war als universelle Maßeinheit geboren, als der vierzigmillionste Teil eines irdischen Meridians. Vor genau 200 Jahren ging sie also zu Ende, die Zeit der Potentaten und ihrer individuellen Finger-, Ellen-, Klafter-, Fuß- und Schrittmaße.

Aber es hatte im Altertum schon einmal, sogar im gleichen Landstrich, eine vom Menschen unabhängige Maßeinheit gegeben: *die keltische Leuga*. Auch sie hatte, wie dann beim Meter gefordert, nicht nur Quantität, sondern auch Qualität: ein Maßsystem, das nicht einer Nation ausschließlich gehörte, eines, das unveränderlich war und sich direkt aus den beiden nördlichen Mondwenden herleiten ließ, wie ich schon gezeigt habe [Amann 1998, 55ff, Abb. IX].

In Gallien und Germanien war sie laut Großem Brockhaus gebräuchlich. Wie ich aber schon in meinen vorangegangenen Aufsätzen erläutert habe, ist die Leuga kompatibel mit den beiden römischen Schrittmeilen und dem griechischen Stadion, gehen doch 12 Stadien in einer Leuga auf. So hatte man also in der Leuga ein Maß, das mit seinen römischen und griechischen Bruchteilen im gesamten römischen Weltreich zur Anwendung kam.

Die Neuzeit hat ihren Meter (und ihr Kilogramm) in Platin gießen lassen und in einem Gewölbe 15 Meter unter der Erde in einem Panzerschrank wohl verwahrt.

Was haben Kelten getan, um ihr Maß, die Leuga, zu archivieren? Sie haben "Systeme" von Viereckschanzen gebaut. Was meine ich damit?

Es gibt Gegenden, wo sich Viereckschanzen regelrecht ballen. Ob sie nun als Schanzen, Viehpferche, Versammlungsorte oder als Kultbauten definiert wurden und werden — Archäologen haben ihre liebe Not, eine solche Häufung dieser Erdbauwerke auf engem Raum zu erklären. Besonders, wenn zwei Schanzen gerade mal 95 Meter auseinander liegen, wie beim berühmten Beispiel von Holzhausen, bei Kloster Schäftlarn. Doch davon gibt es noch acht weitere Beispiele in Süddeutschland, ganz abgesehen von einigen Mehrfachschanzen, wie Schwarz sie nannte, die den trennenden Graben gemeinsam nutzen - aber sie sind nicht der Gegenstand meiner heutigen Erläuterungen.

Darstellen will ich hier vielmehr 'Schanzengebilde', die mir durch eine gewisse Nähe zueinander auffielen, wenn auch nicht im Bereich um die 100 Meter wie beim "Typ Holzhausen", sondern durch ihre gleichzeitige Ausrichtung auf der Ost-West-Achse oder von Sonnwend- oder Mondwend-Linien. Gebilde dieser Art aus zwei bis vier Schanzen nenne ich *Schanzen-systeme*. Zwischen einzelnen Schanzen der zehn Systeme, die ich nun vorstellen will, muss die Topographie so beschaffen sein, dass eine Peilung von Wallkrone zu Wallkrone - auch über die längste vorkommende Strecke von 2 Leuga - möglich ist. Das ist jeweils der Fall.

Meine Messungen haben ergeben, dass Schanzen in solchen Systemen Bruchteile, in Ausnahmen auch ein Vielfaches der Leuga voneinander entfernt liegen. Am häufigsten, jeweils fünf Mal, ist die ganze und die halbe Leuga dargestellt.

Schanzen selbst haben in ihren Wallabmessungen oft Maße, die kleinen Teilen der Leuga entsprechen. So kann eine Walllänge vom zwanzigsten Teil einer Leuga auftreten; dies ist auch der tausendste Teil des Abstandes der Breitenkreise voneinander. Eine Walllänge von einem Dreißigstel der Leuga ist der tausendste Teil des Abstandes der Meridiane, z.B. am 48. Grad nördlicher Breite (= 48.°).

Meine Messungen stützen sich auf topographische Karten der Landesvermessungsämter im Maßstab 1:25000 und auf Karten der Atlanten keltischer Viereckschanzen in Bayern und Baden-Württemberg, jeweils im Maßstab 1:1000.

Archäologen haben die Umfänge sämtlicher keltischer Viereckschanzen Süddeutschlands vermessen, was insofern interessant ist, als in der Regel die vier Wälle (selten fünf) verschieden lang sind. So liegt der Durch-

schnittswert der kurzen Seite bei 81,5 und der der langen Seite bei 93 m [B/S/M 31]. Folgende Gleichungen gelten:

1 Leuga = 1,5 (römische) milia passuum (m.p.; Doppelschrittmeile)

1 Leuga = 3 einfache (römische) Schrittmeilen

1 Leuga = 12 (griechische) Stadien,

1 Leuga = 2.224,72 m

1 Stadion = 185,39 m; 1/2 Stadion \approx 92,7 m.

Dieser Wert kommt auch real durchaus vor, etwa in der gut erhaltenen Anlage bei Buchendorf im Landkreis Starnberg, Oberbayern. Nord- und Ostseite ergänzen sich mit jeweils genau 92,5 m zu einem griechischen Stadion. Da diese Doppelung selten ist, habe ich mich gefragt, ob sich nicht vielleicht zwei angrenzende Wälle unterschiedlicher Länge zu einem Stadion addieren lassen. Bei zehn Bauwerken, die der Aufsatz behandelt und die ihrer Größe nach dafür in Frage kamen, trifft dies fünf Mal zu.

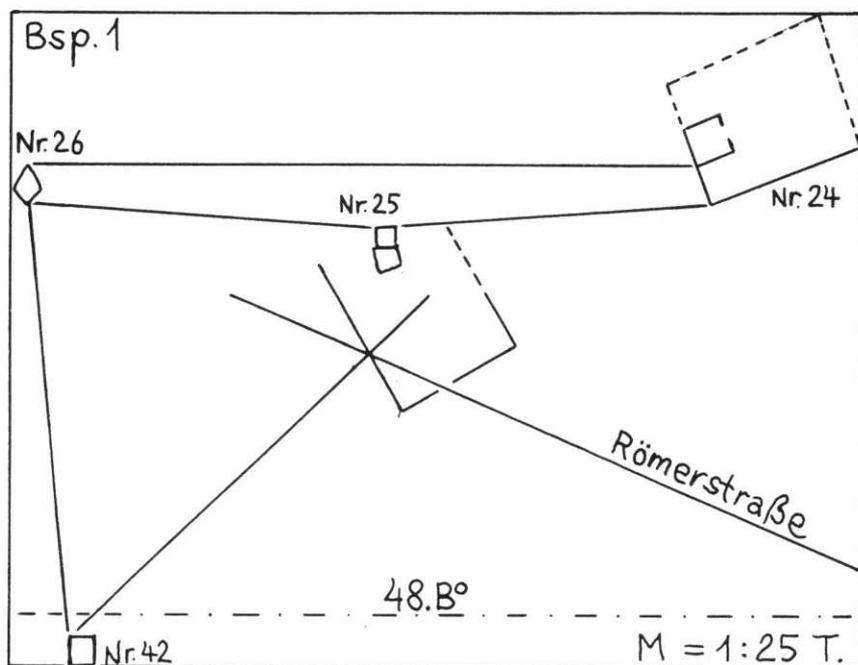
Zehn Systeme keltischer Schanzen und ihre Beziehung zur Leuga

A. Bayern

Beispiel 1: Beginnen möchte ich mit einem Schanzen-System, das wohl das vielschichtigste von allen ist. Es liegt an der Römerstraße von Salzburg nach Augsburg, beiderseits des 48.°. Zwei der vier beteiligten Schanzen sind die größten Süddeutschlands, dank ihrer Außenwälle. Innerhalb liegen Schanzen normaler Größe. Die westliche der beiden (Nr. 25) besteht aus zwei aneinander gefügten Schanzen und ist die mittlere jener drei, die nördlich des 48.° liegen. Außerdem durchschneidet besagte Römerstraße den Außenwall in der Weise, dass sie 1 1/2 Stadien (1/8 Leuga, \approx 278 m) im 'Vorhof' dieses Bauwerkes verläuft. (Warum ich diese Römerstraße auf 16 km Länge, bis zu ihrer Einmündung in den 'Vorhof' einer Keltenschanze, für eine keltische Kultstraße halte, habe ich schon dargelegt [Amann 1997, 27]).

Nun zu einem Maß der Außenwälle beider Großschanzen, das ein Bruchteil der Leuga ist: Der Südwall von Nr. 25 misst 445 m = 1/5 Leuga, desgleichen der Westwall von Nr. 24. Obwohl nicht mehr vollständig erhalten, ist seine Länge gut rekonstruierbar.

Zur Schanze Nr. 25 selbst, die eine Mehrfachschanze ist: Der Südwall



Beispiel 1: Schanzensystem zwischen Salzburg und Augsburg

der südlich gelegenen Schanze misst 111 m, also $1/20$ Leuga bzw. $1/1000$ des Breitengradabstandes. Der Ostwall misst 55,5 m, also $1/40$ Leuga. Im Südwall befindet sich das Tor der Schanze. Zieht man im rechten Winkel zum Südwall eine Gerade nach Süden, dann trifft sie nach 2 Stadien oder $1/6$ Leuga im Außenwall die Stelle, wo auch die "Römerstraße" einmündet.

Ähnliches wieder bei Nr. 24: Wird vom Tor im Ostwall im rechten Winkel zum Wall eine Gerade nach Osten gezogen, dann mündet auch sie nach zwei Stadien am Tor des Außenwalls.

Schanze Nr. 26 hat eine ungewöhnliche Ausrichtung in der Landschaft: Auf Norden bezogen bildet sie ein 'auf die Spitze gestelltes' Parallelogramm. Ihr Nordwest-Wall (105 m) und ihr Südwest-Wall (80 m) addieren sich zu 1 Stadion oder $1/12$ Leuga. Von der W-Ecke durch den Innenraum zur O-Ecke sind es 111 m oder $1/20$ Leuga.

Schanze Nr. 42 hat einen Ostwall von einem halben Stadion.

Jetzt zu den Maßen, die zwischen den Schanzen des Systems auftreten: Nord-Ecke Nr. 26 und SW-Ecke Nr. 24 liegen auf gleicher geographischer Breite. Ihre Entfernung beträgt **1 Leuga** (3 einfache Schrittmeilen, 12 Stadien).

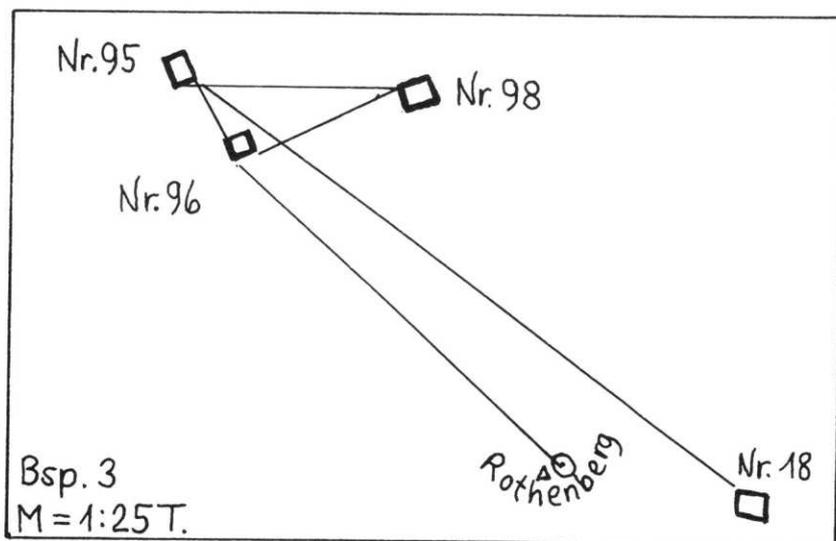
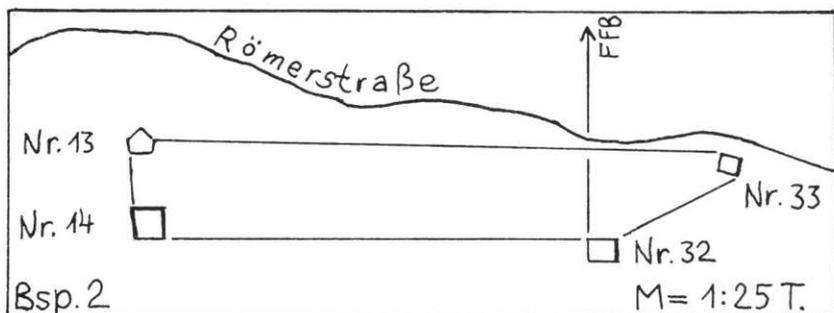
Zwischen der Süd-Ecke Nr. 26 und der NW-Ecke der nördlichen Schanze Nr. 25 liegt $1/2$ Leuga. NW-Ecke Nr. 25 nördliche Schanze über NO-Ecke zur SW-Ecke Nr. 24 Außenwall = $1/2$ Leuga. Zwischen der Süd-Ecke Nr. 26 und der NW-Ecke Nr. 42 liegt 1 Doppelschrittmeile (8 Stadien, $2/3$ Leuga).

Interessant außerhalb des Systems: Im Norden der NW-Ecke Nr. 42 stehen, 7 Leuga entfernt, die Türme des Münchner Liebfrauentomes.

Beispiel 2: an der selben Römerstraße, 28 km westnordwestlich, zwischen Gilching und Fürstenfeldbruck, 14,4 km nördlich des $48.^\circ$.

Hier liegen vier Schanzen auf zwei west-östlich orientierten Achsen. Die Flur dazwischen heißt *Heiligkreuz-Holz*. Nr. 14 der südlichen Achse bildet mit ihrem Nordwall von 111 m und ihrem Westwall von 74 m ein griechisches Stadion oder den 12. Teil einer Leuga. $111 + 74$ m sind jeweils $1/1000$ der Entfernung von Breitengrad zu Breitengrad, bzw. von Meridian zu Meridian, letzteres bezogen auf den $48.^\circ$. Nun die Maße, wie sie zwischen den Schanzen auftreten:

SW-Ecke Nr. 14 über ihre SO-Ecke zur NW-Ecke Nr. 32 = 1 m.p. ($2/3$ Leuga);



Beispiel 2, zwischen Gilching und Fürstenfeldbruck (Obb.)

Beispiel 3, in der Fränkischen Alb, nordnordöstlich von Ingolstadt

NW-Ecke Nr. 14 zur SW-Ecke Nr. 13 = 1 Stadion (1/12 Leuga).

Nr. 13 ist eine fünfeckige Anlage. Von der mittleren Ecke ihrer zwei Ostwälle sind es bis zur NW-Ecke Nr. 33 10 Stadien (5/6 Leuga).

NO-Ecke Nr. 32 zur SO-Ecke Nr. 33 = 1/5 Leuga, falls die weitgehend verebnete Schanze Nr. 33 von den Archäologen richtig eingemessen wurde.

Interessant außerhalb des Systems: Im Norden der NW-Ecke von Nr. 32 befindet sich, 2 Leuga entfernt, das Kloster von Fürstenfeldbruck.

Beispiel 3: In der Fränkischen Alb, 13 km nordnordöstlich von Ingolstadt, zwischen Böhmfeld und Schelldorf, unweit einer Römerstraße.

Drei der vier Schanzen bilden auf engem Raum, mittels der Sonnen-Visurlinie von Georgi (23.4.; 23°) und ihrem Komplementärwinkel von 67°, ein rechtwinkliges Dreieck. Der Südwall von Nr. 98 misst 73 m, ist dennoch 1/1000 der Meridianabstände, was dem enger gewordenen 'Gitter' in der Nähe des 49. Breitengrades Rechnung trägt. Die Maße zwischen den Schanzen:

SW-Ecke Nr. 95 zur NW-Ecke Nr. 98 = 1 einfache Meile (4 Stadien oder 1/3 Leuga).

SO-Ecke Nr. 96 zur NW-Ecke Nr. 98 = 3 Stadien (1/4 Leuga)

SO-Ecke Nr. 95 zur NW-Ecke Nr. 96 = 1/10 Leuga.

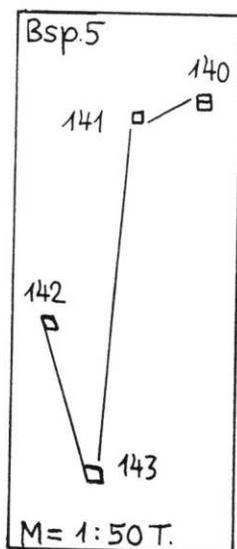
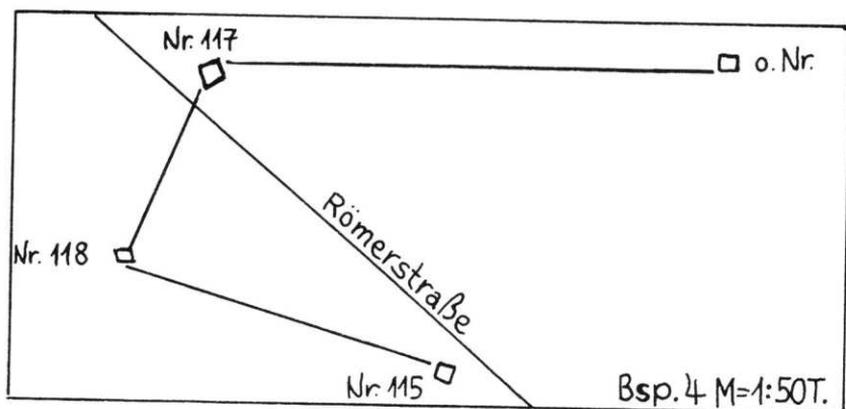
SO-Ecke Nr. 95 zur NW-Ecke Nr. 18 = *1 Leuga*. Eine Besonderheit des Systems: eine frühgeschichtliche Wallanlage ist involviert und erbringt die noch 'fehlende' Distanz:

SW-Ecke Nr. 96 bis Wallanlage Rothenberg = 1 m.p. (2/3 Leuga); gleichzeitig ist diese Strecke die südliche Große Mondwende und trifft nach weiteren 2,6 km auf einen Dachsberg [Amann 1998, 63].

Interessant außerhalb des Systems: Im Norden, 3 Leuga und 1 einfache römische Meile entfernt, liegt der höchste Punkt des St. Michaelsberges (bei Kipfenberg, dem heutigen geographischen Mittelpunkt Bayerns) mit 300 m entfernter, frühgeschichtlicher Wallanlage.

Beispiel 4: an einer Römerstraße, zwischen Donau und Heidenheim/Brenz, im Landkreis Dillingen, Schwaben.

Auch hier bilden drei Schanzen ein rechtwinkliges Dreieck; zugrunde gelegt ist dabei die Sonnen-Visurlinie von Samhain/Allerheiligen (astronomisch am 7.11.; 18°) und ihr Komplementärwinkel von 72°. Und die das Dreieck durchschneidende Römerstraße ist zudem eine Visurlinie der südli-



Beispiel 4, zwischen Donau und Heidenheim/Brenz; Schwaben

Beispiel 5, auf der Hochebene zwischen Günz und Mindel; Schwaben

chen Großen Mondwende. Eine vierte Schanze ist zugehörig, hat aber keine Nummer, da sie noch 1986 als Franzosenschanze bezeichnet worden ist. Spätestens seit 1995 gilt sie als Keltenschanze. Maße der Wälle:

Der Ostwall von Nr. 115 = 74 m, der Südwall von Nr. 117 = 111 m.
Maße zwischen den Schanzen:

SW-Ecke Nr. 118 zur NW-Ecke Nr. 115 = 1 Leuga.

NO-Ecke Nr. 118 zur SW-Ecke Nr. 117 = 1/2 Leuga

NO-Ecke Nr. 117 zur SW-Ecke ohne Nr. = 1 1/2 Leuga, west-östlich orientiert.

Interessant außerhalb des Systems: Auf der Römerstraße, in Richtung des nur alle 18 Jahre hier aufgehenden Sommermondes, wird nach 3 1/3 Leuga, ausgehend von Nr. 117, SW-Ecke, ein römischer Vicus und, 2 Stadien weiter, ein römisches Kastell an der Donau erreicht. Des weiteren führt diese Mondextrem-Linie zurück zu Beispiel 2, in 84 km Entfernung.

Beispiel 5: auf der Hochebene zwischen Günz und Mindel, 5 km südlich von Krumbach, Schwaben. Vier Schanzen sind beteiligt.

Nr. 140 ist eine Mehrfachschanze, mit einem Nordwall von 85 m und einem Ostwall von 100 m, also zusammen 1 Stadion. Und die Maße zwischen den Schanzen:

NO-Ecke Nr. 143 zur SW-Ecke Nr. 141 = 1 Leuga

SW-Ecke Nr. 143 zur NW-Ecke Nr. 142 = 1/2 Leuga

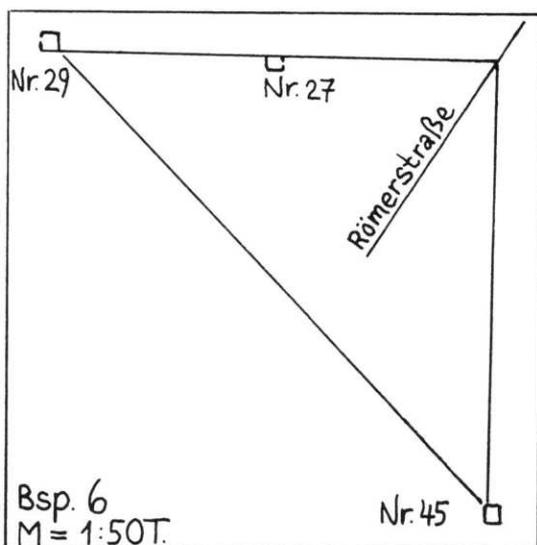
SO-Ecke Nr. 141 zur NW-Ecke Nr. 140 = 1/5 Leuga

B. Baden-Württemberg

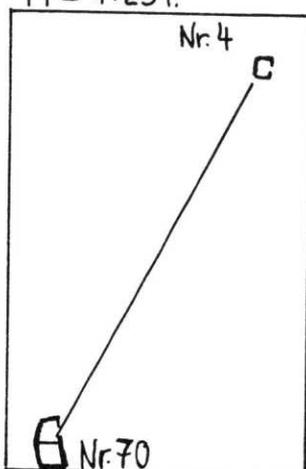
Beispiel 6: zwischen Heidenheim/Brenz und dem Härtsfeld, östliche Schwäbische Alb. Hier bilden nicht 3 Schanzen ein rechtwinkliges Dreieck, sondern 3 Schanzen plus eine Römerstraße. West- und Südwall von Nr. 29 sind gleich lang und addieren sich zu einem Stadion. Die Maße zwischen den Schanzen:

SW-Ecke über SO-Ecke Nr. 29 zur NW-Ecke Nr. 27 = 1 m.p., auf West-Ost-Achse mit 20 m Abweichung nach Süden. Wird diese Achse vom Ostwall Nr. 27 weiter nach Osten verlängert, trifft sie wiederum nach 1 m.p. auf eine Römerstraße, die die Achse schneidet.

Von Nr. 29 zeigt eine Linie im Winkel von 45° zur 2 Leuga entfernten Schanze Nr. 45. Dieses Maß kommt nur zustande, wenn die Innenräume beider Schanzen mitgerechnet werden. Und nun etwas ganz Atypisches:



Bsp. 7
M = 1:25T.



Beispiel 6, zwischen Heidenheim/Brenz und dem Härtsfeld; Schwaben

Beispiel 7, zwischen Rottweil und Trossingen; Schwaben

Beide Schanzen sind fast Quadrate und, von Geringfügigkeiten abgesehen, mit den Wällen zu den Haupthimmelsrichtungen ausgerichtet. Im Idealfall sollten diejenigen Diagonalen, die die Strecke zwischen den Schanzen durch die Innenräume verlängert, zur Ostrichtung 45° aufweisen. Die Prüfung ergab 45° für Nr. 29 und $46,5^\circ$ für Nr. 45. Das Dreieck schließt sich mit der Strecke: NW-Ecke Nr. 45 zur Schnittstelle Römerstraße mit West-Ost-Achse von Nr. 29 und Nr. 27 = $1 \frac{1}{3}$ Leuga, nord-südlich orientiert.

Interessant außerhalb des Systems: Die West-Ost-Achse der Schanzen 29 und 27, die ja ganz leicht nach Süden zeigt, trifft nach 95 km auf das Oppidum von Manching und tangierte vermutlich dessen Wall im Norden.

Die Gelegenheit nutzend, möchte ich hier wieder darauf hinweisen, dass der Wall um das Oppidum in der Nord-Süd-Richtung 1 Leuga ergibt [Amann 1999, 48].

Beispiel 7: zwischen Rottweil und Trossingen, bestehend aus zwei Schanzen, die durch den Ergänzungswinkel zu Mariä Lichtmess (2.2.) verbunden sind. Nr. 70 ist eine Mehrfachschanze. Die darzustellende Strecke beginnt in der südlichen Teilschanze 70a:

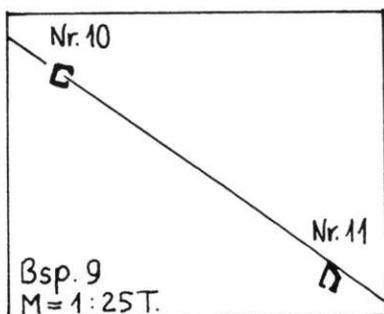
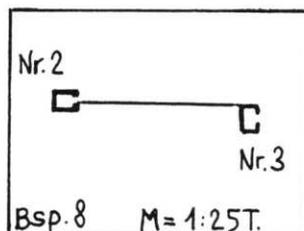
SW-Ecke Nr. 70a, durch ihren Innenraum und über ihren 5 m tiefer gelegenen Nordwall hinweg zum Tor von Nr. 70b; von dort zur SW-Ecke Nr. 4 = 1 milia passuum. Die Mehrfachschanze Nr. 70(a,b) hat eine große Ähnlichkeit mit der Mehrfachschanze Nr. 25 aus Beispiel 1. Die Entfernung beträgt 100 Leuga. Nr. 70 liegt 10 km nördlicher als Nr. 25.

Von Nr. 70 (a,b) aus findet sich in Richtung des Sonnenaufgangs am 21.12. nach 6 km das nächste Beispiel...

Beispiel 8: am Rand der Baar, zwischen Trossingen und Spaichingen, 3,5 Leuga (rund 7,8 km) nördlich des $48.^\circ$.

Zwei Schanzen sind hier west-östlich orientiert. Im Unterschied zu den Beispielen 2 und 6 verläuft hier die West-Ost-Achse nicht vom Südwall der westlichen zum Nordwall der östlichen Schanze, sondern: In der Mitte des Ostwalls der Schanze Nr. 2 befindet sich das Tor. Von dort erfolgt die Peilung nach Osten zum Nordwall, NW-Ecke von Nr. 3 = $\frac{1}{4}$ Leuga oder 3 Stadien.

Interessantes außerhalb des Systems: Im Norden der NW-Ecke von Nr. 2, in 7 Leuga Entfernung, befindet sich die SO-Ecke von Nr. 59; 2 Stadien nördlich liegt die SW-Ecke von Nr. 58, deren Westwall ebenso nord-südlich verläuft, wie der von Nr. 2.



Beispiel 8, zwischen Trossingen und Spaichingen; Schwaben

Beispiel 9, zwischen Bad Waldsee und Weingarten; Oberschwaben

Beispiel 9: zwischen Bad Waldsee und Weingarten, Oberschwaben. Zwei Schanzen liegen so zueinander, dass die Sonnwend-Linie des 21.12., in Richtung Sonnenaufgang, sie miteinander verbindet. Auch hier wird der Innenraum von Nr. 10 zur Darstellung der Distanz gebraucht:

NW-Ecke Nr. 10 zum Tor im Ostwall und zur NW-Ecke Nr. 11 = 1/2 Leuga. West- und Südwall von Nr. 11 ergeben, aus 63 m im Süden und 122 m im Westen, vermutlich 1 Stadion. Die NW-Ecke ist aber stark verebnet, der Westwall könnte auch 3 m länger gewesen sein.

Interessant außerhalb des Systems: Im Norden, in 7 Leuga Entfernung, liegt St. Martin (1/2 Leuga nördlich des 48.°), vermutlich am östlichen Ende eines etwa 800 m langen Prozessionsweges vom westlich gelegenen, ehemaligen Prämonstratenser-Kloster, von dem aus die NO-Ecke der Schanze Nr. 10 genau im Süden liegt, 'krumme' $6 \frac{2}{3}$ Leuga entfernt.

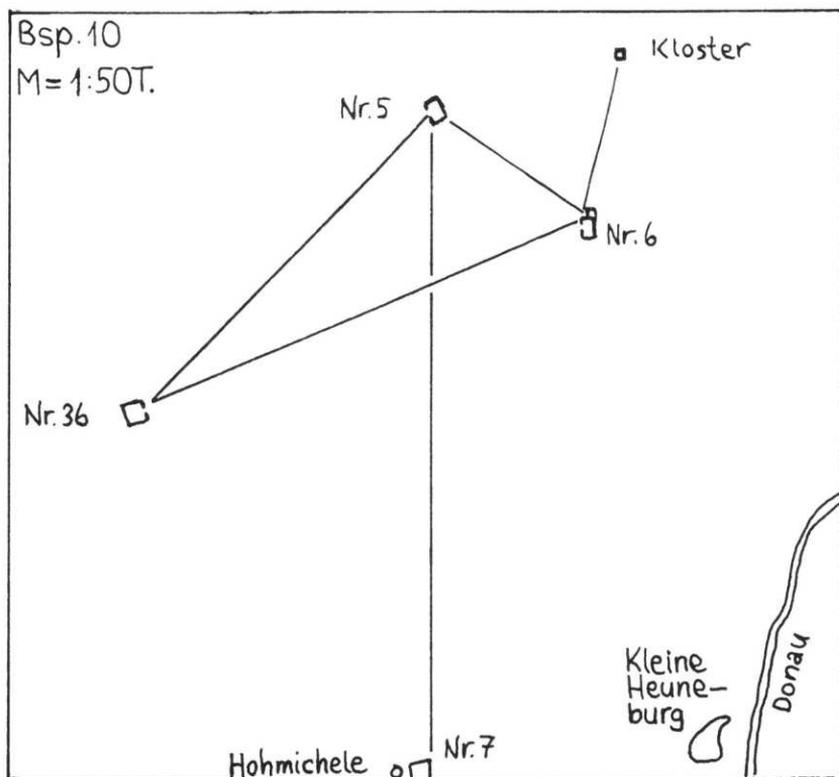
Beispiel 10: zwischen Kleiner und Großer Heuneburg, Lkr. Biberach, Oberschwaben. Dieses Beispiel fällt durch seine exklusive Lage zwischen keltischen Fürstensitzen und Fürstengrab (Hohmichele) auf. Wieder ergeben drei der vier Schanzen, darunter eine Doppelschanze, ein rechtwinkliges Dreieck. Die vierte Anlage liegt ein gutes Stück südlich, aber nur 70 m östlich vom Hohmichele. Sie ist die Nr. 7 und nordet, ausgehend von ihrer SO-Ecke über ihre NO-Ecke und von dort aus in 4,222 km präzise die SW-Ecke von Nr. 5. Das sind 226 m zu wenig für 2 Leuga. Häufig sind Schanzen aber um die 42 km voneinander entfernt, wie auch die "Maschen" des Netzes aus Sonnwend-Linien im vorgestellten Aufsatz gleichen Namens [Amann 1999]. Und davon macht diese Strecke rund ein Zehntel aus.

Die Schanzen im rechtwinkligen Dreieck zeichnen sich außerdem dadurch aus, dass sie durch Visurlinien zu bedeutsamen Sonnen- und Mondaufgangsorten verbunden sind. Flurnamen in diesem Dreieck sind: *Loh*, auf der Linie für Georgi, und *Lohwiesen*, auf der SSW-Linie, die die Schanze Nr. 36 tangiert und eine der im letzten Aufsatz vorgestellten Großraumlinien ist. Nun zu Maßen von Wällen:

Nr. 7 hat einen Südwall von 98 m und einen Westwall von 87 m = 1 Stadion. Jeweils die höchsten Punkte der Wallecken von Nr. 5 berücksichtigt, ergibt die Messung:

Nordwall = 92,5 m und Westwall = 94 m, ≈ 1 m zuviel für 1 Stadion. Die Maße zwischen den Schanzen:

Von der SW-Ecke Nr. 36 durch den Innenraum und das Osttor zu Nr. 5, durch das Westtor und ihren Innenraum zur NO-Ecke = $1 \frac{1}{3}$ Leuga;



Beispiel 10, zwischen Kleiner und Großer Heuneburg; Oberschwaben

die Linie ist gleichbedeutend mit der nördlichen Großen Mondwende.

Von der NO-Ecke Nr. 36 zu Nr. 6b, durch ihr Westtor und den Innenraum zur NO-Ecke = 1 1/2 Leuga; die Linie zeigt das Datum von Georgi (23.4.).

Von der SO-Ecke Nr. 5 zur NW-Ecke Nr. 6a = 1/2 Leuga; hier auf der WSW-Linie. Auffällig ist die Lage des ehemaligen Klosters Heiligkreuztal in Bezug zu den Schanzen Nr. 5 und Nr. 6: ein fast gleichschenkliges Dreieck. Die Messung zwischen NW-Ecke Nr. 6a und der Klosterkirche ergibt 1/2 Leuga. So, wie sich hin und wieder zwei angrenzende Schanzenwälle zu einem Stadion addieren lassen, so fügen sich hier zwei halbe Leuga, die auf der NW-Ecke von Nr. 6 in einem Punkt 'zusammenfallen', über Eck zu **1 Leuga**.

Ist es legitim, bei der Suche nach der Archivierung der keltischen Leuga in der Landschaft ein Kloster einzubeziehen? In diesem Fall kann die Frage mit Ja beantwortet werden, denn: Schanze Nr. 36 ist nicht nur Ausgangspunkt für die Große, sondern auch für die Kleine Mondwende. Und deren Visurlinie berührt den Ort des Klosters wie folgt: Sie trifft auf die SW-Ecke des Klostergevierts, durchläuft es diagonal und verlässt es wieder an der NO-Ecke, dort, wo die Klosterkirche sich befindet. Sicher war das auch den Kelten ein heiliger Platz. Und: Das Geviert des Klosters mag 50 x 50 m messen, Schanze Nr. 6b misst auch nur 50 x 60 m; ihr Ostwall und der Westtrakt des Klosters sind gefluchtet, mit 4° Abweichung aus der Nordrichtung nach Osten.

Noch zwei weitere Beispiele aus Bayern seien kurz erwähnt:

Beispiel 11: Deining, Dettenhausen, Lkr. Wolfratshausen, Oberbayern (ohne Zeichnung), zwei Schanzen, Nrn. 37 und 37a. Letztere hat Schwarz nicht dargestellt; sie ist aber in der topographischen Karte 1:25000 zu finden. Beide Anlagen liegen auf der Komplement-Linie zu Georgi (23.4.) Das Maß:

SO-Ecke Nr. 37 zur NO-Ecke Nr. 37a = 1 milia passuum

Beispiel 12: Südlich von Erding und am Ende der "Mond-Straße" (s.u.; ohne Zeichnung): Gebildet aus den drei Anlagen, die das Pendant zum Beginn der Mondstraße signalisieren (Nord-Süd-Achse) und einer weiteren für die West-Ost-Achse.

- SW-Ecke über SO-Ecke Nr. 6 zur SO-Ecke Nr. 8 = 1 1/2 Leuga (West-Ost-Achse)

- NO-Ecke Nr. 6 zur SW-Ecke Nr. 5 = 1 1/2 Leuga (Visur-Linie der Walpurgisnacht)
- NO-Ecke Nr. 6 zur NW-Ecke Nr. 10 = 2 Leuga (Visur-Linie der Großen Mondwende)
- a) Lage wie vorangegangenes Beispiel: NW-Ecke Nr. 10 zur SW-Ecke Nr. 10a = 1/5 Leuga
- b) Lage siehe oben: SW-Ecke Nr. 10a zur NW-Ecke Nr. 5 = **1 Leuga**.

Zwei mutmaßliche Systeme in Südbaden

Über Schanzen, die durch Luftbild-Archäologie hinzugekommen sind, kenne ich noch kaum Veröffentlichungen. In topographische Karten dürfte noch keine aufgenommen worden sein. Deshalb kann ich zwei mutmaßliche Systeme in der Rheinebene, nördlich und südlich des Kaiserstuhles, auch nicht genauer untersuchen. Bekannt sind mir nur ihre Hoch- und Rechtswerte (Koordinatensystem Gauß-Krüger). Ohne weitere Angaben sind Viereck-Schanzen jedoch nicht einzumessen. Folgendes deutet sich aber dennoch an:

Beispiel a: Nr. L23 bis Nr. L24 = 900 m; 27 m mehr würden 5 Stadien ergeben. Verbunden sind beide Schanzen (das "L" steht für Luftbild) offenbar durch eine Visurlinie der nördlichen Kleinen Mondwende.

Beispiel b: Nr. L4 bis Nr. L3 = **1 Leuga**; von der West-Ost-Achse um ca. 7° nach Norden abweichend. Die Literatur führt unbewusst ein weiteres Maß an:

- Nr. L4 bis Kapelle Hochstetten = 1/2 Leuga (1,1 km), vermutlich verbunden durch eine WSW-Linie.

Keltische Mond-Straße vor Münchens Haustüre

Ich kann nicht umhin, über sie nochmals ein paar Worte zu verlieren [vgl. Amann 1998]. Diese "Straße" bleibt auf 37 km Länge immer **1 Leuga** breit und läuft an ihrem NO-Horizont auf die Große Mondwende zu.

Sie beginnt am 48.° mit drei Schanzen, von denen zwei (Nr. 26 und 42) bereits ins Beispiel 1 eingebunden sind. Mit Nr. 42 wird der Straße eine Mittelachse gegeben. Ausgangspunkt ist die SO-Ecke von Nr. 42. Nach 7 Stadien schneidet sie den südwestlichen Außenwall von Nr. 25, durchmisst den 'Vorhof' von 1/5 Leuga, schneidet den nordöstlichen Außenwall von

Nr. 25 und trifft nach 5 Stadien auf die NW-Ecke des Außenwalls von Nr. 24.

Innerhalb des Systems von Bsp. 1 gliedert sich die Achse in 3 Teilstücke; die beiden äußeren ergeben addiert **1 Leuga**. Zurück zu Nr. 42, aber zu ihrer NW-Ecke. Von hier führt eine Parallele zur Mittelachse nach ebenfalls 7 Stadien zu der Stelle des südwestlichen Außenwalls von Nr. 25, wo die Römerstraße in den 'Vorhof' von Nr. 25 'eintritt'. Diese Kreuzungsstelle ist über die Trasse der Römerstraße, die auf der Visurlinie des Valentinstages (14.2.) verläuft, vom Schnittpunkt mit dem 48.° **1 Leuga** entfernt.

Wie Kimme und Korn

Folgen die Abmessungen der Viereckschanzen irgendwelchen Gesetzmäßigkeiten oder sind sie dem Ermessen der Erbauer überlassen geblieben, fragt Dieter Müller in seinem Beitrag "Die Anlagen; 3. Fläche". Er kommt nach Auswertung von 169 Bauwerken zu dem Schluss, dass es sich bei der Festlegung der Seitenlängen um ein Zufallsereignis handelt. Demzufolge kann angenommen werden,

"daß die Erbauer bei der Dimensionierung keiner Norm unterworfen waren, sondern freie Hand hatten und sie entsprechend einem wie auch immer gearteten Bedarf bemessen konnten" [B/S/M 28].

Ich habe nur 39 Viereckschanzen unter die Lupe genommen, die aber unter der von mir vorgenommenen Klassifizierung als "Schanzen-Systeme" repräsentativ sind. Hier findet sich m.W. zum ersten Mal eine Erklärung für die Lage der Tore. In fünf Schanzen verläuft die Strecke der Maßeinheit durch das Tor, davon viermal auf Visurlinien, einmal auf einer "Komplementär-Linie".

Die Beispiele, in denen das Streckenmaß quer durch den Innenraum verläuft, die Anlage durch das Tor 'verlässt', die nächste durch deren Tor wieder 'betritt' und quer zum Innenraum auf eine Wallecke trifft, sagen deutlich, dass hier nicht der Zufall am Werk war. Bestätigen kann ich diesen Sachverhalt durch meine eigene Beobachtung an der Buchendorfer Schanze [1/97, 16]. Im Tor stehend, erlebte ich am 21.6. den Sonnenaufgang über der NO-Ecke der Anlage; und 180° hinter mir hatte ich die Michaelskirche von Buchendorf, die jüngst durch erneute Ausgrabungen in die Schlagzeilen kam. Hinter der Kirche steht ein Kloster, welches 1 einfache römische Schrittmeile von der NO-Ecke der Keltenschanze entfernt liegt.

Als noch an eine Fortifikation geglaubt wurde, vermutete man Türme auf den für keltische Anlagen typischen, überhöhten Ecken der Wallkronen. Heute wird die Überhöhung für zwangsläufig gehalten, erklärbar als rein technisches Problem des Grabenaushubes von zwei Seiten [Schiek 33].

Die Beispiele, in denen der Wall einer Schanze zur dargestellten Maßeinheit hinzugehört, zeigen meiner Meinung nach deutlich, dass die Peilung von eben diesen überhöhten Ecken ausgeht. Zwei überhöhte Ecken, verbunden durch einen durchschnittlich 93 m langen, geraden Wall, ein solches Instrument hat sicherlich die Wirkung wie Kimme und Korn.

Bei aller Verschiedenheit der Schanzen-Systeme haben die Beispiele 2 und 6 (Distanz 100 km) zwei Gemeinsamkeiten:

1.) Die zur Darstellung gebrachte *milia passuum* entsteht jeweils durch Einbeziehen der Länge des Südwalls der westlichen Schanze.

2.) Die westlich liegenden Schanzen haben Weststore, die östlichen Oststore (bei Nr. 27 gilt die Ostlage als unsicher, Indizien sprechen jedoch dafür).

Pythagoras war mehr als ein Lehrsatz

Viereckschanzen werden seit einiger Zeit in Fachkreisen sachlich richtiger "temene" (temenos, heiliger Bezirk) genannt. Dass sie außerdem als Bauwerke zur konkreten Darstellung diverser Maßeinheiten gebaut worden sind, hat meines Erachtens einen sehr hohen Wahrscheinlichkeitsgrad. Die Licht-Messfunktion keltischer Schanzen für einen in die Landschaft gebauten Sonnenkalender habe ich schon gezeigt [Amann 1997; 1999]; damals habe ich sie "Licht-Messhöfe" genannt.

Dass Viereckschanzen unter dem Gesichtspunkt "temene" oder unter "Archiv für Maßeinheiten" betrachtet werden, mutet nur aus heutiger Sicht so gegensätzlich und unvereinbar an. Für die damalige Anschauung waren das keine Gegensätze, erklärte doch Pythagoras die Zahlen als Ausdruck der Verhältnisse in der Natur, als Ausdruck ihrer Harmonie und als Grundbegriffe des Seins [Knaurs Lexikon 1956]. Das Bayerische Staatsministerium der Finanzen hat 1993 [o.A.] eine Broschüre herausgegeben, dessen erstes Kapitel "Vermessungsaufgaben im Wandel der Zeit" heisst. Am Anfang und am Ende ist auf großen, weißen Seiten ein kleiner Satz vermerkt:

"Es ist ein Maß in allen Dingen."

Literatur

- Amann, Peter (1997): "Die Landschaft als keltischer Kalender"; in *ZS IX* (1) 8
- (1998): "Blauen-Berge und eine keltische Mondstraße. Mondobservatorien zur Landvermessung?"; in *ZS X* (1) 40
 - (1999): "Das Netz der Sonnwendlinien. Keltische Oppida und Messhöfe im süddeutschen Raum"; in *ZS XI* (1) 37
- B/S/M = Bittel, Kurt/ Schiek, Siegwalt/ Müller, Dieter (1990): *Keltische Viereckschanzen. Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg*; Stuttgart
- Guedj, Denis (1998): *Die Geburt des Meters*; Berlin
- o.A. (1993): *Geoinformationssysteme Bayern*; München
- Schwarz, Klaus (1959): *Atlas der spätkeltischen Viereckschanzen Bayerns*; München

Antike Schriftlichkeit contra Archäologie

Eine Antwort auf den Aufsatz von Gisela Albrecht

Franz Kloppenburg

Der aufmerksame Leser des Aufsatzes von Gisela Albrecht [ZS 2/99 228ff] als Antwort auf meine Darstellung [ZS 1/99 73ff] kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die antiken Schriftsteller für die Klärung der dort aufgeworfenen Frage zum Ort der Varusschlacht ohne Bedeutung sein müssen.

Die Schwarz-Weiß-Zeichnung, welche die Überschrift "Archäologie contra antike Schriftlichkeit" vermittelt, ist wenig hilfreich, und ich hätte mir gewünscht, dass die Autorin mein Anliegen, verdeutlicht in dem Satz

"... denn bei gleichzeitiger Interpretation der Berichte des Velleius, Cassius Dio und Tacitus ergibt sich ein reichhaltigeres Bild als *nur durch die einseitige Berücksichtigung greifbarer Fundergebnisse*"

nicht ignoriert hätte.

Mit dem Satz "Da die Werke in einem Zeitraum von vermutlich 180 bis 200 Jahren entstanden sind, erscheint eine 'gleichzeitige Interpretation' [Kloppenburg 73] ohne Bezug auf den historischen Kontext nicht unproblematisch," erhebt sie den zwar vorsichtig ausgedrückten Vorwurf, ich hätte ohne Bezug auf den historischen Kontext interpretiert. Als einer von den 700 Beflissenen, die die Clades Variana nicht in Kalkriese gefunden haben, möchte ich zu diesem Vorwurf noch einmal Stellung nehmen.

Urständ feiert bei Albrecht Cäsars *De bello gallico* aus dem Jahre 49 v.Chr. mit all den Aussagen über das unwirtliche, finstere, kulturell unerschlossene Germanien. Diese Aussagen erscheinen dann wieder als literarische "Klischees" und "Topoi" bei den späteren Historiographen und finden ihren Niederschlag als Begleitumstände der Varusschlacht, will heißen also, sie sind in diesem Fall ohne Belang. Dass dagegen ohne die dramatisch geschilderten topographischen Gegebenheiten und Naturgewalten als kampffentscheidende Begleitumstände die erfahrenen Legionäre nicht ins Verderben geraten wären, kann als gewiss gelten.

Mit Blick auf Cäsars *De bello gallico* übersieht Albrecht ganz den qualitativen Sprung, der sich 60 Jahre später, beginnend mit den Feldzügen des Jahres 12 v.Chr., vollzogen hat, bis hin zum Jahre 9 n.Chr., der vernichtenden Niederlage des Legatus Augusti pro praetore Varus in der Provinz Germania Magna.

Bereits im Jahre 4 v.Chr. hatte Tiberius einen Friedensvertrag mit den Cheruskern geschlossen. Wir haben es mit einer nahezu befriedeten Provinz zu tun, in der Steuern erhoben wurden, die ohne entsprechenden Münzumschlag für die Erhebung nicht möglich, nicht denkbar sind, in der römisches Recht gesprochen wurde. Diese kaiserliche Provinz unterschied sich unter der Ägide des Varus administrativ kaum von den älteren Provinzen, wie bei Dio nachzulesen.

Diese wichtigen Zeugnisse mit der auffälligen Betonung von Befriedung und wirtschaftlich-zivilisatorischem Fortschritt kann man nicht ignorieren, denn die Werke speisen sich auch Jahrhunderte später aus frühen, nahe am Geschehen entstandenen Aufzeichnungen und Berichten. Und was die Frage des Überwinterns angeht, so schien mir der Hinweis von Willard vollkommen neu und erwähnenswert. Aber Frau Albrecht greift ihn gegenargumentativ genüsslich auf, beruft sich auf Wiegels und wirft Dio Cassius unhistorische Berichterstattung vor. Dio Cassius spricht ausdrücklich von *überwintern*, nicht von einem Winterlager, was also nicht ausschließt, dass unter anderen winterlichen Bedingungen, nicht vergleichbar mit dem warmen Palästina, römische Legionäre Unterkunft und Gastfreundschaft in Cheruskersiedlungen (Städte waren dazu nicht vonnöten) fanden.

Zur Osningfrage, keineswegs neu und immer wieder erörtert auf der Suche nach der Örtlichkeit der Varusschlacht, sei mir der Hinweis auf den gelehrten Paderborner Fürstbischof (1626-1663) gestattet. In dessen *Monumenta Paderborniensia* (1672) hat er in Anlehnung an den Gelehrten Cluverius (sein Werk über die Germanen 1631) die Bezeichnung Teutoburger Wald statt Osning durchgesetzt. Auf einer Karte aus dieser Zeit (siehe Anlage) finden sich der von ihm eingezeichnete Drususaltar, der Ort der Varusschlacht und der Ort Aliso im Bereich des Saltus Teutoburgiensis, gewiss nicht ohne auf Indizien gestützte Begründungen.

Besonders auffällig, dafür umso widersinniger, ist das Bemühen der Autorin im vorletzten Absatz, den Ausschluss Kalkrieses mit einem Irrtum des Tacitus zu begründen. Verwirrt wird das Bild der antiken Historiographen noch dadurch, dass sie sich "spannender, gefühlsbetonter Bilder aus der römischen Geschichte" und im "literarischen Umgang mit gefallenem Feldherren", wozu "Anrufungen und Erscheinungen" gehören, bedienen. Was nach Albrecht darauf hinausläuft, dass diese für die Auffindung der Örtlichkeit der Varusniederlage unglaubwürdig und daher ohne Belang sind. Die anschaulich und dramatisch geschilderten Begleitumstände für das

Kampfgeschehen seien, Albrecht beruft sich hier auf Callies, "literarische Gemeinplätze".

Kurzum, die offenkundige Ablehnung der "antiken Schriftlichkeit" kann ich so nicht stehen lassen und folge gern dem Hinweisschild auf das Schlachtfeld von Kalkriese mit den angeblich beweiskräftigen numismatischen Funden.

Auf diesem Schlachtfeld waren 20.000 Kämpfer, zusammen mit Tross, Frauen und Kindern vermutlich 30.000 Menschen dem Untergang geweiht. Anknüpfend an die archäologischen Nachrichten und Meldungen in der *Antiken Welt* [3/99] unter der Überschrift "Fand die Varusschlacht (nicht) bei Kalkriese statt?", stelle ich mich dem neuen Aspekt.

In einem zweitägigen historisch-numismatischen Kolloquium hatten 40 Experten aus dem In- und Ausland über den Aussagewert von bislang ca. 1.500 Münzen aus römischer Zeit zu befinden. Da Albrecht vor allem den Münzfunden Beweiskraft für Kalkriese beimisst, mit der Behauptung, die Kupferasse mit dem Gegenstempel "Var" hätten nur während der Statthaltertschaft des Varus zwischen den Jahren 7 und 9 (korrekterweise 6 und 9) geprägt werden können, verweise ich auf drei Zitate aus dem umfangreichen Werk von Jochen Bleicken mit dem Titel *"Augustus - Eine Biographie"* [1998, Berlin]. Da steht auf S. 548:

"Die reguläre Soldzahlung war der absolut höchste Ausgabeposten. Bei einem Sold von 225 Denaren (900 Sesterzen [= 3.600 Asses]) im Jahr [für einen Legionär; ...] Besonders aber schlug zu Buche, daß viele Soldaten einen höheren Lohn erhielten. Denn die Soldaten der Leibwache in Rom bekamen zunächst knapp den doppelten, dann fast den dreifachen Sold, nämlich 750 Denare; die Offiziere strichen sogar ein Vielfaches des Grundsoldes ein, und auch etliche Chargen unter den Gemeinen erhielten einen höheren Sold, in der Regel das Anderthalbfache des Grundbetrages."

Der Grundbetrag von 3.600 Asses für einen einzigen Legionär übersteigt bei weitem die gefundenen Münzen. In Anbetracht von 20.000 Mann Kampftruppen, dazu dem Tross mit Frauen und Kindern, ist die Fundausbeute, die das weite Grabungsfeld preisgegeben hat, geradezu kläglich. Des weiteren ist der Hinweis auf S. 638 von Belang:

"Seit diesem Zeitpunkt begann die Münze von Lugudunum (Lyon) mit der Prägung einer Serie von Denaren und Goldstücken, auf deren

Rückseite die beiden Cäsares als »Vorsteher der Jugend« mit den ihnen verliehenen Attributen, Schild und Lanze, dargestellt sind. Die Prägungen dauerten bis 4 n.Chr. und waren der Menge nach so umfangreich, daß bis zum Jahre 13 keine weiteren Silberprägungen vorgenommen wurden."

Und auf S. 572 heißt es:

"Darauf verweist auch die seit diesem Jahre 15 [v.Chr.] in Lugudunum errichtete Münzstätte, die mit der ungewöhnlich hohen Emission von Gold-, Silber- und Bronzemünzen ohne Zweifel die Gelder für die Finanzierung der militärischen Unternehmungen bereitzustellen hatte."

Dabei darf nicht übersehen werden, dass Varus als Angehöriger der kaiserlichen Familie das Münzrecht für die Prägung der kleineren Werte besaß und Münzen mit seinem Bildnis (Achulla) aus seiner Statthalterschaft in Afrika bekannt sind; unvorstellbar demnach, dass die "Varusmünzen" nach der Niederlage aus dem Verkehr genommen worden sind.

Vollkommen im Gegensatz zu der nicht bewiesenen Behauptung von Albrecht steht die Aussage des Wirtschaftsfachmanns Prof. Wilhelm Hankel [1978: *Caesar, Goldne Zeiten führt' ich ein. Das Wirtschaftsimperium des römischen Weltreiches*; München · Berlin; 1978, S. 232]:

"Bei diesen Relationen (4 Asse = 1 HS [Sesterz]; 4 HS = 1 D [Denar]) bleibt es dann *400 Jahre lang*, obwohl sich ihre 'Fein'gehalte unterschiedlich verändern..."

Literarische Klischees und Topoi hin und literarische Gememplätze her, da lobe ich mir den Historiker Reinhard Wolters (TU Braunschweig), der in seinem Diskussionsbeitrag darauf hinwies, dass der Umlauf von Münzen offenbar länger gedauert habe, als bisher angenommen, und die von Tacitus geschilderte Landschaft durchaus mit Kalkriese verbunden werden könne. (So nachzulesen in *Antike Welt*, Kurzbericht von R. Wiegels, Osnabrück, S.301, in dem leider über die gefundene Schwertscheide der 1. Legion der Schleier des Schweigens ausgebreitet wird.)

Die Autorin hat mit ihrer Antwort, begleitet von einer Anzahl gleichgesinnter Mitstreiter, eine Lanze für Kalkriese gebrochen, doch weit gefehlt, mich zu überzeugen. Und so gestehe ich "betroffen, der Vorhang zu, und alle Fragen offen."

Franz Kloppenburg 37671 Höxter Am Bielenberg 7

Zur Phantomzeit in Thüringen

Schriftquellen und archäologischer Befund (II)

Klaus Weissgerber

Korrektur zu "2. Das Thüringer Königreich"

Aufmerksame Leser werden gemerkt haben, daß in Teil I [Zeitensprünge 3-99] auf S. 484 etwas nicht stimmt. Durch ein Malheur blieben einige Absätze des Manuskriptes ungedruckt. Der Drucktext ist ab Zeile 14, nach dem Satz: "So schrieb er [Gregor v. Tours], daß Basina, die Mutter des eigentlichen Begründers des Frankenreiches, Chlodwig, die Frau des Thüringerkönigs Bisin(us) gewesen sei" wie folgt zu ergänzen:

Gregor von Tours hatte keinen Zugang zu ostgotischen Quellen, was sich deutlich an seiner Schilderung der ostgotischen Geschichte nach Theoderichs Tod [III.31.32] zeigt. Diese Schilderung besteht nur aus Fabeln und endet mit großen Siegen der Franken gegen die oströmischen Feldherren Belisar und Narses!

Die ostgotischen Überlieferungen beginnen ebenfalls mit zeitgenössischen Originaltexten. Erhalten geblieben sind zwei Briefe des Ostgotenkönigs Theoderich des Großen an Herminafred [lat.: Dobenecker I,1,2; deutsch: Andert 194ff, 217f]. Danach heiratete um 410 Herminafred die Nichte Theoderichs, Amalaberga, die auch Gregor von Tours [III.4] erwähnt hatte. Diese kehrte nach dem Untergang des Thüringerreiches mit ihrem Sohn Amalfrid nach Italien zurück. Ihrer Augenzeugenschaft ist es wohl zu verdanken, daß in der Gotengeschichte des Jordanis ("*Getica*"), einem Auszug aus Cassiodor, recht objektiv, d.h. ohne fränkische Tendenz, über den Untergang des Thüringerreiches berichtet wurde [Jordanis LIX, 299]. Amalaberga war demnach die Tochter des Vandalenkönigs Thrasamund und der Schwester Theoderichs, Amalafrida, und die Schwester des späteren Ostgotenkönigs Theodahat. Radegunde erinnerte sich in ihrem bereits erwähnten Klagegedicht mit Schmerz an ihren Jugendfreund und Cousin Amalfrid, der später oströmischer Heerführer wurde [Prokop IV, 25]. Im Auftrag der Radegunde schrieb Venantius Fortunatus einen poetischen Brief an Amalfrid in Konstantinopel [Text: Bühler 350].

Prokop von Caesarea erwähnte in seinem "Gotenkrieg" ebenfalls die Beziehungen zwischen Ostgoten und Thüringern [I,12] und berichtete, offensichtlich auf ostgotische Quellen gestützt, objektiv über den Untergang des Thüringerreiches [I,13].

Es liegen somit gleichzeitige Quellen vor, die voneinander unabhängig sind, sich aber gegenseitig ergänzen, was ihrem gemeinsamen thüringischen Ursprung zu verdanken ist. Es liegt eine vertrauenswürdige schriftliche Überlieferung über die Geschehnisse in Thüringen bis 531 vor.

Es gibt aber auch andere Überlieferungsstränge, die aus späteren, also nicht zeitgenössischen Quellen stammen.

Paulus Diaconus (angeb. ca. 720 - ca. 800) berichtete in der ihm zugeschriebenen "Historia Langobardorum" über die engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Thüringerkönigen und den frühen Langobardenkönigen, die sich damals noch auf der Wanderschaft befanden bzw. sich seit 526 in Pannonien aufhielten. Danach war die Langobardin Mania die Ehefrau des Thüringerkönigs Bisin. Nach dessen Tod kehrte sie zu ihrem Stamm zurück und wurde Mutter des späteren Langobardenkönigs Audoin (um 545). Radikunde als Tochter des Bisin wurde mit dem Langobardenkönig Wacho (508-540) vermählt. (Diese Passage ist in der Ausgabe von 1992 nicht enthalten.) Illig [1993a, 41] hält das Geschichtswerk des Paulus Diaconus für eine Fälschung des 10. Jhs.; m.E. sollte sie als eine im 10. oder 11. Jh. entstandene Kompilation aus (glaubhaften) Volksüberlieferungen und echten Texten (z.B. Auszügen aus dem Werk des Gregor von Tours) sowie aus später gefälschten oder unrichtig datierten Texten (z.B. Fredegar und Buch der Päpste) betrachtet werden.

Einen vierten Überlieferungsstrang bot Widukind von Corvey (um 925 - nach 973) in seiner Sachsengeschichte ("*Widukindi Rerum Gestarum Saxoniarum libri tres*"), in der er ausführlich, aber seltsam verzerrt über den Untergang des Thüringerreiches berichtete. Gattin des Thüringerkönigs Irminfrid war auch bei ihm...

[Mit diesem Satz geht es in Teil I auf S. 484 weiter, nun aber korrekterweise damit, daß über Irminfrid nicht Gregor von Tours, sondern Widukind von Corvey berichtet hat.]

7. Die Herzöge in Würzburg

In der konventionellen, thüringenbezogenen Geschichtsschreibung ist es üblich, die "Hedene", Herzöge in Würzburg, als Nachfolger Radulfs im thüringischen Herzogsamt zu betrachten, ohne dies überzeugend mit Quellen zu belegen. Da die wenigen Schriftquellen, die die "Hedene" erwähnen, zudem noch aus der Phantomzeit stammen sollen, könnte ich diese als schlicht erfunden betrachten. Eingedenk meiner zu Radulf gewonnenen Erkenntnisse möchte ich es mir aber so einfach nicht machen und auch diese Quellen näher analysieren.

Zunächst ist festzustellen, daß die "Hedene" weder von Gregor noch von "Fredegar" erwähnt wurden. Die wesentliche diesbezügliche Geschichtsquelle ist die "Passio Kiliani martyris Wirziburgensis", die Leidensgeschichte des Heiligen Kilian. Es gibt mehrere Fassungen derselben. Die zweite Fassung soll von dem ersten Bischof Würzburgs, Burchard, stammen, von der es heißt:

"Sie ist fast wertlos, die wenigen Tatsachen, welche darin berichtet werden, sind teils entstellt, teils mit oder ohne Absicht erfunden."

[Wattenbach-Levison II, 177]

Solche abwertenden Bemerkungen interessieren mich stets, ich habe aber die zweite Fassung noch nicht zu Gesicht bekommen. Somit gehe ich hier von der ältesten Fassung aus [deutscher Text: Schneider 1976, 173ff]. Diese soll im 9. Jh. entstanden sein [Wattenbach-Levison I 145]. Immerhin ist es ein schlichter Text ohne politischen Bezug, in dem, außer den "Hedenen", keine anderen Herrscher erwähnt und vor allem keine Jahreszahlen angegeben wurden.

Ich sehe keinen Anhaltspunkt dafür, daß diese Vita gefälscht ist. Den irischen Mönch und Missionar Kilian hat es nach dieser Passionsgeschichte nach Wirziburg (Würzburg) verschlagen, das noch von Heiden bewohnt und von heidnischen Herzögen regiert wurde. (Die für die Ankunft üblicherweise angegebene Jahreszahl 686 findet sich in dieser Quelle nicht). Kilian taufte den Herzog ("dux") Gozbert und versuchte, diesen dazu zu bewegen, sich von seiner Ehefrau Gedana zu trennen, weil diese die Frau seines Bruders gewesen war. Daraufhin ließ ihn Gozbert auf Betreiben seiner Gattin ermorden (sein Christentum hielt somit nicht lange an!). Kilian wurde im Mittelalter als Schutzheiliger des oberen Maintales verehrt.

In der "Passio" selbst gibt es nur zwei Passagen, die historisch zu

verwerten sind. In der ersten heißt es, daß Würzburg eine befestigte Stadt sei, die im östlichen Franken (also nicht in Thüringen) liegen würde:

"Damals herrschte hier ein Herzog namens Gozbert, der Sohn des älteren Hetan, der wiederum Sohn des Hruod war." [Schneider 173]

In der zweiten Passage [Schneider 177], auf die ich noch ausführlicher zu sprechen komme, wird als Nachfolger Gozmanns dessen Sohn Hetan genannt. Mit keinem Wort ist davon die Rede, daß Gozmann oder Hedan "Herzöge von Thüringen" waren, im Text ist nirgends von Thüringern die Rede. Die Vorfahren des Gozmann wurden in der "Passio Kiliani" nicht einmal als Herzöge bezeichnet. Dem Sohne Gozberts, in der Literatur üblicherweise Hetan II. bzw. Heden II. genannt, werden zwei Dokumente zugeschrieben, mit denen Schenkungen von Gütern an "Bischof Willibrord" beurkundet wurden. Beide Urkunden wurden in der Burg Würzburg ("in castello Virteburch") ausgestellt.

In der ersten Urkunde (angeblich auf 704 datiert) verschenkte er (er nannte sich Hedenus) seine eindeutig privaten (also nicht landesherrlichen) Güter in Arnstadt ("Arnestati") und in zwei anderen Orten an Willibrord. Er bezeichnete sich in dieser Urkunde noch als "vir illuster Hedenus" (Erlauchter Herr Heden) Auf diese Urkunde werde ich im nächsten Abschnitt etwas näher eingehen. In der zweiten Urkunde (angeblich von 716) überließ er sein Erbgut im Saalgau bei der Hammelsburg ("ad hamulo castellum") dem Bischof. Gemeint ist offensichtlich Hammelburg am Main (diese Angabe bezeugt, daß Hetan II. dem fränkischen Adel entstammte). In der Urkunde von 716 bezeichnete er sich als "illuster vir Hedenus dux" (Erlauchter Herr, Herzog Heden). Der Text der Urkunde findet sich bei Dobenecker [I.7]. Heden dürfte danach also zwischen (konvent.) 704 und 716 Herzog geworden sein. In keiner Urkunde nannte er sich "Herzog der Thüringer"; auch in keiner anderen schriftlichen Primärquelle wurde einer der "Hedene" so bezeichnet. Die Legende vom Thüringer Herzogtum in Würzburg könnte aus der Überlegung entstanden sein, daß der Sohn Hetans II., der in den Urkunden als Bürge auftrat, den Namen Thuring führte. Bei Patze u. a. [1989, 19] klingt das so an:

"Weil die Anfechtung der Schenkung vermöge des Erbrechtes ausdrücklich ausgeschlossen und von dem Sohn Hedens (Heden) dem Thüringer (Ego Thuringus filius Hedeni donationem patris mei firmavi) bestätigt wird, kann man schließen, daß diese Besitzungen nördlich des Thüringer Waldes von ihm verwaltet wurden." [Für den Stil dieses Zitats kann ich nichts; ich habe wörtlich zitiert.]

Es wurde auch behauptet, daß Thuring seinen Namen von seiner thüringischen Mutter Theodrada habe. Diese Herkunft läßt sich aber urkundlich nicht belegen. Heimathistoriker haben, wiederum ohne jeden Quellenbeleg, Hruod, laut der "Passio Kiliani" Großvater des Gozbert, mit dem von "Fredegar" genannten Thüringerherzog Radulf identifiziert und behauptet, daß dessen Sohn Hetan I. seinen Sitz als Thüringerherzog nach Würzburg verlegt habe. Ein vernünftiger Grund hierfür wird nicht genannt und kann auch nicht gebracht werden. Warum sollten sich auch die Nachfolger Radulfs von ihrer Machtbasis im Unstrutgebiet entfernen, um sich gewissermaßen ins Exil zu begeben? Würzburg lag und liegt eben nicht in Thüringen, von dort aus wäre es unmöglich gewesen, Thüringen zu beherrschen. Denkbar ist natürlich, daß die Franken ein Gegenherzogtum in Würzburg errichteten (worauf ich im Abschnitt 11 noch eingehen werde).

Tatsache ist aber, daß die "Hedene" Privathöfe in Thüringen besaßen. Solche Höfe hatten andere Herren auch (in den von Dobenecker wiedergegebenen Schenkungsurkunden werden viele dieser Herren mit Namen genannt), wir befinden uns immerhin in der Zeit des frühen "Feudalismus". Bei dieser Sachlage mutet es kurios an, wie namhafte Heimathistoriker nach wie vor zu ihrer Thüringen-These stehen, auch wenn sie diese nicht begründen können:

"Die Herrschaft über das Land [Thüringen; K.W.] übte ein in Würzburg residierendes mainfränkisches Geschlecht aus, dessen letzter Vertreter Heden namentlich überliefert ist. Wie dieses Herzogsgeschlecht die Macht der Nachfolger Radulfs in Thüringen gebrochen hatte, ist unbekannt." [Jonscher 19]

Im "Gebhardt", dem anerkannten "Handbuch der deutschen Geschichte", wird bezeichnenderweise aus dieser Vermutung schon eine Tatsache. Ohne Quellengrundlage wird hier dem dubiosen Karolinger Pippin die Unterwerfung der Thüringer zugeschrieben:

"Zuerst gelang es, das thüringische Herzogtum zu unterwerfen und zuverlässigen Franken wie Theotbald und Hedenus - Verwandten seiner Gemahlin Plektrudis? - zu übertragen, die von Würzburg aus über die Saalestraße auch das Land nördlich des Thüringer Waldes beherrschten" [Loewe 110].

Ich vertrete dagegen die Auffassung, daß die "Hedene", soweit sie überhaupt existierten, nur gleichzeitig mit den Thüringer Herzögen (vgl. Abschnitt 11 dieses Beitrages) in Würzburg, nicht aber in Thüringen geherrscht haben können. Die konventionellen Genealogien sind einfach. Sie

gehen stets von einer erfundenen Herrscherabfolge aus und variieren von Autor zu Autor in Bezug auf die Regierungszeiten, die natürlich auch nur fiktiv sein können. Verallgemeinert findet man in der Literatur etwa folgendes Schema:

630/631 - 641/642 (+)	Radulf	= Hruod
641/642 - nach 656	Hetan I.	= Heden I., SdV
vor 687 - 690 (?)	Gozbert	= Theotbald, SdV
690/704 - 716/717	Hetan II.	= Heden II., SdV

Nirgends fand ich berücksichtigt, daß Hetan II. nach seinen eigenen Urkunden erst zwischen 704 und 716 Herzog geworden ist. So heißt es in einer jüngst erschienenen Geschichte Ilmenaus, daß die Urkunde von 704 von "Herzog Heden" ausgestellt worden sei [Leisner 12]. Einer Erklärung bedarf noch Theotbald, der mit Gozbert gleichgesetzt wird, darunter auch von Loewe [ebd]. Dieser Theotbald entstammt der Lebensbeschreibung des Bonifatius, die (konvent.) zwischen 754 und 768 von dem Presbyter Willibald niedergeschrieben wurde ["Vita Bonifatii auctore Willibaldo", lat. Willibald 1935]. Es handelt sich hier um eine sehr trübe Quelle, die ganz im Sinne der Karolinger-Legende abgefaßt ist. Im Kapitel 6 derselben findet sich eine Passage, die sich auf Thüringen bezieht und von Historikern ganz verschieden ausgelegt wird. Ich gebe diese nach Bühler [417] wieder:

"Hierauf wandte sich der heilige Bonifatius gen Thüringen. Dort besprach er sich mit den Großen und Führern des Volkes und erreichte bei ihnen, daß sie ihrer Unwissenheit Blindheit verließen und sich der christlichen Religion, die sie schon früher angenommen hatten, aufs neue ergaben. Denn nachdem das Reich ihrer Könige zusammengebrochen war, hatten sie unter der verderbenschwangeren Herrschaft des Theotbald und Heden, die sie in trauervoller Tyrannei niederhielten und die sich wie Feinde mehr durch Zerstörung als freiwillige ergebenheit behaupteten, viele ihrer Grafen teils durch Tod, teils durch Gefangennahme auf den Feldzügen gegen Feind verloren, worauf sich der Rest des Volkes den Sachsen unterwarf."

Diese Vita selbst kann nicht vor dem 10. Jh. entstanden sein, was mit Passagen aus allen Kapiteln bewiesen werden kann. In den "Briefen des Bonifatius" wurden Theotbald und Heden noch nicht erwähnt [vgl. Tangl]. Die Heimatforscher betrachten den zitierten Text als Bestätigung ihrer Behauptung, daß die "Hedene" doch Herzöge von Thüringen waren, ob-

wohl Würzburg überhaupt nicht erwähnt wurde. Unbedenklich identifizierten sie den Heden des Textes mit Hetan I. oder II. (mit welchem konkret, wird nie gesagt) und den Theotbald mit dem aus der "Passio Kiliani" bekannten Gozbert. Obwohl keine Belege vorliegen, wurde behauptet, daß Gozbert nach der Taufe den Namen Theotbald angenommen habe, wobei unbegründet blieb, warum dieser keinen "heiligen" Namen, sondern einen anderen germanischen Namen angenommen hat.

Bei dieser Auslegung blieb unberücksichtigt, daß nach dem Text Heden und Theotbald "Heiden" waren, beide gleichzeitig lebten und sich blutig als Feinde bekämpften. (Ich habe das Gefühl, daß manche Historiker bewußt damit rechnen, daß kein Leser die Originalquellen liest.)

Ich hatte bereits den Gebhardt-Autor Loewe zitiert, der sich nur auf die angeführte Willibald-Passage gestützt haben kann. Es bleibt sein Geheimnis, wieso diese angeblich (jeder Beleg fehlt) von Pippin eingesetzten Vasallen, die sogar Verwandte seiner Gattin gewesen sein sollen, weiter Heiden blieben und sich als Todfeinde, ohne Rücksicht auf eine höhere Gewalt, blutige Schlachten liefern konnten. Von einer fränkischen Herrschaft über Thüringen wußte Willibald nichts. Bei ihm folgten dem "Zusammenbruch" des Thüringer Königreichs die Herrschaft der Herzöge, bis sich die Thüringer freiwillig den Sachsen "unterworfen" hatten. Obwohl Pippin in der Vita eine große Rolle spielt, weiß Willibald nichts von einer Eroberung oder Unterwerfung Thüringens durch diesen. Mit der "Unterwerfung" unter die Sachsen kann nur gemeint sein, daß der thüringische Adel 908, nach der Niederlage und dem Tod des Herzogs Burchard gegen die Ungarn, den Sachsenherzog Otto (den Erlauchten) zu seinem Herzog wählte (Thüringen blieb trotzdem selbständig). Zwischen dem "Zusammenbruch" des Königreichs und der "Unterwerfung" unter die Sachsen lag nach dem Text nur eine relativ kurze Zeit, eben die Zeit der Herzöge, was ganz der Phantomzeit-Theorie entspricht. Hoch interessant ist auch, daß nach dieser Darlegung des Willibald Bonifatius erst nach der "Unterwerfung" (908) in Thüringen gewirkt hat, was auch anderen Quellen entspricht, auf die ich noch konkret eingehen werde,

Es ist nicht ganz auszuschließen, daß die Urkunden von 704 und 716 gefälscht sind. Immerhin hat Bischof Willibrord schon einige Jahre später, angeblich 726, in seinem "Testament" [Dobenecker I.15] die ihm geschenkten Güter an das von ihm gegründete Kloster Echternach (im heutigen Luxemburg) überlassen. Es bestand somit ein echtes Fälschermotiv!

Auch das Leben des "Friesenapostels" Willibrord, wenn er überhaupt gelebt hat, liegt sehr im Dunkel. Die älteste erhaltene Überlieferung (angeblich zwischen 785 und 787 niedergeschrieben) stammt von Alkuin, dem Hofdichter des "großen Karl" ["Alcuini Vita S. Willibrordi", Text: Wattenbach 1888]. Dieser Text ist bedenkenlos einem späteren Jahrhundert zuzuordnen. Alkuin behauptete, aus einer anderen Quelle geschöpft zu haben, aus dem "Martyriologium" des Beda (konv. 672-735). Mit dieser "wissenschaftlichen Leuchte" hat sich Illig [1993, 59ff; 1999, 125ff] schon eingehend auseinandergesetzt. Beispielsweise rechnete Beda schon mit der Null, obwohl diese als Zahl erst nach 1200 in Europa bekannt wurde. Er schaffte es, die Ostertermine von 532 bis 1063 zu errechnen. Angeblich soll er wesentlich dazu beigetragen haben, daß die christliche Zeitrechnung sich in Westeuropa durchgesetzt hat, was gar nicht seinen angeblichen Lebensdaten entsprechen würde. Alle Quellen, abgesehen von später manipulierten Klosterurkunden, besagen eindeutig, daß in Europa vor 1000 die "christliche Zeitrechnung" auffällig selten benutzt wurde (und dann auch nur in späteren Kopien), in den meisten Regionen wurde sie erst weitaus später eingeführt. Sogar der Vatikan hatte, wie ich noch ausführe, Schwierigkeiten. Der (angeblich) ursprüngliche Beda-Text blieb nicht erhalten. Nach der Alkuin-Biographie soll Willibrord ausgerechnet von Pippin 695 nach Rom gesandt worden sein, wo Papst Sergius I. (angeblich 687-701) ihn unter dem Namen Clemens zum Erzbischof von Lüttich geweiht habe.

Diese Vita steht im Widerspruch zu den Urkunden des Hetan (konv. 704 und 716), in denen von keinem Erzbischof die Rede ist. Auch der neue Name Clemens wurde nicht erwähnt. Der Aussteller oder Fälscher der Heden-Urkunden hat somit die Vita des Beda bzw. seine fiktiven Daten noch nicht gekannt. Selbst im Falle einer Fälschung kann ihm nur eine frühere Überlieferung bekannt gewesen sein. Wie Thiofrid, Abt von Echternach (um 1100) mitteilte, sei die älteste Vita des Willibrord von dem schottischen Mönch Rusticostilo in seinem Kloster geschrieben worden. Diese hätte sich grundlegend von der Vita des Alkuin unterschieden, sei aber inzwischen "verschollen" [Wattenbach-Levison I, 173]. Offensichtlich wurde sie nach 1000 nicht mehr für würdig erachtet, kopiert zu werden und ging so verloren. Möglicherweise entsprach die ältere Vita nicht der Karolinger-Legende und der neuen "Zeitrechnung" nach Otto III.!

Unter diesen Umständen neige ich doch dazu, Willibrord (den echten, nicht den der Legende) als real zu betrachten, was bedeutet, daß er zu Ende

des 6. Jhs. gelebt und gewirkt haben muß. Hierzu sind weitere Forschungen nötig. So befindet sich in Paris eine angeblich eigenhändige Niederschrift Willibrords aus dem Jahr 728. Da damals meist nach Regierungsjahren der Könige datiert wurde, wäre der Originaltext der Aufzeichnung sehr aufschlußreich.

Frühmittelalterliche Urkunden können zeitlich auch anders zugeordnet werden. Dies möchte ich am Beispiel der Heden-Urkunde von 704 aufzeigen, deren Text mir vorliegt [Dobenecker I.5; deutsch: Heden-Urkunde 1984]. Es liegt nur eine spätere Kopie vor, was vom Kopisten ehrlicherweise ausdrücklich am Anfang seines Textes festgestellt worden ist:

"Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 704 machte der erlauchte Heden mit seiner Gemahlin Theodrada dem heiligen Willibrord die nachverzeichnete Schenkung"

Nur in dieser Vorbemerkung ist das Jahr 704 enthalten, die Urkunde mit dem folgenden kopierten Text kann demnach kaum vor 1000 angefertigt worden sein. In der kopierten Urkunde selbst wurde anders datiert :

"Geschehen in öffentlicher Verhandlung auf der Burg Virtebuch am 1. Mai im 10. Jahre der Regierung unseres Herrn, des ruhmreichen Königs Childebert."

Da das 10. Regierungsjahr des Childebert III. (694-711) tatsächlich in das Jahr 703/704 fiel, nahm meines Wissens noch niemand Anstoß an der konventionellen Datierung. Ich muß anerkennen, daß dieser Kopist, im Gegensatz zu gleichzeitigen Pfüschern, in dieser Hinsicht sehr geschickt vorgegangen ist. Kein Historiker ist darauf gekommen, daß es vor dem (m.E. fiktiven) Childebert III. noch zwei echte Frankenherrscher dieses Namens gegeben hat: Childebert I. (511-558) und Childebert II. (575-596), auf die hier Bezug genommen worden sein könnte. Das Jahr 521 wäre offensichtlich verfrüht, da 10 Jahre vor dem Untergang des Thüringerreiches ein Franke Heden kaum Güter im Kern Thüringens besessen haben dürfte. Das Jahr 585, das 10. Regierungsjahr des Childebert II., erscheint mir dagegen real. Dieses entspricht auch dem Arnstädter archäologischen Befund, auf den ich im nächsten Abschnitt eingehen werde (Da ich mich mit der archäologischen Frühgeschichte Würzburgs noch nicht eingehend befassen konnte, möchte ich mich zu dieser vorerst noch nicht äußern).

Abschließend möchte ich noch auf das Ende des Hetan II. eingehen, da es hierzu zwei Überlieferungen gibt, die sich gegenseitig ausschließen.

Nach der einen ist Hetan II. mit seinem Sohn Thuring (Tiring) am 21. März 717 während der Schlacht bei Vincy gefallen. Auf dieses Datum wiesen viele Historiker hin, ohne eine Quelle zu nennen [z.B. Tille 3; B. Schmidt 548]. Neuere Historiker übergangen diese Behauptung ganz oder versahen das angebliche Sterbejahr ohne Kommentar mit einem Fragezeichen [so Loewe 228]. Lediglich Caemmerer [1956, 84] stellte diese Version ganz in Frage:

"Er [Hetan II.; K.W] ist 716 zuletzt urkundlich bezeugt und fiel nach der oft wiederholten, aber geschichtlich nicht beglaubigten Annahme mit seinem Sohn Tiring [sic !] in Karls Gefolge in der Schlacht bei Vincy."

Als einzigen Beleg fand ich in den "Fortsetzungen des Fredegar" [Kap. 106; vgl. Fredegar 1986, 116f] einen Bericht über eine Schlacht, die Karl Martell in seinem zehnten Regierungsjahr bei Vincecus (= Vincy) gewonnen habe:

"Darauf bot Karl sein Heer auf und zog gegen Chilperich und Ragamfred. Sie lieferten eine Schlacht am Sonntag in den Fasten, am 21. März, an einem Ort namens Vincecus im Camaracensischen Gau, und es geschah ein großes Blutvergießen auf beiden Seiten. Chilperich und Ragamfred wurden besiegt und ergriffen die Flucht; sie wandten den Rücken und entkamen. Karl verfolgte sie und eilte bis Paris."

Da diese Passage zur Karolinger-Legende gehört, erscheint sie mir von vornherein als dubios. Es wurde auch keine Jahreszahl gegeben, vor allem wurde Heden mit keinem Wort erwähnt! Auch Dobenecker [Anm. zu Nr. I.7] half nicht weiter. Er zitierte keine Quelle zu Hedens Tod, sondern verwies auf "Breysig 44". Auf dieses Werk [Breysig: Jahrbücher des fränkischen Reiches 714 - 741] bin ich auch schon bei meinen Vorstudien in einem älteren Lexikon [Meyers 1876] gestoßen, konnte es aber bis jetzt nicht beschaffen. Die Jahreszahl 717 entstammt somit den fränkischen Reichsannalen, die laut Illig [1993b, 58] zur Zeit von Barbarossa oder später verfaßt worden sind. Nach dieser Version sollen Heden und sein Sohn (hier: Tiring) als Gefolgsleute von Karl Martell (gewissermaßen im Dienste der Karolinger-Legende) bei Vincy gefallen sein. So fraglich diese Quellenbasis ist, umso kühner ist die Schlußfolgerung, die Historiker aus ihr gezogen haben. Ich zitiere hier nur Dobenecker [Anm. zu I.7]:

"Seit diesem Tage Thüringen ohne Herzog und Karls Gewalt über das Land fest begründet."

Glücklicherweise gibt es eine andere, überzeugendere Version. In der für

mich glaubhaften älteren Fassung der "Passio Kiliani" heißt es wie immer ohne Jahresangaben:

"Den Gozbert töteten seine eigenen Diener mit dem Schwert, seinen Sohn Hetan aber trieb das Volk der Ostfranken aus dem Reich. Seine Nachkommen verfolgten sie so, daß kein einziger von seinem Stamme übrigblieb." [Schneider 177]

Aus dieser Passage wurde abgeleitet, daß Heden nicht im Dienst von Karl Martell, sondern im Kampf gegen ihn gefallen sei! Mit keinem Wort ist aber in der "Passio Kiliani" davon die Rede, daß Karl oder ein sonstiger Frankenherrscher Würzburg erobert hatte, wie immer wieder behauptet wird. Der Autor schrieb ausdrücklich, daß "Ostfranken" Hetan vertrieben hätten. Damit ist auch schon der Schlüssel zum Verständnis gegeben. Wenn man von meiner chronologischen Deutung der Heden-Urkunden ausgeht, so sind diese 585 und 597 ausgestellt worden. Unter Berücksichtigung einer Phantomzeit von 297 Jahren entsprechen diese Daten den Jahren 882 und 894. Was geschah damals in "Ostfranken" (Herzogtum Franken)? Es tobten blutige Bürgerkriege zwischen den Babenbergern und den Konradinern, die nach den Quellen mit der Ermordung ganzer Geschlechter endeten. Dieses Los dürfte wohl auch die "Hedene" getroffen haben, wie es deutlich in der "Passio Kiliani" zum Ausdruck gekommen ist. Damit erscheint mir erwiesen, daß auch die "Hedene" tatsächlich existiert haben, allerdings zeitversetzt im späten 6. = 9. Jh. Im Abschnitt 11 werde ich noch einmal auf diese Problematik zu sprechen kommen.

8. Die Heden-Urkunde und Arnstadt

Nach der im 10. Regierungsjahr des Childerich ausgestellten Urkunde hat Heden(us), damals noch nicht Herzog, einen ganzen Gutshof ("curtis"), drei Hofstellen im Bereich der Burg Mullenberge ("in castello Mullenberge") und Teile eines Gutshofes namens "Monhore" mit Leibeigenen an Bischof Willibrord verschenkt. Die Historiker sind sich einig, daß mit dem "castello Mullenberge" die Mühlburg (eine der "drei Gleichen") gemeint ist, die nur einige Kilometer von Arnstadt entfernt steht. Die Burg, die nur als Ruine erhalten blieb, stammt aus dem Hochmittelalter, die Existenz einer vorherigen Burg ergibt sich nur aus der Heden-Urkunde. Unterhalb der Burg liegt die Gemeinde Mühlberg, die möglicherweise im bereits erwähnten "Testament des Willibrord", in dem von einer vor Arnstadt liegende Kirche im Dorf Mulnaim die Rede ist, erwähnt wurde. "Aber das muß offen bleiben"

[Patzé 1989, 285]. Den Gutshof namens "Munhore" konnte noch kein Historiker identifizieren, Es gibt nur Vermutungen. Heimatforscher in und um Sömmerda und Kölleda, aber auch anerkannte Archäologen wie B. Schmidt [1983, 547] und Historiker wie Wiemann und Patze [Patzé u.a. 1989, 19] plädierten, nur wegen der Namensähnlichkeit, für die relativ weit von Arnstadt und der Mühlburg entfernte Region um die Monraburg bzw. Großmonra.

Ich wies schon darauf hin, daß diese uralte Burg Spuren fränkischer Besiedlung aufwies. In der Urkunde Hedens ist aber von keiner Burg, sondern von einem Gutshof die Rede, der den Namen Munhore führte. Patze hielt im gleichen Band [Patzé u.a. 325] aber auch die Identität mit Ohrdruf für möglich, mit der Begründung, daß es dort einen Flurteil "Halbmondsfeld" gäbe, Manhore aber Halbmond bedeuten würde. Archäologische Funde wurden in Ohrdruf vor dem Hochmittelalter allerdings nicht gemacht [Caemmerer 85, Müllerott 1997, 78; dort auch Wiedergabe der recht abstrusen Heimatliteratur]. Wahrscheinlicher ist, daß diese "curtis" in dem Bereich zu suchen ist, die von der Mühlburg aus militärisch gesichert war, also vermutlich südlich von Apfelstädt [so Müllerott 1998].

Herzstück der Urkunde ist, daß Heden "curtem nostram in loco muncupante Anestati, super fuvio Huitteo" an Willibrord verschenkt hat. Zweifellos geht es hier um das heutige Arnstadt, denn mit dem Fluß "Huitteo" (= Witte) kann nur die Weiße gemeint sein, die neben der Gera Arnstadt durchfließt (allerdings hat sich im Stadtgebiet von der Wilden Weiße die Stadtweiße abgeteilt, was die genaue Lokalisierung des Hofes erschwert). Arnstadt gilt auf Grund der auf 704 umdatierten Urkunde als älteste urkundlich erwähnte Stadt Thüringens. (40 Jahre galt sie als älteste beglaubigte Stadt der DDR. Auch Würzburg betrachtet als Ausstellungsort auf Grund dieser Urkunde 704 als Jahr seiner ersten urkundlichen Erwähnung.)

Arnstadt ist nach den archäologischen Funden eine der ältesten Siedlungen Thüringens. Besonders im Gebiet der Alteburg wurden Funde von der Steinzeit über die Kelten, Hermunduren, Altthüringer bis ins 6. Jh. gemacht. Dann brechen diese Funde plötzlich ab, bis Arnstadt, wie die Funde zeigen, im 10. Jh. wieder aus tiefem Schlaf erwachte [Caemmerer 1956, passim]. Am 25. Oktober 954 fand dann in Arnstadt sogar ein Reichstag statt [Dobenecker I.389]. Dies ist die erste schriftliche Erwähnung der Stadt nach der Heden-Urkunde. In den letzten Jahren fanden erneut archäologische Ausgrabungen statt, die das Ziel hatten, Spuren der "curtis Arnestati" des Heden zu finden. Über die Ergebnisse wurde in der Heimatpresse unter der

bezeichnenden Zwischenunterschrift "Bis heute gibt es noch keinen echten archäologischen Nachweis" berichtet:

"Während die archäologischen Quellen für das Umfeld der Liebfrauenkirche nahezu schweigen, ist für den Fundort Stadtgut eine Besiedlung im frühen Mittelalter nachweisbar. Jedoch die ältesten frühmittelalterlichen Funde im Stadtgebiet, die des 7./8. Jahrhunderts, wurden von Ulrich Lappe ergraben, der über viele Jahre hinweg im Auftrag des Museums für Ur- und Frühgeschichte Weimar in der Ruine eine wissenschaftliche archäologische Untersuchung durchführte, deren Ergebnisse derzeit im Neuen Palais (Schloßmuseum) zu sehen sind. Zu diesen Tonscherben stellt sich ein Fund römischer Importkeramik des 3./4. Jahrhunderts aus der Vorburg, dem h. Landratsamt, der die Bedeutung des Fundplatzes an sich unterstreicht. All diese Indizien gestatten es aber nur, die 'curtis Arnestati' zwischen heutiger Stadtweiße und Gera innerhalb der hochmittelalterlichen käfernburgisch-schwarzburgischen Residenz zu vermuten." ["ott" 1998]

Kurz gesagt, wir haben denselben Befund, den wir in Weimar angetroffen haben. Es wurden nach römischer Importkeramik sowie Münzen des 3./4. Jhs. lediglich Tonscherben gefunden, die willkürlich dem 7./8. Jh. zugeordnet wurden, m.E. aber ebensogut aus dem 6. Jh. (für mich die Zeit Hedens) stammen können. Der Verfasser gab übrigens an anderer Stelle seines Artikels eine bezeichnende Darstellung der archäologischen Situation zur angenommenen Hedens-Zeit (7./8. Jh.):

"Über die anderen thüringischen Regionen schweigen nicht nur die historischen Quellen, die fränkischen Funde des späten 7. und frühen 8. Jahrhunderts gehen zum Beispiel im Unstrutgebiet zahlenmäßig fast vollständig zurück." [ebd]

Als Fachmann hätte er eigentlich schreiben müssen, daß es in ganz Thüringen keine (fränkischen oder sonstigen) archäologischen Funde gibt, die eindeutig dem 7./8. Jh. zugeordnet werden können! Inzwischen habe ich festgestellt, daß unter dem Pseudonym "ott" der anerkannte Heimatforscher Müllerott, Inhaber des Thüringer Chronik-Verlages in Arnstadt, geschrieben hat. Obwohl er die Phantomzeit-Theorie nicht kennt, ist er, Caemmerer folgend, darauf gekommen, wo allein der Hof des Hedens gestanden haben kann, nämlich unweit der Alteburg:

"Die Siedlung Arnstadt von 704 ist beiderseitig und insbesondere südlich des Flusses Stadtweiße auf einem dem Berg Alteburg vorgelagerten

Plateau, dem heutigen Marktviertel und angrenzenden Terrains zu suchen. Diese wurden von Westen, Norden und Osten durch Sumpfgebiete im Bereich von Gera und Weiße abgeschrmt" [Müllerott 1997, 12]

9. Bonifatius und Erfurt

Etwa in der Mitte der Phantomzeit soll der angelsächsische Mönch Wynfrith, besser bekannt als "Bonifatius, Apostel der Deutschen", gewirkt haben. Meines Wissens haben die Phantomzeitforscher sich noch nicht mit ihm gründlich beschäftigt, anscheinend, weil sie ihn von vornherein für eine fiktive Gestalt halten. Verdächtig ist allerdings schon, daß er nach den fränkischen Reichsannalen 751 in der Pfalz Soissons den Karolinger Pippin den Kurzen zum König gekrönt haben soll [Bleiber 173]. Dies kann nur eine spätere Erfindung sein. Da Bonifatius auch in Thüringen gewirkt haben soll, bin ich gezwungen, auf diesen näher einzugehen, was nach meiner Methodik bedeutet, zu prüfen, ob er vor oder nach der Phantomzeit gelebt haben kann oder ganz aus der Geschichte zu streichen ist.

Als Hauptquelle gilt die Lebensbeschreibung des Willibald, auf die ich im Zusammenhang mit den "Hedenen" schon eingegangen bin. Ich möchte noch einmal betonen, daß ich dieses Werk trotz der zitierten Passage als späte Fälschung betrachte, da es fest mit der Karolinger-Legende verflochten ist. Es gibt aber auch noch andere Schriftquellen. Zunächst existiert ein Empfehlungsschreiben des Papstes Gregor II., das aus dem Jahr 722 stammen soll [Text: Dobenecker I.10; deutsch: Tangl Nr. 25]. Überliefert ist auch ein Briefwechsel des Bonifatius mit den Päpsten Gregor II. (715-731), Gregor III. (731-741) und Zacharias (741-752). Wenn Bonifatius überhaupt gelebt hat, muß er ins 6. oder ins 10. Jh. gebracht werden. Das ist nur möglich, wenn man die beiden Gregore des 8. Jhs. mit Gregor I., "dem Großen", identifiziert.

Mit letzterem hatte sich Illig [1994b, 20ff] schon eingehend beschäftigt und nachgewiesen, daß die Gregor zugeschriebenen Schriften zu einem Teil späteren Datums sind. Über den realen Gregor I. ist Verschiedenes bekannt, so daß die von mir erwogene Identifikation nicht von vornherein auszuschließen ist. Wie sicher ist aber die päpstliche Überlieferung für die Zeit vor dem 9. Jh.? Es gibt ein "Buch der Päpste" ("Liber Pontificalis"), das nach dem päpstlichen Bibliothekar Anastasius aus dem 9. Jh. benannt ist. Da in diesem aber Exzerpte des Beda und Paulus Diaconus enthalten sind, nehmen konventionelle Historiker an, daß es schon im 7. Jh. begon-

nen wurde [Wattenbach-Levison I.58]. Ich habe dagegen keine Zweifel, daß das "Buch der Päpste" ein Produkt späterer Zeiten ist. Man sollte meinen, daß die Überlieferungen über die Päpste wenigstens archivarisch abgesichert sind. Tatsächlich sieht es aber im Archiv des Vatikan grausam aus:

"Daß seitdem [seit Mitte des 4. Jhs.; K.W.] in der päpstlichen Kanzlei regelmäßig Register [= Urkundenakten; K.W.] geführt worden sind, die dann im Archiv der Päpste aufbewahrt wurden und deren Eintragungen als authentisch gelten, unterliegt keinen Zweifel, wenn diese im Original aus der Zeit vor Innocenz III. (1198) auch bis auf ein einziges in der Kanzlei Gregors VII. geführtes Register verlorengegangen sind." [Schmidt-Kallenberg 1913, 80]

Mit anderen Worten: Es gibt keine Garantie dafür, daß die nur in Kopien erhaltenen Papsturkunden vor 1198 echt sind! Aber aus der Zeit vor 1198 sind ohnehin nur von wenigen Päpsten Kopien ("Auszüge aus den Registern") erhalten geblieben:

"Von 4 Päpsten vor Innocenz III., mit dem die, wenn auch nicht lückenlosen Reihe der erhaltenen Originalregister beginnt, besitzen wir derartige Auszüge aus den ursprünglichen Registern, nämlich von Gregor I., Johann VIII., dem Gegenpapste Anaklet II. und von Alexander III." [Schmidt-Kallenberg 1913, 80]

Es hat den Anschein, daß ein großer Teil des frühen Archives bewußt vernichtet worden ist, um ein neues Geschichtsbild zu schaffen, das nunmehr auf dem "Buch der Päpste" beruhte.

Die Datierung dessen, was erhalten blieb oder neu geschaffen wurde, ist verworren. Ursprünglich wurde wohl nach Konsuljahren datiert, die späteren Kopisten ließen diese einfach weg. Ab 550 (Vigilius) wurde nach oströmischen Kaiserjahren gerechnet [ebd, 77], spätere Umdatierungen sind anzunehmen. Der bestimmte fiktive Hadrian I. (772-795) zählte die Jahre nach der "Eroberung Italiens durch Karl den Großen", spätere Päpste zählten nach Pontifikats- oder Kaiserjahren [ebd, 86]. Bei dieser Sachlage kann man m.E. alle frühen päpstlichen Daten, vor allem die der Phantomzeit, gelassen ignorieren.

Nun zum Wirken von Bonifatius in Thüringen selbst. Nachdem er in Hessen die Donarseiche gefällt hatte, begab er sich nach der Legende [Willibald 23f] nach Ohrdruf, wo er ein Kloster St. Michael errichtet haben soll. Reste dieses Klosters wurden nie gefunden [Patzé 1989; Müllerott 1997, 78]. Wegen den Bedrohungen durch die "Heiden" verließ Bonifatius aber bald

Ohrdruf. Erhalten blieb bzw. ständig kopiert wurde ein Brief des Bonifatius an Papst Zacharias [Dobenecker I.18], der auf 741 datiert wird. Darin berichtete er, daß er in Würzburg, in Bürnberg/Hessen und in Erfurt ("Erphesfurt") Bistümer errichtet habe. Er bezeichnete hierbei Erfurt als "Stadt der Heiden" ("iam olim urbs paganorum"). In Sülzenbrücken, südlich von Erfurt, soll dann am 21. Oktober 742 ein Willibald zum ersten Bischof von Erfurt geweiht worden sein [Caemmerer 1956, 92]. In den späteren Quellen ist von dem Bistum Erfurt keine Rede mehr. Die Historiker gehen deshalb davon aus, daß dieses Bistum bald aufgegeben worden sei. Sie empfinden es aber als seltsam, daß in der Vita des Willibald die Errichtung der drei Bistümer mit keinem Wort erwähnt wird [Wattenbach-Levison II. 176]. Die angeblich von Bonifatius in Erfurt erbaute Marienkirche wurde nie gefunden. auch sonst hat Bonifatius in Erfurt keine Spuren hinterlassen. In der Zeit des Thüringer Königreiches bestand in Erfurt ein Adelssitz, auf den schon hingewiesen wurde (z.B. Gräberfeld in Erfurt-Gispersleben). Weitere Funde stammen aus dem späteren 6. Jh.:

"Die schriftlichen Nachrichten aus der thüringisch-fränkischen Zeit geben für das Erfurter Gebiet fast keinen Aufschluß, dagegen bieten Bodenfunde einige Anhaltspunkte (Gräber aus der 2. Hälfte des 6. Jh. auf dem Anger, bei der Henne, am Bahnhof Gispersleben, in der Günter- und in der Rudolfstraße und am Roten Berg - um 600)." [Wiegand 9]

Funde aus dem 7. bis 10. Jh. wurden auch in Erfurt nicht gemacht. Um diese Lücke einigermaßen zu füllen, hat Wiegand [ebd., 10] sich nicht gescheut, sogar eine nachweislich gefälschte Urkunde als inhaltlich wahr zu bezeichnen:

"Die erste auf Erfurt hinweisende Urkunde, datiert vom 1. März 706, bezieht sich auf das angeblich von König Dagobert III. gegründete Kloster St. Peter auf dem Petersberg. Wenn die Urkunde auch als eine Fälschung des 12. Jh. erkannt worden ist, so wird der Inhalt kaum zu bezweifeln sein. Enge Beziehungen verbanden schon früh das königliche Kloster St. Peter mit der Königspfalz. Sie wird zwar erst 802 schriftlich erwähnt, ist aber als Verwaltungssitz sicher älteren Ursprungs und vielleicht auch auf dem Petersberg zu suchen."

In der Urkunde von 802 ("Actum ad Erfesfurt in palatio publicco") wurde über eine Versammlung thüringischer Adelige berichtet, in der diese Güter und Anteile an das Kloster Hersfeld überschrieben [John et al. 26]. Sie gehört

damit zu den vielen Schenkungsurkunden des 9. Jhs., die entweder gefälscht oder später umdatiert wurden.

Im übrigen gestehen Historiker zu ihrem Bedauern auch ein, daß keinerlei Spuren einer Erfurter Burg vor dem 10. Jh. gefunden wurden:

"Es mag den Kenner der thüringischen Geschichte verwundern, daß es in dieser frühen Zeit für das Bestehen einer fränkischen Burg in Erfurt weder archäologische Funde noch schriftliche Urkunden vorliegen. Auf Grund der Briefe des Bonifatius [...] ist jedoch eine fränkische Burganlage, die mit großer Sicherheit auf dem Petersberg gelegen haben muß, wohl auch schon für das 7. Jh. zu erschließen." [B. Schmidt 1983, 547]

Auch vom angeblich 706 von Weißenburger Mönchen auf der Petersburg gegründeten Kloster [Heckmann 13] wurden nie Spuren gefunden. Bei Historikern klingt das so:

"Die einigermaßen gesicherte Geschichte von E. beginnt mit der Gründung des Petersklosters ca. 706, von der wir zwar nur durch Nachrichten des 12. Jh. (Erfurter Annalen und eine gefälschte Urkunde) wissen, die aber schwerlich zu bezweifeln sind." [Patzke 1989, 102]

Erst seit 932 ist Erfurt durch eine Schriftquelle (über die Reichssynode des Königs Heinrich I.) eindeutig belegt, ab dieser Zeit haben wir auch wieder archäologische Funde.

Da alle Datierungen dubios sind, kann auch die Einordnung des Bonifatius in das frühe 10. Jh. erwogen werden. Das mag zwar überraschend klingen, aber auch dafür gibt es Belege. Ich habe schon auf eine Passage des Willibald [Bühler 417] hingewiesen, wonach Bonifatius erst nach der freiwilligen "Unterwerfung" der Thüringer unter die Sachsen (908) in Thüringen gewirkt hat.

Die "*Legenda Bonifatii*" wird von den konventionellen Historikern durchweg verschwiegen oder als Volkssage abgetan, weil die hier geschilderten Umstände der Bekehrung der Thüringer auf der Tretenburg, einer uralten Thüringer Thingstätte, zu sehr ihrer konventionellen Chronologie widersprechen:

"Auf diesem heute unscheinbaren Hügel zwischen den Dörfern Gebese und Herbsleben fand der Sage nach das christliche Hauptereignis statt, die Bekehrung der heidnischen Thüringer. In der 'Legenda Bonifatii' wird berichtet, daß sie zunächst von dem Missionar und seinem neuen Gott nichts wissen wollten. Als Bonifatius ihnen aber versprach, mit Hilfe seines Gottes gegen ihre Feinde, die Ungarn zu ziehen, wurden

sie taufwillig. Nach dem Sieg über die Ungarn bei Nängelstedt ließen sich alle Thüringer von ihm auf der Tretenburg taufen" [Andert 186].

Bekanntlich besiegte Heinrich I. 933 die Ungarn bei Riade. Selbst mein Gewährsmann, dem ich für diese Information dankbar bin, bemerkte, nichts ahnend von unserer Theorie, herablassend:

"Nur das unkundige Volk konnte diese 200 Jahre, die zwischen Bonifatius und der Schlacht bei Riade liegen, in einen Topf werfen. Es handelte sich hier also um eine echte Volkssage" [Andert ebd].

Wenn wir die genannten Jahre des 10. Jhs. mit denen des 7. Jhs. identifizieren, kommen wir zu folgendem Ergebnis:

908 = 611 Der Sachsenherzog Otto, Vater Heinrichs I., wird auch Herzog von Thüringen

933 = 630 Sieg Heinrichs I. bei Riade

(Papst Gregor I. regierte von 590-604).

Alle Daten stimmen überein. Die Annahme einer Existenz des Bonifatius im frühen 10. Jh. ist zumindest historisch überzeugender als die weder durch zuverlässige Schriftquellen noch durch archäologische Befunde einigermaßen abgesicherten konventionellen Bonifatius-Darstellungen. Diese Annahme würde dem archäologischen Befund jedenfalls nicht widersprechen.

Historiker wissen über den Schlachtort Riade nur zu berichten, daß er "irgendwo in der Nähe der thüringisch-sächsischen Grenze" lag [Müller-Mertens 1954, 68]. Etwa 20 Gemeinden streiten sich um den Ruhm. Andert [96, 113] hat beeindruckende Argumente dafür vorgetragen, daß die Schlacht bei Riethgen (umweit von Weißensee an der Unstrut) stattgefunden haben kann.

Nach Abschluß der ersten Fassung dieses Beitrages fand ich zufällig bei genealogischen Studien über die frühen Kevernburger/Schwarzburger einen weiteren Beleg dafür, daß Bonifatius tatsächlich im frühen 10. Jh. gewirkt hat.

Als Stammvater dieses Geschlechtes gilt Guntharius, der als sympathisierender Adliger aus Thüringen - neben anderen - in einem Empfehlungsschreiben des Papstes Gregor II. für Bonifatius (angeblich 722) als "Gundhareus" genannt wurde [Dobenecker I.10].

In den "Reinhardtsbrunner Annalen" (um 1200) wurde hierauf Bezug genommen und gleichzeitig Graf Zigarus als dessen Sohn und Graf Sizzo als dessen Enkel, Sohn des Zigarus, bezeichnet. Alle drei werden in einem

frühmittelalterlichen Gemälde in der Kevernburg (bei Arnstadt) ebenfalls als Großvater, Vater und Sohn bezeichnet. Es handelt sich somit um eine alte Familientradition, die im 11. Jh. zur Niederschrift gekommen ist. Das Erstaunliche ist, daß nach dieser Tradition der Enkel, Graf Sizzo (auch Syzzo) auch als einer der Stifter des Naumburger Domes, der um 1000 errichtet wurde, gilt! Nach den Annalen ist er im Dom begraben; eine der Stifterfiguren des Doms (geschaffen um 1200) trägt seinen Namen. Der Bruder dieses Sizzo wurde 1003 erster Bischof von Zeitz-Naumburg, er ist, genauso wie beider Bruder Günther (der Mönch) urkundlich gut belegt [Einzelheiten: Apfelstedt 8, 14ff, 17ff]. Diese Familientradition widerspricht eindeutig der konventionellen Chronologie (und bereitet den Genealogen deshalb Schwierigkeiten). Ich gehe davon aus, daß es die alten Kevernburger noch besser wußten und keinen Bedarf sahen, ihre Tradition der neuen Chronologie zu opfern (die sich übrigens auch erst nach Jahrhunderten durchgesetzt haben dürfte). Wenn diese Annahme richtig ist, muß Bonifatius im frühen 10. Jh. gewirkt haben, wie es auch Willibald (oder sein Fälscher) betont hatte.

Aufmerksame Leser werden bemerkt haben, daß es in den Schriftquellen über und von Heden II. einen Widerspruch gibt, auf den konventionelle Historiker gar nicht eingehen. Nach der "*Passio Kiliani*" und nach Willibald war Heden ein "Heide", nach seinen Urkunden, die von Priestern ausgefertigt wurden und Schenkungen an einen Bischof beinhaltet haben, muß er ein Christ gewesen sein! Die logischste Erklärung wäre, daß er noch einem romfreien ("heidnisch" geprägten) Christentum anhing, dessen Existenz noch im frühen Mittelalter immer wahrscheinlicher wird (vgl. die diesbezüglichen Beiträge von H. Illig und P.C. Martin auf der ZS-Jahrestagung Mai 1998 in Leonberg). Bekanntlich waren schon die althüringischen Könige Christen, aber Arianer. Auch die althüringischen Grabbeilagen waren christlich geprägt. Bonifatius wäre dann der Pionier des "neuen" Christentums in Thüringen gewesen.

10. Weitere Schriftquellen des 8. und 9. Jahrhunderts

Von 768 bis 814 soll "Karl der Große" das Frankenreich beherrscht haben. Illig hat in seinen Publikationen überzeugend nachgewiesen, daß Karl gar nicht existiert haben kann. Er hat keine archäologischen Spuren, auch nicht in Thüringen, hinterlassen; der berühmte Kaiserdom zu Aachen ist späteren Datums.

Ich kann mich deshalb hier kurz fassen. Dies fällt mir auch deshalb leicht, weil die Schriftquellen (Annalen und Viten des Einhard sowie Notkers des Stammlers), die offensichtlich erst Jahrhunderte später entstanden sind, nichts von einem Aufenthalt Karls in Thüringen wissen. In der Literatur wird zwar oft behauptet (ein Autor schreibt in der Regel ohne Quellenprüfung vom anderen ab), daß Karl 802 an der bereits erwähnten Adelsversammlung in Erfurt teilgenommen habe. Davon ist aber nicht einmal in der dubiosen Urkunde des Klosters Hersfeld die Rede.

In der Heimatliteratur wird Karl die Einführung der fränkischen Grafchaftsverfassung zugeschrieben, wogegen sich die Thüringer wehrten:

"Vermutlich infolge dieses Eindringens des Königsgutes und fränkischen Rechts verschworen sich im Jahr 785 thüringische Edle unter einem Grafen Hardrat gegen Karls Leben und die fränkische Herrschaft. Aber Karl erhielt davon Kunde und kam dem Aufstand zuvor."

[Devrient 19]

Als Belege gelten eine beiläufige Bemerkungen in Einhards "Vita Caroli magni" [Kap. 20] und die Lorscher Annalen (zu 785). Lediglich in den Annalen ist von "Thuringhi" die Rede, allerdings nur von den thüringischen Leibwächtern der (aus Thüringen stammenden) Königin Fastrada. Nachdem diese der Verschwörung bezichtigt wurden, beriefen sie sich darauf, Karl keinen Treueid geleistet zu haben.

In einer Lebensbeschreibung Ludwigs des Frommen ("Thegani Vita Hludovici Imperatoris" [Kap. 22]) wurde als Führer der "Verschwörer" Reginhar genannt, der bald darauf geblendete Tochtersohn Hartrats. Hartrat selbst wurde als "dux Austriae" bezeichnet! [Wagner 284].

Selbst der Fälscher des 11. oder 12. Jhs. wußte somit noch, daß Thüringen nach dem Siege Radulfs niemals dem Frankenreich angehört hat!

Natürlich wird Karl auch die Kodifizierung des thüringischen Rechtes, die "*Lex Angliorum et Warinorum hoc est Thuringorum*" zugeschrieben. Deren Verkündung soll 802, je nach Geschmack des berichtenden Historikers in Erfurt oder Aachen, erfolgt sein.

Allerdings gibt es keinerlei Beleg für eine Kodifizierung dieses Gesetzes durch Karl. Ort und Jahr des Aktes sind reine Erfindungen. Schon der Titel des Gesetzes zeigt, daß es sich um uraltes Volksrecht handelt, denn die im 3. Jh. eingewanderten Angeln und Warnen waren längst mit den Thüringern verschmolzen. Die Lex lehnt sich eng an die "Lex Ribunaria" an, die dem 7. Jh. zugeschrieben wird, lediglich die Rechte des Adels werden stärker betont [vgl. Büchner 1953, 44].

Die Lex ist nur in einer einzigen Handschrift erhalten. Die schriftliche Kodifizierung des alten Stammesrechtes dürfte m.E. im 10. Jh. erfolgt sein, mehr kann nach dem jetzigen Forschungsstand hierzu nicht gesagt werden.

Für die Zeit ab etwa 750 ist eine Vielzahl (fast 100) von Schenkungsurkunden erhalten geblieben, die sich besonders im 9. Jh. häufen. In diesen wurden die Orte bezeichnet, in denen sich die verschenkten Güter und Anteile befanden, woraus sich dann "urkundlich beglaubigte Ersterwähnungen" ergaben. Gerade die Kommunen sind an ihnen sehr interessiert, lassen sich doch mit ihrer Hilfe imponierende Jahrhundertfeiern gestalten (1996: "1200 Jahre Themar").

Die ältesten mir bekannten Ortserwähnungen in Thüringen (außer Arnstadt) sind die von Geisa und Gerstungen (Schenkungen 744 an Kloster Fulda). Da diese aber in der neueren Literatur nicht mehr erwähnt werden, gehe ich davon aus, daß sie bereits als Fälschungen erkannt sind. Ihnen folgt Jüchsen. 758 habe ein Manolt sein Erbgut in "Gohhusa", gelegen im "Pagus Grapfeld" (Grabfeld-Gau), an das Kloster Fulda verschenkt [Dobenecker I.220; Wölfing 1995, 88].

Ich könnte solche Ersterwähnungen fortsetzen. Der lateinische Text wird zumeist von Dobenecker wiedergegeben, weitere Angaben befinden sich in "Historischen Führern", dem "Handbuch der historischen Stätten", Ortschroniken sowie in regionalen Untersuchungen, wie sie Caemmerer für Zentralthüringen, Andert für das Unstruttal und Wölfing für Südthüringen vorgenommen haben. Eine reine Aufzählung ergibt jedoch nichts für weitergehendere Überlegungen. Es fällt aber auf, daß die bei weitem meisten Urkunden in den Klöstern Fulda und Hersfeld ausgestellt worden sind, denen die Schenkungen zufielen.

Deren "Scriptorien" gelten allgemein als frühmittelalterliche Fälscherwerkstätten. Zumindest blieben keine Originalurkunden erhalten, sondern nur spätere Kopien, wohl aus dem 11. und 12. Jh. Erst in diesen Kopien wurde nach der neuen christlichen Zeitrechnung datiert. Was in den Originalen für ein Datum stand oder ob gar die Kopie die Erstfassung ist, kann schwer nachgeprüft werden. Das 9. Jh. gilt in der Mediävistik beinahe sprichwörtlich als "Jahrhundert der Fälschungen"; ich würde formulieren: Das 9. Jh. war das Lieblingsobjekt der Fälscher der folgenden Jahrhunderte.

Ich finde es beschämend, daß selbst anerkannte Historiker sich nicht scheuen, auch eindeutig nachgewiesene Fälschungen als "inhaltlich echt" zu

bezeichnen, um so ihre vorgefaßte Konzeption mangels anderer Belege zu rechtfertigen. So schrieb Facius zu Allstedt:

"Missioniert wurde das Gebiet aber erst im 8. Jh. vom Kloster Hersfeld, dem die Wigbertkapelle in A. nach unechter, aber in der Sache glaubhaften Urkunde (777) geschenkt wurde. Mit Sicherheit kann aus diesem Anhaltspunkt geschlossen werden, daß der gut bezeugte Königshof und die Pfalz nicht erst von den Liudolfingern angelegt worden sind. Man vermutet die Wigbertkirche von 777 und den königlichen Wirtschaftshof am Ostrand der Stadt." [Patzé 1989, 2]

Nachdem der Autor schon zugeben hatte, daß es keinerlei archäologische Belege für seine Annahme gibt, mußte er dann noch einräumen, daß die Königspfalz erstmals in einer Urkunde König Heinrichs I. vom 12. 10. 935 "sicher bezeugt" wurde! Ähnlich argumentierte auch Herrmann, anerkannter Archäologe und Spezialist für "Slawen in Deutschland":

"Schon kurz vor 700 berichtet eine zwar gefälschte, aber in ihrem Kern inhaltlich zutreffende Urkunde von Dörfern im Waldgebiet südöstlich von Erfurt, die mit königlicher Billigung von Slawen angelegt und dem Erfurter Peterskloster übereignet worden seien" [Herrmann 28; nach Dobenecker I.6].

Solche Beispiele könnte ich beliebig fortsetzen. Die Absicht ist deutlich, irgendwie die Phantomzeit doch zu belegen. Zu den vielen Schenkungsurkunden, die angeblich vor dem 10. Jh. ausgestellt wurden, muß grundsätzlich gesagt werden, daß in keinem Ort, der in ihnen erwähnt wurde, archäologische Funde aus dem 8./9. Jh. gemacht worden sind. Es fanden sich bestenfalls Reste romanischer Kirchen aus dem 10. Jh., die aber bei näherer Überprüfung in der Regel später datiert wurden.

Ich kenne nur ein Beispiel, daß ernsthaft versucht worden ist, eine Ortserwähnung auch archäologisch zu rechtfertigen:

"Zwischen 815 und 824 gründete ein Graf Christian in Rohr ein im 10. Jh. wiederaufgegebenes Benediktinerkloster. Von der einstigen Klosterkirche St. Michael, einem einschiffigen Kreuzbau mit unmittelbar ansitzender Apsis, führt die Dorfkirche Teile des Langhauses fort, insbesondere aber die Hallenkrypta mit vier Stützen und nischenbesetztem Halbrund im Osten." [Wölfling 1995, 77; vgl. entsprechend Patzé 1989, 352]

Rohr liegt zwischen Meiningen und Suhl. Die Hallenkrypta wurde erst um 1900 wiederentdeckt und unter einer Falltür auf der Nordseite des Altarraumes zugänglich gemacht. Bei einer Führung, an der ich teilnahm, wurde ausdrücklich versichert, daß die Krypta aus dem 9. Jh. stamme. Andere

Historiker beurteilen jedoch das tatsächliche Alter der berühmten Krypta realer:

"Auf das Kloster des 9. Jh, das bis 915 bestand, gehen der Kern der Anlage der Dorfkirche (Umbauten 12., 16., 17. Jh.) und deren Krypta (10. Jh.) zurück - einer der ältesten Kirchenbauten der DDR" [Hoppe/John 1978, 215].

Für Thüringen stellt es schon eine Ausnahme dar, wenn Reste einer Kirche auf das 10. Jh. datiert werden können, die meisten Kirchenbauten sind späteren Datums.

11. Die Thüringer Markherzöge

Bei seiner Begründung des direkten Übergangs von 614 zu 911 hat Illig [1992b, 81ff] auch auf das Phänomen des (nach konventioneller Geschichtsschreibung) Verschwindens der Stammeshertzogtümer in der Phantomzeit und ihres 'überraschenden' Wiederauftauchens im späten 9. bzw. frühen 10. Jh. hingewiesen.

"Die Herzogtümer wurden von den Karolingern als Vertretern einer konsequenten Zentralgewalt bekämpft und - im eigenen Reichsgebiet - zerstört: 714 Thüringen und kurz danach Elsaß, 746 Alamannien, zuletzt 788 Tassilo III. von Baiern."

Das für die "Zerstörung" Thüringens angegebene Jahr 714 dürfte ein Druckfehler bei Illigs Quelle Fleckenstein sein. Wenn man Heden II. als Thüringerherzog betrachtet, stellte dieser nach konventioneller Zeitrechnung noch 716 eine Urkunde als Herzog aus. Von einer Eroberung oder Unterwerfung Thüringens ist, wie ausgeführt, selbst in den Quellen, auf denen die Karolinger-Legende beruht, keine Rede.

Illig [ebd, 82] zählte dann die Herzogtümer, die kurz vor Ende der Phantomzeit wieder entstanden sein sollen (er vergaß hierbei Thüringen), auf und bemerkte grundsätzlich:

"Im Lichte unserer zeitrafferischeren These wird diese zweite Morgenröte der Herzöge wesentlich klarer. Wenn fiktive zentralistische Karolinger niemals die reale Herzogsmacht gebrochen haben, dann muß es nach der fiktiven Zeit genauso Herzöge geben wie vor ihr, eine Peinlichkeit für die Fälscher der Geschichte. Es gelang ihnen nur schlecht, deren Neuentstehen im Karolingerniedergang darzustellen. Deshalb fehlen den neuen Herzögen die wahren Ursprünge" [ebd].

Den unmittelbaren Übergang von 614 zu 911 kann man am Beispiel der Markherzöge, die am Ende des 9. Jhs. (was dem Ende des 6. Jhs. entspricht) Thüringen beherrscht haben, gut verdeutlichen.

Diese werden in der Thüringenerliteratur Markherzöge genannt, weil sie eine Doppelfunktion ausgeübt haben sollen. Ein Markherzog war danach gleichzeitig Herzog der Thüringer (*Dux Thuringorum*) wie Graf (*comes*) oder Markgraf (*marchio*) der Sorbischen Mark (*Limes Sorabicus*), die östlich der Saale bestand. (Allerdings bezweifle ich nach meiner Urkundenanalyse, daß jeder Thüringerherzog gleichzeitig auch Markgraf gewesen ist [zur Sorbischen Mark vgl. auch Zeller 1996b, 508ff]).

Auch den Fälschern des 11. und 12. Jhs. war noch bewußt, daß Thüringen ununterbrochen bis zu Beginn des 11. Jhs. ein Herzogtum war, weshalb sie auch in den Urkunden des Ostfränkischen Reiches bedenkenlos vom "*Ducatus Thuringiae cum marchis suis*" sprachen. Diese Formulierung ist in dem auf 839 datierten Teilungsplan der Söhne Ludwigs des Frommen enthalten, nach dem Thüringen (mit seinen Marken) Lothar zugesprochen wurde [Heckmann 14]. In den Fuldaer Annalen ist 889 von der "*regio Thuringorum*" die Rede, an anderer Stelle wird der Begriff "*regio*" aber auch für Lothringen, Bayern, Mähren (Großmährisches Reich) und das Byzantinische Reich gebraucht [Eggert 113, Anm. 124]. "*Regio*" wird üblicherweise mit Großlandschaft oder Gebiet übersetzt, ich erwäge aber auch (es wurde kein klassisches Latein mehr geschrieben) die Übersetzung "Königreich" ("*regius*" = königlich).

Die Thüringer Markherzöge wurden hauptsächlich in Klosterannalen des späten 9. Jhs. erwähnt, meist in den Fuldaer Annalen, die 847 begonnen wurden und deren Fortsetzung ab 863 als recht zuverlässig gilt [Wattenbach 1885, 214f], aber auch in den Annalen des Abtes Regino von Prüm (um 907). Wir befinden uns am Ende des Phantomzeitalters, was für mich bedeutet, daß man diesen Annalen mehr Vertrauen als ihren Vorgängern entgegenbringen kann.

Dies gilt aber nur mit Vorbehalt für die Schenkungsurkunden, zumal diese meist aus dem berühmten Scriptorium des Klosters Fulda stammen. Unsicher sind vor allem die in christlicher Zeitrechnung angegebenen Jahreszahlen, die im späten 9. Jh. geschrieben worden sein sollen. Wie das Beispiel der Heden-Urkunden gezeigt hat, sind diese Überlieferungen nur dann zeitlich richtig einzuordnen, wenn man die Originaldatierung nach Regierungsjahren eines Herrschers kennt. Letztere wurden leider von

Dobenecker, meinem Hauptgewährsmann, nirgends angegeben, so daß ich jede seiner Datierungen (ausschließlich in christlicher Zeitrechnung) von vornherein bezweifeln muß.

Herzog Radulf (Ratolf) wurde einmal in den Fuldaer Annalen erwähnt [MG.SS I.387; Dobenecker I.220a, Anm.]. Danach soll er im Januar 874 gegen die aufständischen "Sorben, Siusler und ihre Nachbarn" über die Elbe gezogen sein; "die Aufständischen wurden unterworfen, ohne daß es zur Schlacht kam". Da nach konventioneller Chronologie der Radulf des "Fregedgar" 200 Jahre früher gewirkt haben soll, wird der Radulf (Ratolf) der Annalen durchweg als Radulf II. bezeichnet. Nach rekonstruierter Zeitrechnung müßten aber beide identisch gewesen sein. Da die konkrete Datierung der Annalen mir zweifelhaft erscheint, bleibe ich (vorerst ?) bei der von mir auf anderem Weg (s. Abschnitt 6) gefundene Jahreszahl 858/859 für die "Unterwerfung" der Sorben durch Radulf. So ist es auch möglich, daß Radulf 874 erneut einen Feldzug gegen die Sorben durchgeführt hat.

In landesgeschichtlichen Werken werden übereinstimmend als Markherzöge nacheinander Thakulf, Radulf II., Poppo, Konrad und Burchard genannt, die Autoren geben jedoch die unterschiedlichsten Regierungszeiten an, auf deren Wiedergabe ich hier, da sie nichts bringt, verzichten möchte.

Als Vorgänger des Radulf gilt der Markherzog Thakulf, weil dieser nach einer Urkunde 873 verstorben ist, Radulf aber danach - 874 - die Sorben geschlagen hatte, obwohl in keiner Urkunde dieser Thakulf ausdrücklich als Vorgänger des Radulf bezeichnet worden ist.

Dieser Thakulf hat mir viel Kopfschmerzen bereitet. In der Erstfassung dieses Beitrages habe ich noch die Identität von Radulf mit Thakulf erwo-gen. Nachdem ich glaubhaft gemacht hatte, daß Radulf 561 (m.E. = 858) Herzog der Thüringer geworden ist und danach die Sorben unterworfen hatte, erschienen mir die in der Sekundärliteratur enthaltenen Angaben über Thakulf für dessen Identität mit Radulf zu sprechen. In den Quellen wurde er als "dux Thuringorum" bezeichnet [John u. a. 27]. Er soll 859 einen Sieg über die Sorben errungen haben und am 1. September 873 verstorben sein [Heckmann 14]. Erst das Studium und die Analyse der Primärquellen machte mir klar, wie unzuverlässig diese Angaben der Sekundärliteratur sind.

Am glaubhaftesten erscheint mir ein Vermerk in den Fuldaer Nekrologien zu sein, wonach Thachulf am 1. August (nicht: September) verstorben ist. Wäre er Herzog der Thüringer gewesen, wäre dies hier bestimmt vermerkt worden. Stattdessen heißt es:

"Thachulfus comes et dux Sorabici limitis, mense Augusto defunctus est." [MG.SS XIII.182; Dobenecker I.220a, Anm.]

Thakulf war also Graf und Herzog der Sorbischen Mark, offensichtlich gleichzeitig mit Radulf, der Thüringerherzog war! Im übrigen erscheint ein Thakulf nur in dubiosen Schenkungsurkunden und in genauso dubiosen anderen Schriftquellen.

Das erstmal taucht er bereits 811 (!) in einer Fuldaer Urkunde als "Tacgolf, Graf von Böhmen" auf. Schon der Inhalt dieser Urkunde spricht für sich. Als Gegenleistung dafür, daß er im Kloster Fulda beigesetzt wird, schenkte er seine Region ("regionem suam") "Sarowe" dem Kloster! Dobenecker [I.85; Anm.] bezeichnete diese Urkunde, nicht nur wegen der Jahreszahl, sondern auch aus formellen Gründen, als eindeutig gefälscht.

Diese Schenkung muß dem Kloster sehr wichtig gewesen sein, denn auch in einer auf 861 datierten Urkunde schenkte "Tacgolf, Graf von Böhmen" dem Kloster Fulda die "provinciola Sarowe" [Dobenecker I.227a], Und schließlich mußte noch in einer Urkunde vom 16. Dezember 1012 Kaiser Heinrich (II.) dem Kloster den Besitz der "provincia Sarowe" bestätigen, die ihm Graf Thacholf, Graf von Böhmen ("quidam comes de Boemia") vermacht hatte [Dobenecker I.628]. Heimatforscher gehen davon aus, daß die Gegend um Syrau bei Plauen/ Vogtland gemeint sei, aber auch dies ist umstritten. (Es ist sogar von einer Schenkung der Sorbenmark die Rede!)

Nach einer Mitteilung der Fuldaer Annalen soll König Ludwig (der Deutsche) 858 drei Würdenträger mit Feldzügen beauftragt haben:

- seinen Sohn Karlmann gegen Mähren,
- seinen Sohn Ludwig gegen die Abodriten und Linonen,
- "Thachulf" gegen die rebellischen Sorben ("tercium autem per Thachulfum in Sorabos dicto oboe nolentes") [MG.SS I.371; Dobenecker I.220a].

Hier handelt es sich eindeutig um eine mit der Karolinger-Legende verbundene Fälschung. Diese "Quelle" bildet übrigens den einzigen Beleg dafür, daß Thakulf 859 die Sorben unterworfen haben soll!

Ganz ominös ist ein Empfehlungsbrief [MG.SS XII.182] des Fuldaer Abtes Hatto II. an Papst Leo (konvent. regierte Leo IV. von 847 bis 855) für Herzog Thakolf, der nach Rom pilgern wollte. Dieser Brief ist "verschollen", nur ein Exzerpt blieb in einer späten Kopie angeblich erhalten. Eine Jahreszahl wurde nicht angegeben. Dobenecker [I.214] geht auch hier

von einer Fälschung aus. Nur hier wurde Thakulf als "Herzog der Thüringer" ("per Thacholfum Thuringorum ducem") bezeichnet, wahrlich eine schwache Quellengrundlage, um Thakulf als Thüringerherzog vor Radulf zu bezeichnen, wie es in der Heimatgeschichtsschreibung [z.B. John u. a. 27] üblich ist!

Unbekannt ist, wann Radulf verstorben und wer sein unmittelbarer Nachfolger gewesen ist. Als nächster Thüringerherzog wird in den Quellen ein gewisser Poppo (Boppo) genannt. Dieser erscheint erstmals 880 bei Meginhard als "comes et dux Sorabicus" [John u. a. 27; Heckmann 14], könnte also der Nachfolger Thakulfs in der Sorbischen Mark gewesen sein.

Auch Regino von Prüm bezeichnete ihn noch 891 als Markgraf - "marchio" [Dobenecker I.282; Tille 7]. Dieser Poppo wurde um 889 auch Herzog der Thüringer. Regino von Prüm berichtete in diesem Jahr, daß Sizzo (Sunderold), ein Mönch aus Fulda, Erzbischof von Mainz geworden sei. Dies sei im gleichen Jahr geschehen, in dem "Boppo" Herzog der Thüringer und Arnulf König geworden seien: "annitende Boppone Thuringorum duce et Arnolfo rege annuente" [MG.SS I.60; Dobenecker I.273a] - nach anderen Quellen wurde aber Arnulf konventionell schon 887 König).

Mit dem Namen Herzog Poppo ist der "sächsisch-thüringische Bürgerkrieg" verknüpft, der nach den Fuldaer Annalen auch 889 stattgefunden haben soll. Poppo kämpfte gegen Egido, einem Teilherzog der Sachsen, der sich auch als Thüringerherzog bezeichnet hat [Eggert 113; dort Quellenanalyse].

Herzog Poppo wurde schon 892 abgesetzt. König Arnulf trennte wieder Thüringen von der Sorbischen Mark. Thüringerherzog wurde der Franke Konrad, zum Markgrafen wurde Burchard ernannt [Dobenecker I.282]. Poppo resignierte aber nicht und regierte weiter. Konrad konnte sich gegen ihn nicht durchsetzen und verzichtete schließlich 897 formell auf seinen fiktiven Herzogstitel. 906 fiel er im Geschlechterkrieg gegen die Babenberger. Er gilt als Vater des späteren Königs Konrad I.

Herzog Poppo wurde 899 von König Arnulf feierlich rehabilitiert [Dobenecker I.286], Burchard blieb aber Graf der Sorbischen Mark. Poppo erhielt seine Güter zurück. Hierbei wurde auch Saalfeld erstmalig erwähnt, das jetzt seinen 1.100. Jahrestag feiert.

Nach der Sekundärliteratur soll Poppo 903 von Markgraf Burchard gestürzt worden sein, wofür es aber keine Belege gibt. In einer Urkunde König Ludwigs (des Kindes) vom 9. Juli 903 (Reichstag zu Forchheim)

wurde "Purchart" als "marchio Thuringionum", aber auch als "egregius dux, venerabilis comes" bezeichnet [Dobenecker I.305; John u.a. 27]. Über das Ende Herzog Poppo ist nichts bekannt.

In Urkunden von 887 und 890 [Dobenecker I.270 und 275] trat ein Graf Poppo aus dem Grabfeld (nördliches Mainfranken) u.a. als Zeuge auf. Umstritten ist, ob er mit Markgraf/Herzog Poppo identisch war; in den Urkunden wurde er jedoch nur als Graf bezeichnet. Er soll der Onkel von Herzog Adalbert I., des Oberhauptes der Babenberger gewesen sein und gilt als Vater Poppo III., des Stammvaters der Henneberger [Thiele 8].

Andererseits ähnelt das Ende des Würzburger Herzogs Heden II. (nach der "Passio Kiliani") auffallend dem Ende des "Thüringerherzogs" Konrad. Letzterer residierte wohl in Würzburg, sein Bruder Rudolf wurde jedenfalls 892 von König Arnulf zum Bischof von Würzburg bestellt [Thiele 9]. Eine Identität beider könnte gegeben sein und würde erklären, wie und warum so spät Heden II. Herzog geworden ist. Wenn meine Neudatierung der Heden-Urkunden richtig ist, müssen beide zumindest Zeitgenossen gewesen sein!

Ob miteinander identisch oder nicht, Herzog und Graf Poppo waren Gegner des "Herzogs" Konrad und damit der Konradiner. Graf Poppo trat nach den erwähnten Urkunden zusammen mit einem Graf Thiutbold als Vertreter des Klosters Fulda bei König Arnulf auf, beide waren somit eng verbunden. Willibald bezeichnete als Gegner Herzog Hedens einen Herzog Theotbold (vgl. Abschnitt 6), so daß ich es für möglich halte, daß Willibald (oder sein Fälscher) diesen Thiutbold meinte. Wahrscheinlicher erscheint aber die Identität Theotbolds mit dem 906 hingerichteten Oberhaupt der Babenberger, Herzog Adalbert, dem Neffen des Grafen Poppo. Belegen kann ich dies allerdings (noch ?) nicht.

In diesem Zusammenhang noch einige Bemerkungen zu Arnulf und dessen Sohn Ludwig (dem Kind). Illig betrachtet alle Karolinger vor 911, auch Arnulf und Ludwig, als fiktiv. Ich halte die Existenz der Letztgenannten für möglich. Immerhin beginnt mit ihnen bei Widukind von Corvey [I.16] nach der interpolierten Karls-Passage die reale Geschichte, die unmittelbare Vorgeschichte des deutschen Reiches. Das Wirken Arnulfs, das ich natürlich ins späte 6. Jh. setze, entspricht den Berichten über die Auflösung des Merowingerreiches unter Chlothar II. Allerdings bezweifle ich, ob der historische Arnulf überhaupt Karolinger war. Seine Machtzentren bildeten bekanntlich das Herzogtum Bayern und die Markgrafschaft Kärnten. Seine

Residenz war Regensburg. Von Bayern aus unterwarf er das östliche Frankenreich (Herzogtümer Lothringen und Franken) und legte sich den Königstitel zu.

Arnulf war übrigens ein Verwandter des späteren Bayernherzogs Arnulfs (des Bösen; 907-937), der sich in einer Urkunde von 918 auch König nannte [Eggert 117, 337]. Oda, die Mutter Arnulfs von Kärnten, war die Tante von Markgraf Luitpold, des Vaters des Bayernherzogs Arnulf [Thiele 7,109].

Der letzte Markherzog Burchard fiel 908 an der Spitze des Thüringer Heerbannes gegen die Ungarn. Der Sachsenherzog Otto vertrieb daraufhin die Söhne Burchards, Bardo und Burchard, und wurde zum Thüringerherzog gewählt. Burchard war den Konradinern zugetan, während Otto mit Hedwig, der Schwester des Oberhauptes der Babenberger, Herzog Adalbert, verheiratet war [John u. a. 27; Thiele 8]. Nach dem Tod Ottos 912 wurde sein Sohn Heinrich I. (später deutscher König) sein Nachfolger und nach ihm hintereinander Otto I., II. und III. Der vorübergehende Übergang des thüringischen Herzogtitels auf die sächsischen Liudolfinger (908) war die von Willibald erwähnte freiwillige "Unterwerfung" der Thüringer unter die Sachsen. Thüringen blieb aber selbständiges Herzogtum, Heinrich I. nannte sich "Herzog der Sachsen und Thüringer" (so 916 [vgl. John u. a. 27]). Beide Herzogtümer waren nur in Personalunion verbunden. Als Otto I. 953 Sachsen Hermann Billung übertrug, behielt er Thüringen für sich. Dieses Herzogtum wurde für die Ottonen von den Grafen von Weimar verwaltet, bis Ekkehard I. um 995 Herzog der Thüringer wurde.

12. Nachbemerkung

Nach den überzeugenden Forschungsergebnissen Illigs betrachte ich alle Nachrichten der Karolinger-Legende (nach Illigs Konzeption bis 911, nach meiner Meinung möglicherweise nur bis 887 = 590) als gefälscht. Ich habe aber bewußt darauf verzichtet, alle anderen Nachrichten, die in Schriftquellen aus der Phantomzeit überliefert wurden bzw. nach den vorliegenden Daten in die Phantomzeit fallen, von vornherein als erfunden zu betrachten. Das betrifft auch Informationen, die sich auf die politische Geschichte Thüringens im "Phantomzeitalter" beziehen. Ich habe stets sorgfältig geprüft, ob diese nicht dem (ansonsten fast informationslosen) 6. Jh. zugeordnet werden können.

Ich folgte hierbei der Methodik, die Zeller [1993b, 69] bei der Analyse der frühislamischen Geschichte angewandt hat, wobei er für mich überzeugend nachgewiesen hat, daß die frühen Kalifen (angeblich 7. Jh.) durchaus dem 7. und dem 10. Jahrhundert zugeordnet werden können, wobei er sowohl eine gründliche Analyse der Bauwerke wie auch der gleichzeitigen byzantinischen und iranischen Quellen vorgenommen hat. Er bewies wissenschaftlich, daß es auch im Vorderen Orient 297 Phantomjahre gab, die sich aber nicht nur aus einer einfachen Streichung, sondern aus seiner allseitigen Analyse ergaben.

Es findet sich deshalb sowohl bei Zeller wie auch bei mir derselbe Geschichtsstrang unter zwei Jahreszahlen. Beide bringe ich letztlich im 6. Jh. unter. 887 wird somit zu 590, die Phantomzeit von 614 bis 911 bleibt damit ereignislos. Im Ergebnis meiner Analysen bin ich zu folgendem wirklichen (nicht doppelten!) Geschichtsablauf gekommen:

531	= 828	Untergang des Thüringer Königreiches
555/556	= 852/853	Sieg der Sachsen über die Franken (Chlothar I.)
561	= 858	Ernennung Radulfs zum Herzog der Thüringer
569	= 866	Sieg Radulfs über die Franken (Sigibert)
576	= 873	Tod des Markgrafen Thakulf (Sorbische Mark)
585	= 882	Arnstadt-Urkunde des Heden II. (Konrad ?)
592	= 889	Poppo Herzog der Thüringer
595	= 892	Konrad Herzog der Thüringer
597	= 894	Zweite Urkunde des Heden II. (Konrad ?)
606-611	= 903-908	Burchard Herzog der Thüringer
611-615	= 908-912	Otto Herzog der Sachsen und Thüringer
nach 611	= nach 908	Wirken des Bonifatius in Thüringen
912-936		Heinrich I. Herzog der Sachsen und Thüringer
933		Schlacht bei Riade

Literaturverzeichnis siehe 3-99, 504ff

Dr. Klaus Weissgerber 98693 Ilmenau Herderstr. 6

Mumpitz in Absurdistan

Über den von Mediävisten boykottierten Boykott der Mediävisten

Heribert Illig

Wir erinnern uns an Prof. *Borgoltes* Aufforderung an seine Kollegen, über mich zu schweigen [Interview vom 29.6.99]. Vorausgegangen war bereits die stillschweigend durchgeführte Boykottierung von Seiten der Paderborner Katalog-Redaktion. Nunmehr war doch alles gespannt, wie weit eine solche hochwissenschaftliche Vorgabe beachtet werden würde.

Borgoltes Aufruf fand auf jeden Fall bei ihm selbst Gehör, verweigerte er doch dem ihm - wie allen anderen Angesprochenen - zugeschickten Heft 3/99 die Annahme.

Die sogenannte Lorsch Torhalle

Im Museumszentrum zu Lorsch am Rhein (Kuratorium Weltkulturdenkmal) geschah Seltsames, ohne dass man einen direkten Konnex konstruieren muss. Bei einer Einladung mit mehr als einem Jahr Vorlaufzeit darf es verwundern, wenn es bis eine Woche vor Veranstaltung nicht gelingen wollte, vier zur Podiumsdiskussion geladene Experten zu gewinnen bezw. am Absagen zu hindern. Nun wurde in Eile ein zweites Quartett aufgebeten, das nach meinem Vortrag Fragen als Statements vortragen sollte. Von diesen vier sagten bis zum Veranstaltungstag weitere drei ab, so dass es nur zu einem einzigen Statement in Sachen Lorsch Codex kam. Daraufhin titelte das *Darmstädter Echo*: "Da schweigt die Fachwelt, und der Laie wundert sich". Die Schlagzeile der Konkurrenz war weniger treffend: "Monolog statt Diskussion". Denn wenn von weit über 200 Zuhörern an die 40 Fragen gestellt werden, wenn lebhaft und engagiert zwei Stunden diskutiert wird, kann man nicht unbedingt von einem Monolog sprechen.

Es kann auch ein Ergebnis hinsichtlich der Lorsch Torhalle festgehalten werden. Nachdem mir Michael Bohrer einschlägiges Material zukommen ließ, ergab sich eine Modifikation meiner Umdatierung. Im "*erfundnen Mittelalter*" [268] sprach ich von einer Bauzeit "nach 1050". In einem Bulletin-Artikel [2/97, 249] präziserte ich auf "das dritte Drittel des 11. Jhs." Doch da waren zwei Umstände nicht berücksichtigt: Die Torhalle soll - zwar freistehend, aber doch auf zwei Seiten dicht von anderen Gebäuden flankiert - den Klosterbrand von 1090 völlig schadlos überstanden haben.

Ab 1000 werden in Burgund - in den Kirchen von Cluny, Paray-le-Monial oder Autun - die kannelierten Pilaster als antikisierende Bauglieder bevorzugt. Architekturstudien wie R. de Lasteyrie haben deshalb Parallelen zur Lorscher Torhalle gezogen. Mit dieser Datierung - nach 1090 bis 1120 - fügt sich alles, den "karolingischen" Ursprung einmal ausgenommen. Mit den schriftlichen Quellen gibt es keine Abfolgeprobleme, stammt doch der älteste Hinweis (*Chronicon Laureshamensis*) aus der Zeit nach 1170.

Paderborner Verteidigung

In Paderborn konnte das Schweigegebot nicht beachtet werden, da einem Interview mit mir [*Neue Westfälische* am 31.8.] dringendst eine Erwiderung folgen musste [ebd., am 1.9.]. Die beiden Ausstellungsmacher, Dr. Matthias **Wemhoff** und Dr. Christoph **Stiegemann**, räumten zunächst ein, dass sie im Vorfeld der Ausstellung "Karls Sarkophag" und "Karls Leichentuch" gewissermaßen als 'Lockvögel' eingesetzt hatten. War das Leichentuch schon im Katalog seiner vermeintlichen Funktion beraubt worden [Kat. I, 64; vgl. 3/99, 405], folgte nun mit schicklicher Verzögerung der Proserpina-Sarkophag. Bei ihm suggerierte der Katalog [II, 758] noch Gewissheit:

"Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit im Jahr 814 als Grablage für Karl den Großen wiederverwendet",

und folglich von Dirk Schümer apostrophiert als "das einzige Werk [der Ausstellung], das sich dem großen Karl direkt zuweisen lässt" [vgl. 3/99, 404]. Nun sorgte Stiegemann für Ernüchterung: "Wir können die Frage, ob Karl in diesem Sarg gelegen hat, nicht beantworten," womit er auf meine Position retirierte und den Karlsbezug der Ausstellung aufgab [vgl. 3/99, 404].

Doch dann wurde der Spieß umgedreht. Meinen Vorwurf, Urkunden würden nicht kritisch an den archäologischen Funden gemessen, retournierten Stiegemann an mich:

"Illig nimmt die überlieferten Sachobjekte in unangemessener Weise nicht ernst."

Und Wemhoff führte dazu aus:

"Wir haben in Paderborn ein Viertel eines karolingischen Denars gefunden. Soll man sich nun vorstellen, dass die begnadete Fälscherbande Ottos des Dritten hier die Münzen Karls des Großen gefälscht, sie dann schön geviertelt hat und mit einem Löffelbohrer punktgenau in die entsprechenden Schichten gebohrt hat, um die Münze hineinfallen

zu lassen, Das ist dermaßen absurd, dass schon kleine Details belegen, dass an dieser These nichts dran sein kann."

Peter *Illisch* sah die Vierteilung im Katalog [I, 128] etwas anders:

"Es ist sehr fraglich, ob die Münze zeitgenössisch fragmentiert oder durch ungünstige Lagerbedingungen im Boden weitgehend zerstört wurde."

Leider gibt er keine Auskunft, wo genau, in welcher Schicht dieser *Pfennig von Melle* gefunden worden ist. Insofern können die Fundumstände der wichtigsten Datierungsstütze nur gemutmaßt werden. Lag er so, dass er wirklich für eine karolingische Benutzungszeit bürgt? Könnte er auch später verloren worden sein, zum Beispiel in ottonischer Zeit? Derlei Probleme sind bei Münzfunden sattsam bekannt, da Silbermünzen nicht einfach auf dem Fußboden eines bewohnten Hauses liegen bleiben. Ebenso gravierend: Ausstellungstexte haben davon gesprochen, dass sogenannte Karlsmünzen auch nach seinem Tod geprägt worden sind [vgl. 3/99, 416]. Und wie steht es mit der Herkunft des Silbers? Dr. P.C. Martin führte obendrein auf unserem Jahrestreffen aus, dass die gemutmaßten Gruben im Poitou nach der Römerzeit erst wieder im 11./12. Jh. ausgebeutet wurden - so der archäometallurgische Befund. Mit all diesen Einschränkungen wird aus dem silbernen Datumsgeber wieder jenes 15 mm messende Münzrudiment, das eben so gut für die ottonische Zeit bürgen kann. Zum unernsten Umgang mit Sachobjekten führte Wemhoff weiter aus:

"Die Pfalz ist ohne jeden Zweifel als karolingischer Bau nachgewiesen. Was Illig behauptet, ist völlig falsch: Es gibt keine dunklen Jahrhunderte. Wenn man sich die dichten Bauphasen unter dem Dom anschaut, die auch durch Schriftquellen belegt sind, dann zeigt sich die dichte Staffe-
lung."

So spricht der Mann, der die Identität von karolingischem und ottonischem Mauerwerk demonstriert hat. Schließlich montierte Wemhoff persönlich 1998 das Hinweisschild ab, das vom Paderborner Thron Karls gesprochen hatte. Mit einer Schraubenzieherdrehung wurde aus karolingischen Thronstufen um 800 eine ottonische Treppe des 10. Jhs. Nachdem Michael Bohrer [3/99 439] ausgeführt hat, dass mehr als 100 Leerjahre bis zur Karolingerzeit bleiben, wenn man die Bauphasen des Doms von der noch gut belegten Bauphase Abts Meinwerks (1009-1036) zurückverfolgt, sind weder die "dichten Bauphasen" noch ihr Mauerwerk noch die Verbindungen zwischen Aula und Dom relevante Gründe für eine Zwangskarolingisierung.

Wemhoff demonstrierte im gleichen Statement des Interviews sein Missverstehenwollen meiner Gedanken.

"Er will ein so gut fundiertes Gebäude zum Einsturz bringen und hat nicht mehr als eine windige Verschwörungsthese. Und die ist noch nicht einmal logisch: Wie kann jemand im Jahre 1000 Geschichte fälschen und gleichzeitig das Gericht des ewigen Schöpfers fürchten."

Dass noch ein bisschen mehr gegen die Fiktion 'Frühes Mittelalter' spricht als nur eine windige Verschwörungsthese, scheint Wemhoff nicht bemerkt zu haben. Oder hätte ich seine Widerlegung meiner Argumente zur Aachener Pfalzkapelle völlig übersehen? Oder seine Ausführungen zur Fundleere in all den mittelalterlichen Städten, die auf römischen Vorläufern erwachsen? Wäre mir auch Prof. Walter *Oberschelps* Antwort entgangen, nachdem ihm in der *FAZ* die Frage nach der anachronistisch frühen Präzision "karolingischer" Astronomie gestellt worden war [vgl. 3/99, 397]? Nichts dergleichen - nur das Janusgesicht der Mediävistik. Sie heult sofort auf, wenn ich u.U. die jüngste ihrer Arbeiten nicht genannt hätte - besonders rufschädigend etwa Dr. Karl *Brunner* vor der Kamera des ORF [18.5.98]: "Leider hat Illig die Arbeiten der letzten 20 Jahre nicht berücksichtigt".

Aber sie ist geradezu stolz, die Arbeiten aus unserem Kreis nicht gelesen zu haben. Wemhoff hätte damals zwei Monate Zeit gehabt, meinem zweiten MA-Buch die Binsenweisheit zu entnehmen, dass sich Machthaber nicht gegen ihre Untertanen verschwören, sondern einfach herrschen. Er hätte dort auch den Hinweis gefunden, dass es als besonders gottesfürchtig gelten konnte, die griechische und die lateinische Fassung der Bibel in chronologischen Einklang zu bringen und die Uhr entsprechend dem göttlichen Heilsplan neu zu stellen. Oder vertritt Wemhoff noch immer die romantische These des 19. Jhs., wonach alle Welt zum Jahresende 999 vor Weltende und Jüngstem Gericht gezittert hätte? Immerhin traut er mir eine derartige Geistessträgheit zu:

"Das Geschichtsbild von Illig ist völlig überholt, geht er doch davon aus, dass es einen Bruch zwischen Antike und Mittelalter gibt. Inzwischen wissen wir, dass es nahtlose Kontinuitäten gibt."

Im (fast) römerlosen Paderborn ist er zu seinem Glück von einem Nachweis befreit. Aber ich erinnere nur an vier Städte mit römischen Fundamenten: In Augsburg hat man in der Alemannen-Ausstellung - im Wissen um meine These - von einem halb römischen, halb mittelalterlichen Raum behauptet,

er sei bis ins 10. Jh. kontinuierlich benutzt worden, worauf man ein Geständnis machen konnte:

"Eine Handvoll Münzen und Keramikscherben stellten lange Zeit die einzigen Zeugnisse einer Weiterbesiedlung der Stadt im 6./7. Jahrhundert dar" [vgl. 2/98, 255].

Und hängt nicht gemäß Prof. Hansgerd *Hellenkemper* die Kontinuität in der Kölner Innenstadt an einer Latrine am Heumarkt, die als einzige Lokalität nicht von den Karolingern "recycelt" worden wäre [vgl. 4/97, 663 und Hellenkemper's Interview vom Mai 1998 im *Deutschlandfunk*]? Wo wäre die Kontinuität in Regensburg [vgl. 2/99, 242ff]? Und wo wäre sie in Aachen, dem der Paderborner Katalog heuer bescheinigt hat, dass rings um die zelebrierte Pfalz keine einzige Grabung von irgendwelchen Karolingern zeugt [Kat. III 162; vgl. 3/99 412]? Im "*erfundenen Mittelalter*" habe ich extra darauf hingewiesen, dass Aachen mindestens seit 1980 als Ort "*ohne nachweisbare Siedlungskontinuität*" gelten muss [1996, 290].

So schwach ist in Wahrheit Wemhoffs "so gut fundiertes Gebäude" der Frühmittelalterforschung gebaut. Was bleibt den Bauherrn und Verwaltern dieses Luftschlosses anderes übrig, als jeden Hinweis auf seine fehlenden Fundamente mit dem lapidaren Wort "absurd" abzutun - so nicht nur Wemhoff, sondern auch Stiegemann im selben Interview; der Paderborner Mediävist Prof. Jörg *Jarnut* hat sich mit "absolut absurd" so eng wie möglich an die Vorgabe gehalten [2.10.99, *Westf. Volksblatt*]. Damit wenigstens die brüchige Hausfassade hält, verwenden die Spezialisten all ihre Kraft darauf, mich möglichst fernzuhalten: so Stiegemann am 1.11. in Paderborn, auf dass ja keines seiner Exponate mit mir zusammen im Bild erscheine, so Prof. Ekkehard *Eickhoff* am 26.11. in Köln, als er unser Zusammentreffen im Kölner Studio des Deutschlandradio vereitelte.

Kalenderprobleme

Auch andere haben Borgoltes Aufforderung nicht weiter beachtet. So stellte die Zeitschrift *Archäologie in Deutschland* die Phantomzeitthese ausdrücklich zur Diskussion. In ihrer Nr. 1 von 1999 hatte es eine Vorschau aufs Karolingerjahr 1999/799 ohne jeden Hinweis auf abweichende Meinungen gegeben, in Nr. 2 dann einen dies monierenden Leserbrief; in Nr. 3 [3/99 389] die Attacke von Prof. Matthias Becher, der damals als Autor einer ganz neuen Karlsbiographie hervortrat. Nr. 4 brachte nicht nur meine Antwort,

sondern auch eine Kritik an meiner Kalenderrechnung und damit an einer meiner "Prämissen". Dr. Béatrice *Keller* zeigt mit einer undurchsichtigen Tabellenrechnung,

"dass Illigs These auf einem simplen Überlegungsfehler beruht: Im vierten Jahr, dem Schaltjahr, darf kein Überschuss mitgerechnet werden, weil der im Schalttag bereits enthalten ist. Somit fällt Illigs These in sich zusammen - es gibt keine überschüssigen Tage, schon gar keine erfundenen Jahrhunderte" [Keller 78].

Gemäß ihrer Rechnung wäre in den 1.627 Jahren zwischen Cäsar und Gregor XIII. der Fehler des iulianischen Kalenders auf 9,66 Tagen angewachsen, keinesweg auf 12,7 Tage. Ihrer Einschätzung zufolge hätte sich die 10 Tage-Korrektur sehr wohl auf die Kalendereinführung unter Cäsar bezogen.

Gleichzeitig mit Frau Dr. Keller wollte mich auch ein Anonymus im Mittelalter-Spezialheft von GEO EPOCHE widerlegen, widersprach aber nicht mir, sondern entschieden Kellers Rechnung:

"Dabei ist schon die Prämisse der Illigschen These falsch: Papst Gregor XIII. machte gar nicht das Jahr 45 v. Chr., in dem der Julianische Kalender in Kraft getreten war, zur Basis seiner Reform, sondern das Jahr 325 n. Chr. [...] In der Zeit von 325 bis 1582 machte die Abweichung ungefähr 9,8 Tage aus. Die nun rundete Gregor auf zehn Tage - und ließ sie ausfallen. Das wäre auch von Heribert Illig zu errechnen gewesen. Dann aber hätte er eben keinen Bestseller lancieren können."

Genau dies ist von mir errechnet, jedoch ganz anders interpretiert worden. Ich gebe dafür die kürzeste Notation:

Jahreslänge astronomisch: 365 d + 5 h 48 m 46 s

Cäsars Jahreslänge: 365 d + 6 h und damit 674 Sekunden zu lang.

Dieser Fehler kumuliert zw. Cäsar und Gregor XIII. in fast 1.627 Jahren:

$$1.627 \times 674 \text{ s} = \mathbf{1.096.598 \text{ s}}$$

Gregors Korrektur umfaßte 10 Tagen:

$$10 \text{ d} = 10 \times 24 \times 60 \times 60 = \mathbf{864.000 \text{ s}}$$

Differenz = 232.598 s = 2,691210 \approx **2,7 d [Tage]**.

Trotz Keller greift Gregors Ausgleich nicht bis Cäsar zurück. Meiner Kritikerin ist just das unterlaufen, was sie mir vorgeworfen hat: die falsche Berücksichtigung der Schaltjahre, die ja bereits in der Jahreslänge von 365,25 Tagen enthalten sind.

Aber Kellers Fehler ist keine Ausnahme. *The New Encyclopaedia Britannica* [1985] schrieb unter dem Stichwort *calendar* zum "Julianischen Kalender, der für die nächsten rund 1600 Jahre benutzt wurde" (s.S. 620):

"Doch während dieser Zeit produzierte die Unstimmigkeit zwischen dem Julianischen Jahr von 365,25 Tagen und dem Tropischen Jahr von 365,242199 Tagen allmählich signifikante Fehler. Die Differenz wuchs mit einer Rate von 11 Minuten 14 Sekunden pro Jahr, bis sie 1545 volle 10 Tage betrug und das Konzil von Trient Papst Paul III. zu einer Korrektur ermächtigte." [Korrigiert wurde 37 Jahre später; HI]

Das Konzil von Nicäa wird hier ignoriert. Denselben Text bringt auch noch die jüngste *The New Encyclopaedia Britannica* [Chicago, 1998]. Ihre Rechnung stellt nichts anderes dar als einen salomonischen Fehler für ein Rätsel, das in der herkömmlichen Chronologie unlösbar ist: Die angegebene Zuwachsrate pro Jahr stimmt, ihre Addition über 1.600 Jahre hinweg ergibt aber nicht die fälschlich genannten 10 Tage, sondern tatsächlich mehr als 12,5 Tage. So fügt das ehrwürdige Lexikon Gregor mit Cäsar, nicht mit Nicäa zusammen, obwohl der Abstand beider Reformer einfach zu groß ist.

Unkritische Mediävisten sind klug beraten, die nicht weiter als bis ca. 300 n. Chr. zurückreichende Korrektur aufs Konzil von Nicäa (325) zu beziehen. Aber dann müsste dort zumindest eine Entscheidung getroffen worden sein: die Festlegung des Frühlingspunktes (Äquinoktie) auf den 21.3. So sieht das der GEO-Anonymus - im Gefolge etwa des *Großen Brockhaus* - und macht sich weiters keine Gedanken mehr, wann und wie der zwischen Cäsar und Nicäa aufgelaufene Fehler ausgeglichen worden wäre. Ich gehe davon aus - mit dem Chefastronomen des Vatikans im Rücken -, dass in Nicäa nichts dergleichen auch nur erörtert worden ist.

Nun hat auch Prof. Johannes *Fried* neuerlich gegen mich ausgesagt. In einer ZDF-Sendung sprach er hinsichtlich meiner kalendarischen Betrachtungen von "absolutem Unsinn", "Top-Unsinn" und "Mumpitz".

"Es sind nicht 13 Tage, die korrigiert werden müssen, sondern bei Cäsar war der Frühjahrstermin 3 Tage später, nämlich der 25. März."

Diese Antwort trägt allenfalls eine talkshow-Länge, setzt sie doch unbewiesenermaßen voraus, dass der Frühlingspunkt um 325 geprüft und vom Konzil neu festgelegt worden wäre. Vor allem unterstellt sie, dass die Rechnung der Römer (mit dem 25.3.) irgendwann zur Rechnung der Alexandriner (mit dem 21.3.) geworden wäre. Aber ich habe eindeutig gezeigt [*Wer hat an der Uhr gedreht?*; 52ff], dass die beiden Frühlingspunkte bis ins

Further, to correct the accumulation of previous errors, a total of 90 intercalary days had to be added to 46 BC, meaning that January 1, 45 BC, occurred in what would have been the middle of March. To prevent the problem from recurring, Sosigenes suggested that an extra day be added to every fourth February. The adoption of such reformatory measures resulted in the establishment of the Julian calendar, which was used for roughly the next 1,600 years.

During that time, however, the disagreement between the Julian year of 365.25 days and the tropical year of 365.242199 gradually produced significant errors. The discrepancy mounted at the rate of 11 minutes 14 seconds per year until it was a full 10 days in 1545, when the Council of Trent authorized Pope Paul III to take corrective action. No solution was found for many years. In 1572 Pope Gregory XIII agreed to issue a papal bull drawn up by the Jesuit astronomer Christopher Clavius. Ten years later, when the edict was finally proclaimed, 10 days in October were skipped to bring the calendar back in line. The length of the year was redefined as 365.2422 days, a difference of 0.0078 days per year from the Julian count, which produced a discrepancy between them amounting to 3.12 d⁴ 400 years. Clavius had allowed for this discrepancy in his suggestion that the leap day of every four centuries be omitted, which is ordinarily believed to be the most common practice.

Ausrisse zum Stichwort "calendar" aus (links oben) *The New Encyclopaedia Britannica* [1985; ident. 1998] und *The Encyclopedia Americana* [International Edition 1996, Danbury]

Council of Nicaea. The Julian year of 365.25 days, of course, is actually a little longer than the solar year of 365.2422 days. The difference amounts to 0.0078 day per year, or about 3 days every 4 centuries. It is now apparent, therefore, that by the time the first ecumenical council

was held at Nicaea in 325 A. D., a lag of about 3 days in the Julian calendar was to be expected. (As the actual lag was 4 days, Sosigenes must have made an error of 24 hours in his determination of the vernal equinox in 46 B. C.) Since the actual length of the solar year was not yet known, however, the council attributed the entire lag of 4 days to Sosigenes; and when it moved the date of the equinox back from March 25 to March 21, it believed that this date would henceforth be stable. The celebration of Easter was then determined on the basis of March 21.

Gregorian Reform. Naturally enough, the Julian calendar continued to deviate. Easter, a spring holiday, eventually would have ended up in the middle of summer. By the time of Pope Gregory XIII in the late 16th century, the deviation amounted to 10 days; the equinox of 1582 fell on March 11.

11. Jh. miteinander konkurrierten, also zwei Parallelrechnungen darstellen, die nicht unmerklich, binnen 370 Jahren ineinander übergehen.

Fried macht außerdem einen Rechenfehler, wenn er mit 3 Tagen vom 25.3. zum 21.3. geht. *The Encyclopedia Americana* [International Edition 1996, Danbury; Stichwort *calendar*] hat da genauer gerechnet und muss deshalb eine besonders umständliche Antwort geben (s. S. 620). Sie unterstellt 'pragmatischerweise' Sosigenes, dem Kalendermacher Cäsars, er habe sich bei der Bestimmung der Frühlingsäquinoktie um 1 Tag vertan. Er wäre somit ein schlechterer Astronom gewesen als die steinalten Megalithiker. Zweite Unterstellung: Das Konzil verlegte das Datum der Äquinoktie per Dekret vom 25.3. auf den 21.3. Und schließlich die dritte Unterstellung der Enzyklopädie: Das Konzil glaubte, dass mit dieser Neufestsetzung das Datum stabil bleiben werde.

Selbstverständlich haben alle drei Unterstellungen fiktiven Charakter. Um den unzulässigen Übergang vom 25.3. zum 21.3. zu kaschieren, hätte erst Sosigenes falsch bestimmt, dann das Konzil etwas beschlossen, um schließlich seiner willkürlichen Festlegung auch noch zu glauben. Es hätte ein Datum festgebetet, ohne die Wurzel des Übels - die noch zu grobe Schaltregel - auch nur anzurühren.

Ich habe in "*Wer hat an der Uhr gedreht?*" ausgeführt [35-64], dass es überhaupt keinen Hinweis darauf gibt, dass in Nicäa am Kalender gedreht oder der Frühlingspunkt festgehalten worden wäre. Im Gegenteil, die jüngere Literatur spricht eindeutig dagegen. Dort ist klargestellt worden, dass der römische 25.3. und der alexandrinische 21.3. parallel galten, wobei das römische Datum nicht für die damals beobachtbare Äquinoktie stand (sondern möglicherweise für die zum Zeitpunkt des Entstehens des Mithraskultes beobachtbare Äquinoktie. Dort galt der zum 25.3. analoge Jahreseckpunkt 25.12. als Gottesgeburtstag, wie später bei den Christen).

Solches hat sich aber bei den konventionellen Kalenderverteidigern noch nicht herumgesprochen. Anzulasten ist das vorrangig Prof. Fried, der als Sprecher der deutschen Historiker vorsichtiger sein sollte mit Herabwürdigungen, die sein eigenes Fachwissen ausleuchten. Zusammenfassend lässt sich sagen: Die binnen vierzehn Tagen aufgetretenen drei Verteidiger der herrschenden Kalenderlehre haben überzeugend demonstriert, dass sie genauso widersprüchlich argumentieren wie die kuranten Lehrmeinungen. Diese werden alternierend dargeboten, weil in der herrschenden Chronologie keine Lösung zu haben ist !

Apropos Fried. Es ist noch ein Wort zu dem Antisemitismusvorwurf zu sagen, dem im Heft 3/99 [358ff] entgegnet worden ist. Hier muss die wissenschaftliche Freiheit der Forschung in Schutz genommen werden, bevor sie durch Zirkelschlüsse abgewürgt wird.

Wenn die Frage zum allerersten Mal aufgeworfen wird, ob ein bestimmter geschichtlicher Zeitraum fiktiv ist oder Realität war, dann kann nicht einfach die bis dahin herrschende Meinung als gültige Wahrheit herangezogen werden. Denn die bisherige Meinung muss erst im Licht der neuen Fragestellung auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden. Wer im Falle der Phantomzeit sofort schließt, ich würde drei Jahrhunderte Leid leugnen, der gibt keine kritische Antwort auf die neue Frage, sondern vertraut der bislang nie überprüften Sicht. Dies aber wäre ein Zirkelschluss, überhöht durch moralische und damit wissenschaftsfremde Wertungen.

Der wissenschaftliche Gang der Dinge kann nur so sein: Wenn *erstmal*s ein Stück der Zeitachse auf ihre Realität geprüft wird, kann noch niemand definitiv wissen, ob die für diesen Zeitabschnitt gelehrte und geglaubte Geschichte realen Charakter hat. Erst wenn hier Antworten gegeben, Argumente ausgetauscht und das Ganze wiederholt geprüft worden ist, lässt sich über den Realitätscharakter der damaligen Geschichte befinden.

Danach wird sich das Prozedere ändern. Nehmen wir an, der fragliche Zeitabschnitt würde weiterhin als real erachtet. Wird dann dieselbe Frage nach der einstigen Realität erneut gestellt, ohne dass neue Argumente vorgebracht werden, dann erst kann man berechtigterweise nach Gründen für diese Unbeirrbarkeit des Fragestellers suchen.

Aber schon bei erstmaliger Fragestellung den Fragesteller moralisch abzuqualifizieren, beweist nur, dass das nie hinterfragte Vorurteil bleiben und der Forschungsdrang beschnitten werden soll. Wenn mit moralischen Begründungen Fragestellungen schon im Ansatz diffamiert werden, dann würde sich eine "scientific correctness" herausbilden, die nicht der Wissensfindung nützt, sondern verstaubtes Unwissen vor Hinterfragung schützt - aus welchen wissenschaftsfremden Gründen auch immer.

Solches Handeln bleibt nicht ohne Folgen. Es folgen zwei weitgefächerte Reaktionen: ein juristisch unterlegter Briefwechsel mit dem Bundespräsidenten und - 'ganz unten' - der Aufschrei eines doppelt betroffenen Geschichtsstudenten, der die Hoffnung auf Fairness innerhalb der "scientific community" verliert.

Sehr geehrter Herr Bundespräsident!

Die Paderborner Ausstellung "799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit" steht unter Ihrem "hohen Patronat". Das entnehme ich dem zweibändigen Katalog.

Für das Werk warb der Prospekt des Verlags Philipp von Zabern, Frühjahr 1999, S. 10 (Anlage 1 in Ablichtung) mit einem roten Vermerk:

"Prachtvoller können Illigs Thesen nicht widerlegt werden".

Zwischen der traditionellen Geschichtsschreibung und Dr. Illig herrscht Dis-sens. Dieser lehrt aufgrund seiner interdisziplinären Forschung in einer Schrift "Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte", daß rund 300 Jahre karolingische Geschichte eine Uchronie seien. Hierzu vertrat Herr Professor Borgolte, dem durch sein Lehramt an der Berliner Humboldt-Universität ein besonderes Gewicht zukommt, die Meinung, die Thesen Illigs seien

"in wissenschaftlicher Hinsicht unhaltbar. Und das ist ein Konsens unter meinen Fachkollegen" (Tagesspiegel 26. 6. 1999, S. 27 = Anlage 2 in Ablichtung).

Anlaß zu meinem Schreiben ist die Eskalation des Streits zwischen Fachwissenschaftlern und interdisziplinär betriebener Geschichtsforschung. Herr Professor Borgolte erklärte in dem oben angeführten Interview:

"Ich denke, nun ist es Zeit, über ihn (Illig) zu schweigen."

Das ist ein Boykottaufruf, den Herr Professor Borgolte mit der Herabsetzung steigerte:

"Um Illig ist mittlerweile eine pseudoreligiöse Gemeinde entstanden, die langsam Sektencharakter annimmt."

Entgegen der Ankündigung des Verlags Zabern setzte sich in den Katalogbänden und dem Ergänzungsband zur genannten Ausstellung kein einziger der 125 Autoren mit "Illigs Thesen" auseinander. Die stattliche "Bibliographie" (Band II. S. 867 - 923) erwähnte nicht einmal das Hauptwerk Dr. Illigs oder eine von seinen zahlreichen Schriften. Nur mit Schwierigkeiten können neue Forschungen hierzu veröffentlicht werden. Ich verweise auf die Ausführungen von Bohrer in Zeitensprünge 3/1999, S. 439 (Anlage 3).

Herr Professor Borgolte und diejenigen, die seinem Boykottaufruf folgen, verstoßen gegen Artikel 5 Absatz III des Grundgesetzes. Unter den Teilneh-

mern am Boykott gibt es auch Personen, die an staatlichen Hochschulen tätig sind. Dies kann schlimme Folgen zeugen; denn der Nachwuchs unter den Historikern wird entweder nicht ausreichend belehrt oder, wenn der einzelne Student sich selbst interdisziplinär fortbildet und zu dem Thema artikuliert, wird er als Sektierer abgestempelt. Wenn er darüber schweigt, wird er zur Heuchelei veranlaßt. Tatsächlich scheiterten die Historiker, die versuchten, die Forschungsergebnisse Dr. Illigs zu widerlegen; insoweit nehme ich Bezug auf meine Darstellung "Zwischen den Zeiten" oder Zeiteinsparung? in Zeiteinsparung 3/1999, S. 483 ff. (Anlage 3). Der "Konsens" zwischen Fachkollegen bemäntelt Kanonisierung oder Dogmatisierung, was in einer objektiv betriebenen Wissenschaft die überzeugende Begründung nicht ersetzen kann. Hätten Sie, sehr verehrter Herr Bundespräsident Rau, wenn Sie über den vollen Sachverhalt informiert worden wären, das "hohe Patronat" über die Paderborner Ausstellung einschränkungslos übernommen?

Eine unmittelbare Aufforderung an Herrn Professor Borgolte, die Verfassung zu respektieren, erschien mir fruchtlos; denn er trug vor (Tagesspiegel a.a.O.):

"Er (Illig) kann gar nicht mehr von seinen merkwürdigen Thesen zurücktreten und muß weiter für Nachschub sorgen, um seine Gemeinde nicht zu enttäuschen. Das hat mit Gedankenfreiheit nichts mehr zu tun."

Hier wird mit einem Begriff "Gedankenfreiheit" operiert, der dem Weltbild des absolutistischen Obrigkeitsstaats entnommen ist. In diesen Zeiten waren Zensur und Zensor legitim. Unser Grundgesetz garantiert die Freiheit der Meinungsäußerung und die Freiheit der Wissenschaft. Ich rege deshalb an, ja, ich bitte Sie nachdrücklich und dringend, Herrn Professor Borgolte zu einer Stellungnahme zu veranlassen. Es gilt, die Verfassung und auch das vereinbarte Ansehen Ihres Amtes zu wahren. Über die Drittwirkung der Grundrechte ist Herr Professor Borgolte zur Wiedergutmachung verpflichtet. Er hat die Diskussion neu zu eröffnen. Hierzu könnte die Veranstaltung eines Forums nützlich sein. Die Kosten einer solchen Veranstaltung gehen nach Bürgerlichem Recht zu Lasten desjenigen, der einen Boykott inszenierte. Ob Herr Professor Borgolte wegen der entstehenden Kosten Rückgriff auf Konsens-Kollegen nehmen kann, bedarf hier keiner Erörterung. Zum Forum sind Herr Dr. Illig und die Autoren einzuladen, die sich in der Zeitschrift Zeiteinsparung 3/1999 geäußert haben. Diesen, den Herausgebern des Katalogs der Paderborner Ausstellung und Herrn Professor Borgolte (als Vorabinformation) leite ich meinen Brief auch zu.

Mit vorzüglicher Hochachtung! Ihr sehr ergebener (Gert Zeising)

Auszug aus dem Brief des Bundespräsidialamtes vom 19. XI. 1999

Bundespräsident Rau hat mich gebeten, Ihnen für Ihren Brief vom 4. Oktober zu danken. Haben Sie bitte Verständnis dafür, daß der Herr Bundespräsident aufgrund seiner übergroßen zeitlichen Beanspruchung Ihnen nicht persönlich antworten kann.

Leider muß ich Sie auch, was das Anliegen Ihres Briefes betrifft, enttäuschen. Der Bundespräsident kann es mit seinem Amt nicht vereinbaren, in einen Streit, wie Sie ihn skizzieren, einzugreifen. Das muß die "scientific community" mit ihren Mitteln, die hoffentlich immer fair sind, selbst austragen.

Dr. Gert Zeising Amorhof 67 63916 Amorbach

24. XI. 1999

Sehr geehrter Herr Bundespräsident!

Am 4. X. 1999 richtete ich an Sie ein Schreiben, mit dessen Beantwortung Sie Herrn Dr. Barth beauftragten. Seine Antwort trägt das Datum vom 19. XI. 1999, und das Geschäftszeichen Ihres Hauses lautet: 11-51031-990.

I.

Die Paderborner Ausstellung ist zwar mittlerweile beendet. Das Katalogwerk "799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit" wird aber nach wie vor im Buchhandel vertrieben. Folglich wird auch die Auseinandersetzung mit den Forschungen von Dr. Illig in

"Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte" weiterhin boykottiert. Dieser Boykott betrifft auch die Mitstreiter.

II.

Den Beiträgen der 125 Autoren des genannten Katalogwerks ist folgender Text vorangestellt:

"Der Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland
HERR DR. H.C. JOHANNES RAU
gewährte der Ausstellung
799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit
Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn
sein hohes Patronat".

Sinn und Zweck eines solchen "hohen Patronats" ist die Übernahme einer Garantenstellung, die die Leistung eines Dritten hervorhebt und damit auch werbliche - also materiell bedeutsame - Förderung durch hoheitliche Gnade bedeutet. Begehrt war bis 1918 z.B. der Titel "Hoflieferant". Im vorliegenden Fall mißbraucht eine Boykottfront die erteilte Privilegierung; denn die umfassende wissenschaftliche Auseinandersetzung, die erforderlich und angekündigt war, wurde vermieden. Die Boykottierten werden durch die mißbrauchte Privilegierung zusätzlich belastet. Die Belastung ist erheblich, da Amt und persönliches Ansehen des Bundespräsidenten vorgespannt wurden. Bekennertum und Hartnäckigkeit kennzeichnen die Streitigkeiten zwischen Historikern der letzten Jahrzehnte; aber nie wurde unter dem Deckmantel einer hoheitlichen Privilegierung Boykott geübt.

III.

Ich habe in dieser Angelegenheit von allgemeinem Interesse zwei Anliegen vorgetragen, die bisher in Ihrem Hause kein ausreichendes Gehör fanden:

1. Ich bitte, den vorgetragenen Mißbrauch der Privilegierung durch Boykott zu überprüfen. Mir gegenüber besteht eine Erklärungspflicht, wenn die fortbestehende Privilegierung ein Verwaltungsakt ist, der mich als Autor und Mitstreiter Illigs belastet.

2. Das hohe Amt verbietet keineswegs eine unparteiische, konstruktive Schlichtung und Vermittlung zwischen den Beteiligten eines Boykottkonflikts, selbst wenn Sie, sehr verehrter Herr Bundespräsident, die fortdauernde Rechtmäßigkeit der Privilegierung bejahen sollten. Vielmehr ist im vorliegenden Fall zur Förderung eines objektiven und fairen Verhaltens von Historikern ein ausgleichendes Handeln des Bundespräsidenten, insbesondere weil Sie als Schirmherr involviert sind, geradezu geboten. Im übrigen verweise ich auf mein Schreiben vom 4. X. 1999.

Mit vorzüglicher Hochachtung! (Gert Zeising)

Stationen der MA-Debatte

♣ 6.9. *Sächsische Zeitung* - Dietmar M. Richter (Leserbrief) zum Artikel vom 29.6. ♣ 9.9. *Hamburg* - Vortrag HI ♣ 15.9. *VDI*, Bezirk Leipzig - H.-U. Niemitz: Wie das frühe Mittelalter verschwindet - ein Exkurs durch die naturwissenschaftlichen Methoden der Datierung - und architektonische Argumente (Vortrag vor dem Arbeitskreis Bautechnik) ♣ 17.9. *Weserkurier*, Bremen - Stephan Cartier: Im Zeitloch wird wieder gearbeitet. Auf Heribert Illig reagieren Historiker allergisch ♣ 22.9. *Darmstädter Echo*, Darmstadt - Claudia Bode: Wenn Karl der Große nur eine Fälschung wäre ♣ 25.9. *Museumszentrum Lorsch und Kuratorium Weltkulturdenkmal Kloster Lorsch* - Vortrag HI: Hat Karl der Große je gelebt? ♣ 27.9. *Darmstädter Echo* - Claudia Bode: Da schweigt die Fachwelt, und der Laie wundert sich ♣ 27.9. *Bergsträßer Anzeiger* - gra: Monolog statt Diskussion [Spezialisten verweigern die Diskussion] ♣ 2.10. *Westfälisches Volksblatt*, Paderborn - Andrea Pistorius: Dr. Heribert Illig irritiert Historiker. Karl gab es nicht ♣ 2.10. *Neue Westfälische*, Paderborn - fw: Illig kritisiert weiterhin die Karolinger-Ausstellung. Wahrheit oder Dichtung? ♣ Herbst 99, *Buchjournal*, - Georg Patzer: Karl der Große (Erwähnung) ♣ *Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg* - Proseminar von Michael Kleinen im Institut für Geschichte (Wintersemester), montags 9.15 - 10.45: Das erfundene Mittelalter - Eine Überprüfung der These des H. Illig ♣ 25.10. *Bild*, Hamburg - Paul C. Martin: Hat Karl der Große den Hosenträger erfunden? [zu G. Zeisings Vergleich zwischen Gero-Kodex und Lorsch Kodex] ♣ Dietrich Schwannitz: *Bildung. Alles was man wissen muss*; Eichborn Verlag, Frankfurt/M. - S. 514 Rezension des MA-Buches ♣ *amazon.de* - Roland Detsch: Rezension von HIs Buch ♣ Nov. *GEO EPOCHE. Das Mittelalter*, Hamburg - S.10/12: Historikerstreit: 300 Jahre - einfach futsch? ♣ Nov. *Archäologie in Deutschland*, Stuttgart - 4/99, S. 77f zur Diskussion ums erfundene Mittelalter Leserbriefe von Horst Schäfer, Dr. Béatrice J. Keller und HI ♣ 3.11. *ZDF, Heute nacht*, Mainz - Diskussion über die MA-These mit Prof. J. Fried ♣ 6.11. *Grünwald*- Vortrag HI ♣ 9.11. *Wien* - Vortrag HI: Kalender und Zeitrechnung - Instrument mit rätselvoller Geschichte ♣ 10.11. *amazon.de* - Roland Detsch: 300 Jahre Fiktion. Wie ein Geschichtsdozent die Fachwelt irritiert ♣ 12.11. *Blickpunkt*, Telfs - Helmuth Schönauer: *LiteraturBlick* Hrotsvith von Gandersheim ♣ 15.11. *Land und Forst*, Hannover - HV: Wir leben erst im 17. Jahrhundert ♣ 25.11. *brand eins*, Wirtschaftsmagazin, Hamburg - Holger Fuß: Noch 297 Jahre bis zum Millennium. Ein Interview mit dem umstrittenen Außenseiter der Geschichtsforschung, I (3) 148 ♣ 26.11.

Deutschlandradio, Köln - Untergang verschoben. Eine lange Nacht über die Welt vor 1000 Jahren (ab 23.05; wobei Prof. Ekkehard Eickhoff zwar die Anwesenheit des eingeladenen HI vereiteln konnte, nicht aber dessen Diskussionsbeiträge) ♣ 26.11. *VISA*, Wien - Kirstin Breitenfellner: Wer reißt das Kalenderblatt ab? Sonnenjahr und Mondmonat, Kalenderreform, Millenniumshysterie und Phantomzeit - oder: Feiern wir den Jahrtausendwechsel nicht doch zur falschen Zeit? ♣ 26.11. *Radio ORF*, Linz - Interview mit HI ♣ 1.12. *Überblick*, Köln - Olaf Cless: Karl der Fiktive (Nr. 12, S. 80) ♣ 26.1. *Dresden*, Studiotheater im Kulturpalast, 19.00 - Dr. Dietmar Richter: Phantomzeit vor dem 1. Millennium? Eröffnung einer Diskussion (Vortrag) ♣

Historiker, dann Diplomat

Zu Johannes Frieds Rezension „Herrschen auf die schnelle Tour“ zu Ekkehard Eickhoffs Biographie „Kaiser Otto III.“ (F.A.Z.-Literaturbeilage vom 12. Oktober): Fried, Vorsitzender des Historikerverbandes, nimmt sich heraus, Eickhoff, weil ehemaliger „Karrierediplomat“, der sich der Geschichtsschreibung zugewandt habe, zum „Außenseiter in der Zunft“ zu deklarieren, was vermuten lässt, dass er ihn nicht kennt. Vielmehr war Eickhoff habilitierter Vollhistoriker (grundlegendes Werk über die byzantinische Flotte), Kenner des Orients und der griechischen Sprache, ehe er Botschafter (Irland, Südafrika, Türkei) wurde, wegen seiner Erfolge Sonderbotschafter. Ein begnadeter Erzähler, wahrer „auteur“, bringt viel Neues – anders, als Fried meint – über Süditalien und den Orient. Kluge Menschen lesen ihn mit Gewinn.

Professor Dr. Karl Ferdinand Werner,
Rottach-Egern

Prof. Dr. Johannes *Fried* ist bemüht, sich Freunde ringsum zu machen. Nach seiner *FAZ*-Rezension der Otto III.-Biographie von Ekkehard Eickhoff hat Prof. Dr. Karl Ferdinand *Werner* eingegriffen [Leserbrief *FAZ*, 20. 10. 99], selbst Autor fürs Mittelalter (u.a. *Die Ursprünge Frankreichs bis zum Jahr 1000*).

SANCTVS AMOR PATRIAE ?

Einige notwendige Gedanken zur Geschichtswissenschaft

Martin Lettner

Seit einigen Jahren verfolge ich von ausländischer Warte aus die Auseinandersetzungen der Wissenschaft mit Heribert Illig um seine These, das frühe Mittelalter seien mit fiktiver Zeit gefüllt. Als Student der Geschichtswissenschaft habe ich natürlich ein ehrliches Interesse an dem Diskurs unserer Koryphäen mit dem »Quereinsteiger« Illig. Allerdings musste ich zu meinem großen Bedauern und noch größeren Ärger feststellen, dass die bisherige Leistung unserer hochgeehrten und gutbezahlten Professores jeder Beschreibung spottet. Anstatt sich mit den Thesen von Illig auseinanderzusetzen, taten unsere steuergeldbesoldeten Gralshüter nichts anderes, als Illig

a) in übelster Weise in seiner Ehre und der Integrität seiner Person zu verletzen,

b) fremde Gedanken, die von »außerhalb« kommen, gar nicht ernst zu nehmen, anstatt, wie es der Wissenschaft geziemen würde, alle Anregungen aufzugreifen und darüber nachzudenken (schließlich haben studierte Historiker keinen Alleinvertretungsanspruch, was historisches Denken und Theorien betrifft!) und

c) nicht zulassen wollen, was nicht sein kann, weil es nicht sein darf. Besonders negativ hervorgetan haben sich schmählicherweise gerade solche angeblichen Zierden unserer Zunft, von denen man Besseres zu erwarten hätte: Theo Kölzer, Johannes Fried, Michael Borgolte, Rudolf Schieffer. Ich will nun auf diese bereits an verschiedenen Stellen in den *Zeitensprüngen* genannten Fälle noch einmal in konzentrierter Weise, besonders auf die hervorstechend ehrlose Art eines jeden, beispielhaft eingehen und zeigen, was wissenschaftlicher Diskurs bedeutet.

ad 1) Theo Kölzer: In seiner Antwort auf die Anfrage von *Ethik und Sozialwissenschaft (EuS)* [1997 (4) 491; aus 481-520], kann ich nichts als Verachtung und eines seine Pfründe und sein durch Staatsgelder gesichertes Leben bedroht sehendes Individuum erkennen, das sich der Tatsache bewusst zu sein scheint, dass es alles, was es auch nur in irgendeiner Art und Weise anzweifeln könnte, unter allen Umständen unterbinden muss, wobei ihm jedes Mittel recht erscheint. Drohungen an anders Handelnde, sich lächerlich zu machen, Spott über diejenigen, die trotz Illigs These seine nun doch

offensichtlich nutzlose Arbeit weiterhin finanzieren (der Bund der Steuerzahler wird auch dies noch in sein Schwarzbuch aufnehmen) und schließlich die arrogante und unerträgliche Überheblichkeit eines Ordinarius, den das Gesetz viel zu fest auf seinem Karlsthron sitzen lässt, als dass er sich auch nur über irgend etwas Sorgen machen müsste. *Er* ist der Professor, andere Meinungen interessieren nicht (aber seine Meinung hat wohl alle anderen zu interessieren?). Und dabei tut er nichts anderes, als das, was er Herrn Illig, vorwirft: Er entlarvt die Urkunden als Fälschungen, die Illig als Fälschungen postuliert hat! Es erhärtet sich nunmehr der Verdacht, dass es Herrn Kölzer in der Tat nur um Pfründewahrung geht.

ad 2) Johannes Fried: Sein Verhalten ist sicherlich alles andere als ehrenwert. Der Begründer der Begriffe *Karlsruhe* und *Karlsruhe* in seiner Dankesrede [abgedruckt "Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte" in *Historische Zeitschrift* 263 (2), 291-316] bei der Preisverleihung für sein eher zweifelhaftes Werk vor dem Historischen Kolleg tut nichts anderes, als Illig in eine Ecke zu stellen, die den in Deutschland wohl schlimmsten Vorwurf beinhaltet: Illigs Argumentation sei, so liest man es bei Fried, der sich allerdings hütet wie der Teufel vor dem Weihwasser, es offen auszusprechen, der Argumentation der *Auschwitzlüge* und *Auschwitzleugner* durchaus verwandt. Allerdings gibt er diese Richtung nur vor. Die Presse und die Phantasie des mit den »richtigen« Informationen gefütterten Publikums werden ein übriges tun. Illig als ein Neonazi? Richard Herzinger hat in der ZEIT vom 26. September 1997 jedenfalls diese Argumentation aufgegriffen und einem breiten Publikum dargestellt. Die etablierte, heilige, katholische und allein seligmachende Mutter Geschichte hat wieder einmal einen Ketzer und Häretiker den reinigenden Flammen der heiligen Inquisition Presse übergeben, auf dass seine Seele, wenn er denn einstmals abgeschworen hat, rein in den Himmel gelangt oder gebrandmarkt in die Hölle fahren muss.

Bei Fried's preisgekröntem Stil, der im übrigen für Laien gerade besonders schwierig zu lesen ist (ein befreundeter Ingenieur fand dieses Buch mehr als skurril. »Warum schreibt Fried so schräg? Kaschiert Ihr Historikern damit, dass Ihr als Geisteswissenschaft nicht exakt arbeitet? Gehört es zu Eurer Strategie, durch unleserliche Bücher den Leser zu zwingen, noch zusätzliche Fachbücher zu kaufen und den Markt anzukurbeln?«) möchte man fast schließen: Lasset uns beten für die verlorene Seele, auf dass sie zurückfinde auf den »rechten« Pfad. Amen.

ad 3) Michael Borgolte: Der einzige unter den »Gralsrittern«, der es gewagt hat, eine »Hexenprobe« durchzuführen: ein Proseminar zur Illig-These im SS 1998 brachte allerdings keine Ergebnisse (also kann Illig ja auch nicht recht haben?). Ein Jahr später, am 29. Juni 1999 ist es für ihn in einem Interview mit dem Berliner *Tagesspiegel* an der Zeit, *ex cathedra* zu verkünden, dass über Illig die *damnatio memoriae* zu verhängen sei. Es wurde darüber schon viel zu viel gesprochen (!). Ist auch dies nicht wieder die Angst des Establishments vor Außenseitern, die ihre Throne zu stürzen drohen? Dieser Aufruf Borgoltes, zum Schutze der Gedankenfreiheit die Gedankenfreiheit einzuschränken (so Heribert Illig) und, so liest es sich, vor allem den Studenten als »Gralsnovizen« zu verbieten, sich mit diesem häretischen Gedankengut zu befassen, kann nur Hinweis sein, dass auch er nicht mehr weiß, was Wissenschaft eigentlich bedeutet.

Ist es das Dogma, die Unfehlbarkeit in Lehrfragen der Professoren, das die Wahrheit schafft? Ist alles, was nicht von ihnen kommt oder ein heiliges *placet* erfährt, Ketzerei? Darf man nur noch das denken, was einem erlaubt wird, zu denken (gerade diejenigen Studenten, die die universitäre Laufbahn einschlagen wollen, leben als freie und unabhängige Denker sehr gefährlich)? Ist die Wissenschaft überhaupt noch eine freie? Diese Fragen und vor allem die Antworten, die man erhält, geben Anlass zu - um im Bild zu bleiben - »Brennender Sorge«.

ad 4) Rudolf Schieffer: Der »Amfortas der Geschichte« auf seiner Gralsburg, der *MONUMENTA GERMANIAE HISTORICA* (MGH), ist auch kein Waisenkind, was das »Erledigen« von unliebsamen Ideen betrifft. Seine Rezension von Herrn Illig erstem Buch *Das erfundene Mittelalter* ["Ein Mittelalter ohne Karl den Großen, oder: Die Antworten sind jetzt einfach", in *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997), S. 611-617], ist nach Mitteilung des »Gralshofes« der eindeutige und unschlagbare Beweis, dass Illig nur phantasiert (so ein Dozent, der auch für die MGH tätig ist, auf die Frage, wie er *persönlich* zur Illig-These stehe!). Auch hier begegnet uns die freie wissenschaftliche Arbeit, selbst zu forschen, sich selbst ein Bild zu machen und selbst einen Schluss zu ziehen.

Soweit zum wissenschaftlichen Arbeiten. Dabei ist diese »Rezension« eher die Verzweiflungstat eines im Schubladendenken verhafteten, verbrauchten, alten Mannes (was sich keinesfalls auf das Alter bezieht. Herr Schieffer ist, wenn ich nicht irre, Jahrgang 1947). Er bricht seinen Stab über Illig, indem er Interdisziplinarität verwirft und ehrenwerte Wissen-

schaftler aus anderen Disziplinen in gleicher Weise abkanzelt. Solange Heribert Illig archäologische Ergebnisse mitbetrachte, solange könne er sich sicher sein, dass ihn niemand widerlegen könne, weil er Ergebnisse verwende, die dem Historiker unzugänglich seien. Weiss er wirklich, was er da schreibt? Und dass sich gefälligst Kunsthistoriker, deren Literatur er in ähnlicher Weise wie Herrn Illig desavouiert ("im Einklang mit mancher kunsthistorischer Literatur" [S. 615]), um die Hirngespinnste von Herrn Illig zu kümmern hätten, weil sie für den Historiker »belanglos« sind, entbehrt jeden Taktes und jeden Ehrgefühls, sind zutiefst beleidigend. Doch wurde Amfortas durch Parzival erlöst...

Diese vier Beispielfälle größter Köpfe der historischen Wissenschaft mögen an dieser Stelle genügen. Sie zeigen uns ein erschreckend deutliches Bild vom Wissenschaftsbetrieb. Es ist offenbar leichter, Karriere zu machen, wenn man die Meinungen und Dogmen seiner Vorgesetzten und leider allzu mächtigen Ordinarien übernimmt, anstatt diese kritisch zu hinterfragen, was doch eigentlich der Sinn und Zweck einer, vor allem durch Steuergelder finanzierten, wissenschaftlichen Tätigkeit sein müsste. Wenn wir stets nur festgefügte Lehrmeinungen übernehmen und weitergeben, können wir den ganzen Wissenschaftsbetrieb eigentlich gleich einstellen. Und warum, so müssen wir uns fragen, sehen wir immer nur kleine Details unserer speziellen Probleme? Warum können wir nicht auf uns gestellte Fragen antworten, sondern müssen immer, wie Politiker, die keine Antwort geben können, weil es keine Ergebnisse gibt, die zu präsentieren möglich sind, mit der Antwort auf ein Gebiet ausweichen, das die Frage nicht unmittelbar berührt, uns aber in glänzendem Licht darstellt. Doch eine Antwort auf die uns gestellte Frage geben wir nicht. Es ist wahr, wir sind alle Spezialisten, doch heißt das, die anderen Disziplinen, Archäologie, Germanistik, Architektur, Naturwissenschaften, etc. mit ihren Ergebnissen außer Acht zu lassen? Wäre es nicht viel sinnvoller, z.B. im Mittelalter Archäologie, Schriftquellen und vorhandene Architektur miteinander zu betrachten und auszuwerten, anstatt dass jeder für sich alleine arbeitet und viel langsamer vorankommt?

Ein Wort möchte ich noch direkt an die hier angesprochenen Professoren richten: Im ehrlichen Zorn über die bisherigen Geschehnisse verstehe ich diesen Brief als anregende Kritik (auch wenn sie *nur* von einem Studenten kommt). Wenn es wissenschaftliches Arbeiten ist, den Menschen und

nicht seine Thesen anzugreifen, ihn derart zu beleidigen und in seiner Ehre und Integrität zu verletzen, anstatt eine Anregung, einen Gedanken offen aufzunehmen und ihn nicht *a priori* zu verteufeln, sondern frei und unbeschwert an ihn heranzugehen und zu erkennen, was an ihr sei, ob sie modifizierbar ist, welche Teile neue Ansätze und neue Ideen liefern, etc., dann wäre das ein nicht zu überschätzender Gewinn für die Wissenschaft und die Humanität des menschlichen Miteinander. Solange aber der Mensch Angriffsziel von Attacken übelster und verabscheuungswürdigster Art ist, solange werden auch Sie sich mit dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit auseinandersetzen müssen und Ihre Glaubwürdigkeit als Lehrer für uns Nachkommende verlieren. *Wenn das alles ist, was Sie, unsere Professoren, uns beibringen können, wozu dann noch Geschichte studieren?*

"Sanctus Amor Patriae" - die heilige Liebe zum Vaterland - ist als Wahlspruch der *Monumenta Germaniae Historica* historisch verständlich und sicher ein ehrenvoller Beweggrund. Aber sollte nicht auch Liebe zur Wissenschaft sein? Historisches Wissen darf nicht Dogma und Parole werden: Dann versteinert das Denken. Gerade die Geschichtswissenschaft darf in ihrem Denken *nie* stehenbleiben, sondern muss sich selbst immer kritisch hinterfragen und neu bewerten. Nur so kann gewährleistet werden, dass unsere Arbeit rechtens und sinnvoll ist. Der Kulturhistoriker und Philosoph Egon Friedell schrieb einstens: "Bei einem Denker sollte man nicht fragen: welchen Standpunkt nimmt er ein, sondern: wie viele Standpunkte nimmt er ein? Mit anderen Worten: hat er einen geräumigen Denkapparat oder leidet er an Platzmangel, das heißt: an einem System?". Die Geschichte als Wissenschaft braucht eine Systematik, nur muss diese reformfähig sein. Sie muss auch interdisziplinär arbeiten können und wollen. Deshalb wünsche ich der Geschichte, dass sie endlich auch mit der Archäologie und Literaturwissenschaft enger zusammenarbeitet, und zwar als *gleichberechtigte* Wissenschaften. Jede Wissenschaft ist Hilfswissenschaft einer anderen. Und ohne das Anerkennen der Ergebnisse einer »Hilfswissenschaft« werden auch die eigenen Ergebnisse immer fraglich bleiben.

Explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen

Georg Menting

1. Einführung

Nach der klassisch-darwinistischen Evolutionslehre vollzieht sich die Artbildung in winzigen Schritten und unermesslich langen Zeiträumen. Darwin vertrat daher die Auffassung, dass der evolutive Wandel ein Prozess ist, der sich der direkten Beobachtung entzieht.

Beispielsweise soll bei den Darwinfinken, dem Musterfall für die sogenannte adaptive Radiation, die Artbildung mindestens ein bis fünf Millionen Jahre gedauert haben. In dieser Zeit hätten sich die heute lebenden 13 Arten von Darwinfinken aus einer ursprünglich einheitlichen Stammform durch Anpassung an verschiedenste ökologische Nischen entwickelt. Nach bisherigen evolutionären Maßstäben muss der für die adaptive Radiation der Darwinfinken angenommene Zeitraum von bis zu fünf Millionen Jahren als relativ kurz bezeichnet werden. Dieser darwinistischen Einschätzung diametral widersprechend liegen heute bereits eine Vielzahl von Untersuchungen vor, die belegen, dass es für den evolutiven Wandel keine erdgeschichtlichen Spannen braucht. Selbst für die Darwinfinken wurde zwischenzeitlich nachgewiesen, dass sich ihre Schnabelgrößen in Abhängigkeit von den jeweiligen Umweltbedingungen in nur wenigen Generationen verändern [vgl. hierzu Grant 1991, 64ff]. Es gibt allerdings erheblich eindrucksvollere Beispiele für die Schnelligkeit evolutiver Prozesse als die Darwinfinken der Galapagosinseln. An erster Stelle sind hier die Buntbarsche der ostafrikanischen Seen zu nennen.

Die Buntbarsche der drei großen ostafrikanischen Seen sind schon seit langem für ihre enorme Artenvielfalt und ihre besonders rasche Artaufspaltung bekannt. Mit mehr als 1.000 Arten in etwa 150 Gattungen stellen Buntbarsche vermutlich das artenreichste und breiteste Spektrum der Wirbeltierradiation dar [vgl. Fehrer 1997a, 51]. Im Vergleich zu den Darwinfinken nimmt ihre Artenfülle und ihre Evolutionsgeschwindigkeit geradezu "monströse Dimensionen" an [Quammen 1996, 309]. So wurde in neueren Untersuchungen festgestellt, dass nur wenige 100 Jahre ausreichen, um eine

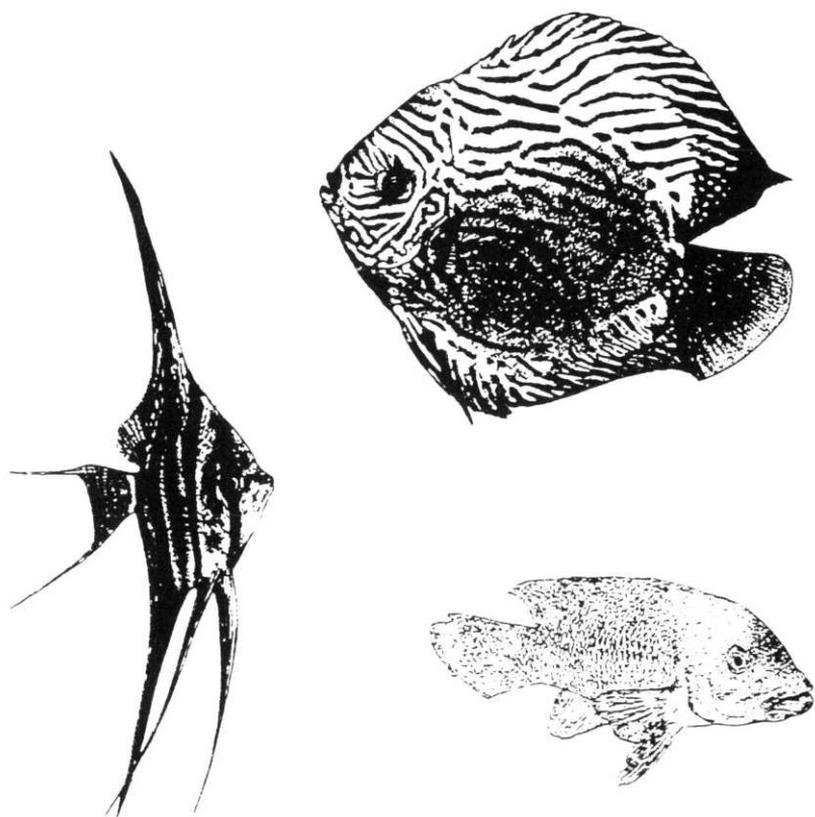


Abb. 1: Beispiele für die morphologische Vielgestaltigkeit der ostafrikanischen Buntbarsche. Von oben: *Symphysodon aequifasciata haraldi*, *Pterophyllum altum* und *Lamprologus spec. nov.* [aus Fehrer 1997a, 51]

Vielzahl verschiedener Buntbarscharten in einem See entstehen zu lassen. Gemessen an bisherigen evolutionären Maßstäben sind die Artbildungsprozesse bei diesen Buntbarschen völlig "außer Rand und Band" [Taylor 1983, 196] geraten. Sie entwickeln sich daher zunehmend vom eindrucksvollen Musterfall zum schwerverdaulichen Gegenbeispiel für die darwinistische Evolutionstheorie. Folglich hätte der niederländische Biologe Tijs Goldschmidt [1994], der die Buntbarschevolution in seinem Buch *"Darwins Traumsee"* als "ein unwahrscheinliches Beispiel von adaptiver Radiation" bezeichnet [177], den Nagel dann auf den Kopf getroffen, wenn er sein spannendes Forschungstagebuch über den Viktoria-See "Darwins Alptraumsee" genannt hätte.

Im folgenden werde ich zunächst die beeindruckende Morphologie und Ökologie der ostafrikanischen Buntbarsche beschreiben. Daran anschließend soll der derzeitige Forschungsstand bezüglich der explosiven Artbildungsprozesse bei diesen Fischen dargestellt werden. Abschließend werde ich alternative Ansätze zur Erklärung dieses erstaunlichen Phänomens diskutieren.

2. Morphologie, Ökologie und Verhalten der ostafrikanischen Buntbarsche

Im zoologischen System nehmen die Buntbarsche als Cichlidae den Rang einer Familie ein. Von den echten Barschen unterscheiden sie sich durch den Bau der Schlundknochen und die Ausbildung der Nasenöffnung [vgl. Staack 1975, 11]. Die Cichliden sind kleine bis mittelgroße Süßwasserfische der Tropen und Subtropen. Unter den Aquarianern gelten sie als beliebte, wenn auch nicht ganz unkomplizierte Aquarienfische [vgl. Mayland 1985, 223]. Die morphologischen Unterschiede der Buntbarsche, ihre Farbenpracht und insbesondere ihre ökologischen Spezialisierungen sind von beeindruckender Vielfalt (vgl. **Abb. 1**). Mindestens ebenso beeindruckend ist aber ihre Anpassungsfähigkeit an extreme Lebensräume, z.B. nährstoffarme sowie humus- oder salzreiche Gewässer [Fehrer 1997a, 51]. Zu den morphologischen Besonderheiten der Buntbarsche, die eine besonders feine ökologische Einnischung ermöglichen, gehören zwei Paar funktionell voneinander unabhängige Kiefer. Die als Maul- und Schlundkiefer bezeichnete Ausstattung ermöglicht in Zusammenhang mit vielfältig angepaßten Mundformen die Spezialisierung der Buntbarsche auf unterschiedlichste Ernährung.

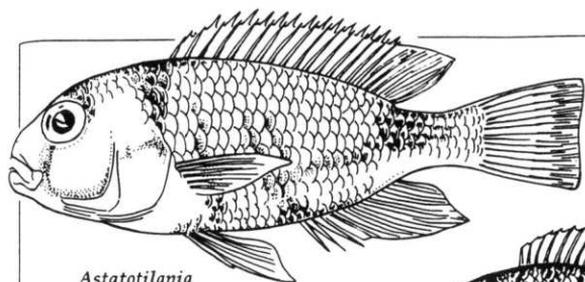
Buntbarsche leben von organischem Abfall, Plankton, Algen, Insekten, Garnelen, Fischen, Mollusken und sogar Blättern (vgl. **Abb. 2**).

Manche haben ganz ungewöhnliche Fressgewohnheiten entwickelt: Z.B. nähern sich Schuppenfresser mit links- oder rechtsschieferm Maul anderen Buntbarschen von hinten und raspeln aus deren Flanke rasch ein Maul voll Schuppen ab. Die Schuppen werden aber nicht gleich verspeist, sondern von den Schlundkiefern wie die Seiten eines Buches zu einem hochwertigen Proteinpaket gestapelt und erst dann heruntergeschluckt [Stiassny/Meyer 1999, 39]. Daneben gibt es Flossenbeisser, die sich von den Flossen anderer Buntbarsche ernähren. Eine besonders schreckliche Art schießt auf größere Fische los, schnappt zu, verschwindet und lässt eine leere Augenhöhle bei seinem Opfer zurück [Taylor 1983, 197; Quammen 1996, 390]. Diese erstaunliche Verhaltensweise galt lange Zeit als Vermutung, weil sie nur durch die Berichte einheimischer Fischer belegt war. Durch eine experimentelle Überprüfung von Aquariensexemplaren wurde jedoch bestätigt, dass ein solch bizarrer Augenbeisser tatsächlich existiert [vgl. Fryer/Iles 1972, 98]. Es ist allerdings davon auszugehen, dass die Augenräubererei nur einen Teil seines Nahrungserwerbs ausmacht [Staeck 1975, 246f].

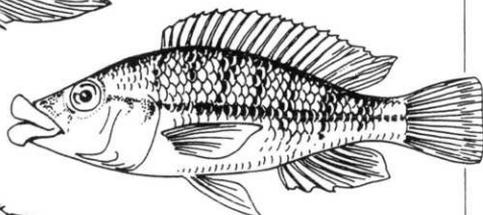
Zu den ebenfalls seltsamen, aber eher sympathischen Merkmalen der Buntbarsche gehört die Gewohnheit vieler Arten, zunächst die befruchteten Eier während der Entwicklung und später die Jungen zum Hüten oder bei Gefahr im Maul umherzutragen (vgl. **Abb. 3**). Einige Arten sind sogar Brutschmarotzer, die ihre Eier oder Jungen - ähnlich wie bei den Vögeln die Kuckucke - anderen Buntbarsch-Eltern unterschmuggeln [Stiassny/Meyer 1999, 40]. Darüber hinaus gibt auch sogenannte Pädophagen, die sich auf das Rauben von Eiern oder jungen Fischen aus dem Maul anderer Buntbarsche spezialisiert haben. Einige dieser Brutfresserarten haben dabei die Technik entwickelt, die maulbrütenden Weibchen im Kopfbereich zu rammen. Von anderen 'maulumstülpenden' Pädophagen wird sogar angenommen, dass sie die Brut der maulbrütenden Buntbarsche aussaugen [vgl. Goldschmidt 1994, 47f].

Buntbarsche gelten als ausgesprochen intelligente Fische. Die Einheimischen nennen sie 'die Schlaunen', weil sich Buntbarsche z.B. in den Sand eingraben, um den Netzen zu entgehen oder sich bei der Beutejagd tot stellen, d.h. auf der Seite liegend im Wasser treiben, bis eine nichtsahnende Beute naht [vgl. Taylor 1983, 198].

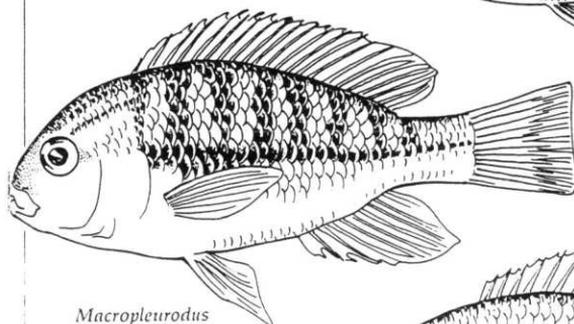
Buntbarsche
des
Victoriasees



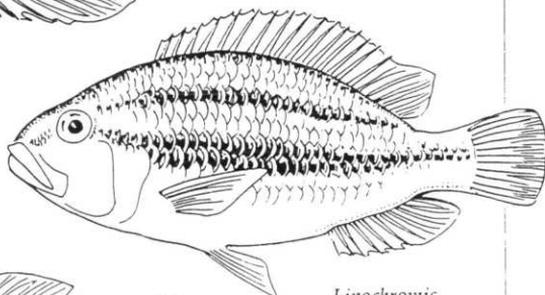
*Astatotilapia
elegans*



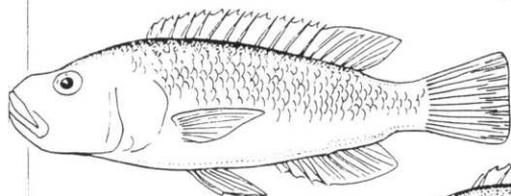
*Paralabidochromis
chilotes*



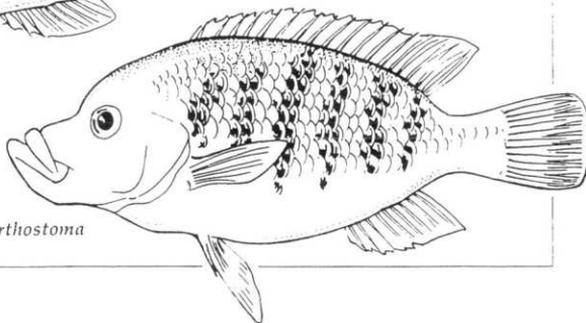
*Macropleurodus
bicolor*



*Lipochromis
obesus*



*Prognathochromis
macrognathus*



Pyxichromis parorthostoma

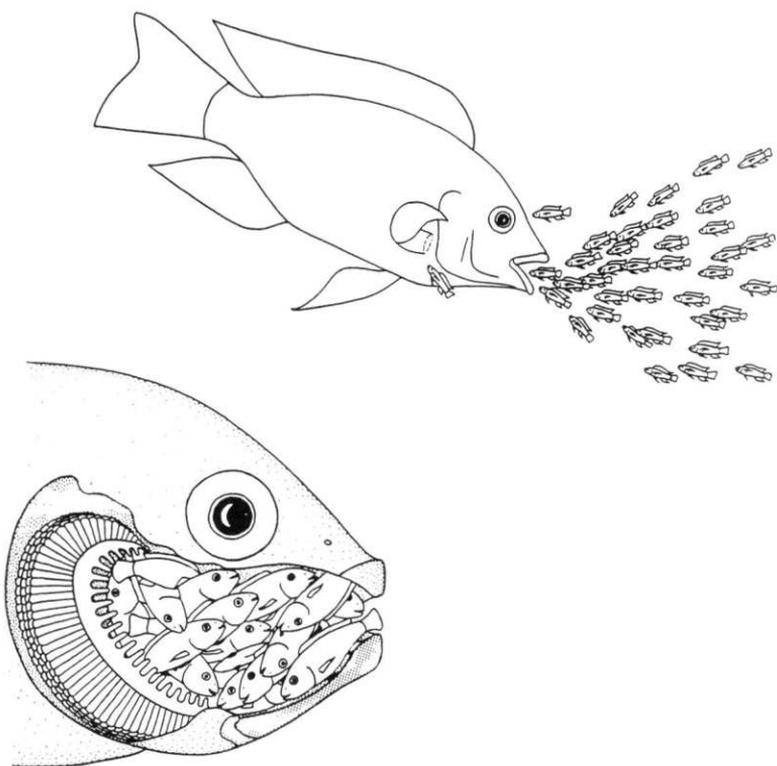


Abb. 2 (links): Unterschiedliche Ökologie von Buntbarschen aus dem Viktoria-See: *Astatotilapia elegans*, von typischer Barschform, nicht spezialisierter Gründer; *Paralabidochromis chilotes*, ein großes Maul mit wulstigen Lippen, Insektenfresser; *Macrolepurodus bicolor*, kleines Maul, zermalmt mit seinen kieselsteinförmigen Schlundzähnen Schnecken und andere Mollusken; *Lipochromus obesus*, von klobiger Form, Maul leicht vergrößert, frisst die Jungen anderer Fischarten; *Prognathochromis macrognathus*, schlanker hechtförmiger Körper, übergroßes Maul, spitze Zähne, Fischfresser; *Pyxichromis parorthostoma*, gedrungener Kopf, nach oben gewölbtes Maul mit wulstigen Lippen, Spezialisierung noch unbekannt [aus Wilson 1997, 139]

Abb. 3 (oben): Maulbrütendes Buntbarschweibchen der Gattung *Tilapia* mit gutentwickelten Jungen im Maul und beim Einsammeln der Brut [aus Fryer/Iles 1972, 123, 128]

Undefinierbarer Artbegriff ?

Obwohl der Artbegriff in der Biologie grundlegend ist, konnte bislang noch kein für alle Organismen passender und allgemein akzeptierter Artbegriff festgelegt werden. "Je nach Gewichtung genetischer (kreuzungsbiologischer) oder morphologischer Merkmale (Gestalt der Organismen) ergeben sich oft verschiedene Artgrenzen" [Junker/Scherer 1998, 28]. Beispielsweise gibt es sogenannte Zwillingsarten wie den Grün- und Grauspecht, die sich morphologisch kaum unterscheiden, im Freiland aber keine fruchtbaren Mischlinge bilden. Auf der anderen Seite gibt es Pflanzenarten wie den Bach-Nelkenwurz und den Echten Nelkenwurz, die sich nicht nur morphologisch stark unterscheiden, sondern auch an ökologisch unterschiedlichen Standorten vorkommen, aber bei einer Zusammenführung problemlos bastardieren. Sowohl der Grün- und Grauspecht als auch der Echte und Bach-Nelkenwurz werden in der Biologie als eigenständige Arten betrachtet, was deutlich macht, dass dem gebräuchlichen Artbegriff sowohl genetische als auch morphologische Kriterien zugrunde liegen und die genetisch und morphologisch definierten Artengrenzen nicht in jedem Fall identisch sind.

Für den *Systematiker* ist die in 'Spiritus eingelegte Art' eine taxonomische Art, d.h. er rückt *morphologische Merkmale* in den Vordergrund. Demgegenüber versuchen Populationsbiologen herauszufinden, ob Kreuzungsbarrieren zwischen den taxonomischen Arten existieren, d.h. die *Populationsbiologen* bevorzugen *genetische Kriterien* bei der Artdefinition. Der Evolutionsbiologe Taylor [1983, 189f] führt das Beispiel eines Systematikers an, der die Süßwassermuscheln Frankreichs aufgrund von Form und Färbung ihrer Schalen in über 250 Arten eingeteilt hatte. Da keine Kreuzungsbarrieren zwischen diesen taxonomischen Arten existieren, werden sie heute alle als eine einzige Art geführt. Auch die Darwinfinken, die von den Systematikern in bis zu 30 Arten eingeteilt wurden, können genauso gut als eine einzige Art betrachtet werden, da sie fruchtbar bastardieren. Die heute von den Biologen mehrheitlich akzeptierte Artdefinition ist der *biologische Artbegriff* [vgl. Wilson 1998, 55]: Eine biologische Art (Biospezies) ist eine Population, deren Mitglieder sich unter natürlichen Bedingungen fruchtbar miteinander kreuzen.

Diese Definition löst jedoch keinesfalls die geschilderten Klassifikationsprobleme, da nicht genau definiert ist, wo die Grenze zwischen natürlichen und unnatürlichen Bedingungen liegt und viele Übergänge zwischen vollständiger Fruchtbarkeit und vollständiger Sterilität möglich sind [vgl. Junker/ Scherer 1998, 28].

rer 1998, 31]. Ein bekanntes Beispiel für die Unschärfe der Biospeziesdefinition sind Löwe und Tiger, die sich in zoologischen Gärten fruchtbar miteinander zu "Tiglons" bzw. "Ligers" kreuzen lassen. Bis heute ist allerdings ungeklärt, ob sie dies auch in ihren natürlichen Lebensräumen tun oder besser gesagt getan haben, da sich ihre Verbreitungsgebiete in der Natur nur während historischer Zeiten überschneiden haben [vgl. Wilson 1998, 57f]. Oft sind die Arten auch indirekt mit Kreuzungen untereinander verbunden. Bekannte Beispiele sind hier die Rassenkreise der Möwen, bestimmte Frösche oder Weiden [Einzelheiten bei Junker/Scherer 1998, 32f]. Allgemein formuliert besagt dieses Phänomen, wenn sich die Gruppe A mit B paart und B mit C, C aber nicht A, so könnte man "gute Arten" erzeugen, wenn man B ausrottet.

Grundsätzlich scheint es zwei Probleme zu geben, die unser traditionelles Artideal zum Einsturz bringen und die Klassifikation von Arten so schwierig machen: Einerseits kann der Phänotyp oder die äußere Erscheinung vieler Arten unter verschiedenen Bedingungen stark variieren, obgleich der Genotyp oder die genetische Konstitution konstant bleibt [vgl. Taylor 1983, 190f]. Andererseits muss ein allgemeingültiger Artbegriff scheitern, weil selbst nach konservativer Schätzung mindestens 10 % aller Tierarten und 20 % aller Pflanzenarten bastardieren und so traditionelle Artgrenzen verschwimmen lassen [vgl. Brookes 1999, 35]. Die kritischen Evolutionsbiologen Junker/Scherer [1998, 34f] versuchen die Problematik zu lösen, indem sie die Unschärfen des biologischen Artbegriffes durch das von ihnen entwickelte *Grundtypenmodell* ersetzen:

Bei diesem Modell werden alle Individuen, die direkt oder indirekt durch Kreuzungen miteinander verbunden sind, zu einem Grundtyp gerechnet. Abweichend von der Biospezies-Definition wird beim Grundtypenmodell weder die direkte natürliche Kreuzbarkeit der Arten noch die Fruchtbarkeit der Mischlinge gefordert. Pferd und Esel, die als zwei Biospezies gelten, weil sie in der Regel nur unfruchtbare Mischlinge hervorbringen, gehören demnach aufgrund ihrer Kreuzbarkeit demselben Grundtyp (Pferdeartige) an. Weitere Beispiele für Grundtypen sind die Weidenartigen (300), die Nelkenwurztartigen (60), die Hundeartigen (35) oder die Menschen (1) [ebd., 45]. Die Zahlen in Klammern geben die ungefähre Anzahl der Biospezies des jeweiligen Grundtyps an. Auch die über 400 beschriebenen Buntbarscharten des ostafrikanischen Viktoria-Sees würden nach diesem Modell nur einem Grundtyp entsprechen.

Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz, der das Verhalten von Buntbarschen in einem Aquarium studierte, hat einen männlichen Buntbarsch dabei beobachtet, wie er ein ausgerissenes Junges mit seinem Maul einfieng, um es zu seiner Mutter zurückzubringen. Zuvor hatte er allerdings schon einen fetten Wurm in sein Maul befördert, so dass er nun ein Problem hatte, nämlich zwei Dinge gleichzeitig im Maul, von denen er eines schlucken und eines sorgfältig behüten musste. Nach einer Pause von einigen Sekunden, die er gewissermaßen zum Nachdenken brauchte, spuckte er beide wieder aus, verschlang ohne Hast den Wurm und nahm dann den jungen Fisch, um ihn zur Mutter zu bringen [vgl. Fryer/Iles 1972, 50f].

Weiterhin ist bekannt, dass Buntbarsche über ausgefeilte Kommunikationssysteme verfügen, die u.a. auf spezifischen Veränderungen der Körperfärbung, der Flossenstellung und sogar der Erzeugung von Tönen basieren. Dies hängt vermutlich mit ihrem ausgeprägten Sozialverhalten zusammen [vgl. hierzu Staeck 1975, 60ff].

3. Artbildungsprozesse der Buntbarsche in den verschiedenen ostafrikanischen Seen

Die großen ostafrikanischen Seen (Tanganjika-, Viktoria- und Malawi-See) beherbergen jeweils hunderte Arten von Buntbarschen, die jeweils endemisch sind, d.h. ausschließlich in dem jeweiligen See vorkommen (vgl. **Abb. 4**). Daraus kann man ableiten, dass das Entstehen der jeweiligen Buntbarscharten vom Alter der verschiedenen Seen limitiert wird. Tatsächlich unterlagen die Wasserspiegel der großen ostafrikanischen Seen in der Vergangenheit starken Schwankungen. Deren Änderungen sollen in Zusammenhang mit den Artbildungsprozessen der Buntbarsche kurz resümiert werden [vgl. hierzu Fehrer 1997a; Stiassny/ Meyer 1999].

Für den Tanganjika-See - den mit 1.500 m tiefsten und ca. 10 Mio. Jahren ältesten der drei großen ostafrikanischen Seen - wird angenommen, dass der Wasserspiegel vor ca. 150.000 Jahren für einen Zeitraum von ca. 10.000 Jahren um 600 m tiefer lag als heute. Während dieser Zeit soll der See aus drei voneinander getrennten Becken bestanden haben. Die Isolation der damals vorhandenen Buntbarschpopulationen soll dabei eine beschleunigte Evolution, d.h. die große Artenvielfalt der Buntbarsche in diesem See verursacht haben. Heute leben im Tanganjika-See etwa 200 Buntbarscharten (in 49 Gattungen), von denen über 97 Prozent endemisch sind. Dieses Modell der Artbildung entspricht der von den Darwinisten bevorzugten

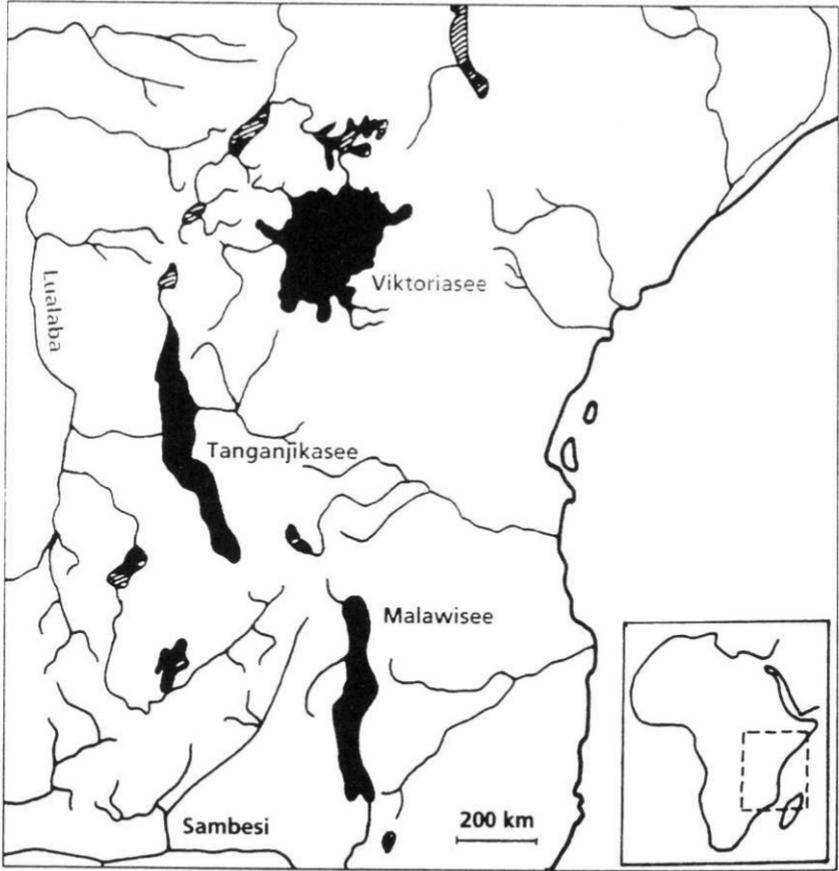


Abb. 4: Die großen ostafrikanischen Seen [aus Fehrer 1997a, 52]

"allopatrischen Speziation", d.h. der Bildung von Arten durch geographische Isolation. Irritierend für die Darwinisten ist allerdings die nach evolutionären Maßstäben viel zu kurze Dauer der Artbildung.

Das Alter des Viktoria-Sees, dem größten und jüngsten der ostafrikanischen Seen, wird auf 250.000 bis 750.000 Jahre geschätzt. Bisher war man davon ausgegangen, dass der See während der letzten Eiszeit einen sehr niedrigen Wasserstand erreichte. Der Fischbestand soll während der Absenkung des Wasserspiegels in mehreren abgegrenzten Lachen überlebt und sich ähnlich wie beim Tanganjika-See in diesen Lachen getrennt voneinander entwickelt haben. Auf Grund von molekulargenetischen Berechnungen glaubte man bisher, dass der gesamte Evolutionsprozess der Buntbarsche des Viktoria-Sees ca. 200.000 Jahre gedauert habe. Inzwischen konnte der amerikanische Geologe Thomas C. Johnson jedoch durch seismische Untersuchungen des Seegrunds nachweisen, dass der Viktoria-See in der Späteiszeit vor ca. 12.000 Jahren mit hoher Wahrscheinlichkeit komplett ausgetrocknet ist. (Zur verwendeten Untersuchungsmethodik vgl. auch Egli-Arm [1997]). Demnach hat sich die gesamte, über 400 Arten (in 8 Gattungen) umfassende, weitgehend endemische Buntbarschfauna des Viktoria-Sees erst im Laufe der letzten 12.000 Jahre entwickelt. Weiterhin macht das Beispiel des Viktoria-Sees deutlich, dass der von den Evolutionsbiologen bemühte Faktor "räumliche Isolation" für die Artbildungsprozesse nur eine untergeordnete Rolle zu spielen scheint.

Mit der explosiven Radiation des Viktoria-See-Schwarms ist aber noch keineswegs das Maximaltempo der Entstehung von Buntbarscharten erreicht. Bei einer umfangreichen Untersuchung des Malawi-Sees, in dem 300 bis 500 Buntbarscharten leben, kamen überraschende Ergebnisse zu Tage. So wurde festgestellt, dass fast jeder felsige Ufer- und Inselbereich des Malawi-Sees seine eigenen Fischarten besitzt und zwar mit einer hohen Anzahl von Endemiten im strengsten Sinn, nämlich beschränkt auf den jeweiligen Insel- oder Uferbereich. Auch der Wasserspiegel des Malawi-Sees hat starken Schwankungen unterlegen. Nachweislich lag er bis vor ca. 200 Jahren noch über 100 m tiefer (vgl. **Abb. 5**). Da viele der heutigen Inseln und Schichtköpfe mit ihren endemischen Fischfaunen bis vor wenigen Jahrhunderten also noch trockenes Land waren, muss die Etablierung eines Großteils der einzigartigen Buntbarschfauna des Malawi-Sees in den letzten 200 Jahren stattgefunden haben.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass nach bisherigen evolutionären und geologischen Maßstäben vernachlässigbare Zeiträume bei ostafrikani-

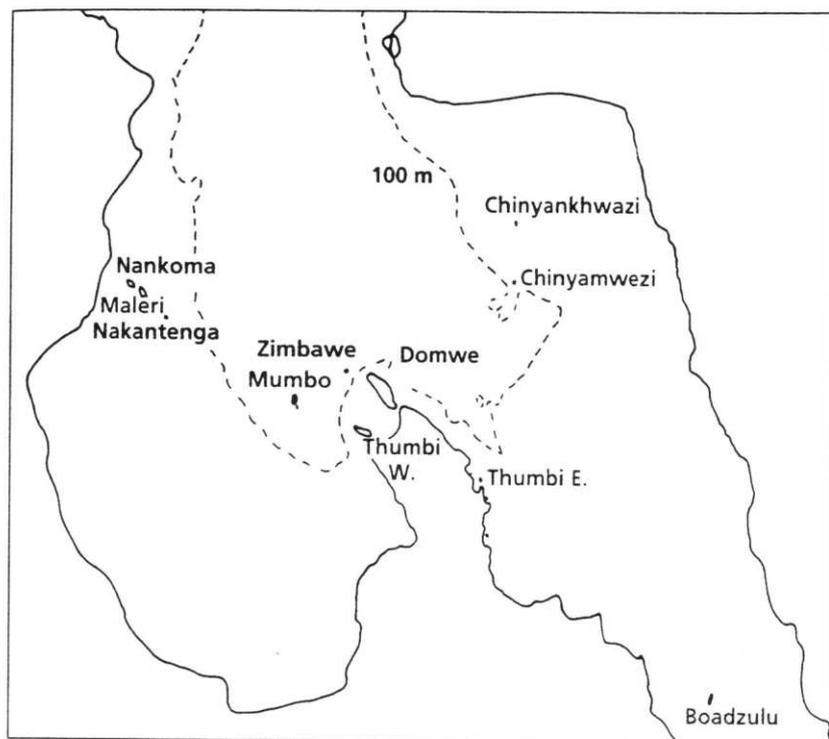


Abb. 5: Unterschiedliche Wasserstände des Malawi-Sees. Die gestrichelte 100 m-Linie gibt den ungefähren Umriss des Sees beim letzten größeren Absinken des Wasserspiegels vor 200 Jahren wieder. [nach Owen et al. aus Fehrer 1997a, 53]

schen Buntbarschen für die Entstehung einer Vielzahl deutlich unterscheidbarer Arten ausreichen. Dass es sich bei den verschiedenen Buntbarschen um 'richtige' biologische Arten und nicht um Farb- oder morphologische Varianten handelt, wird in der Fachliteratur entweder explizit betont [Fehrer 1997a, 54; Goldschmidt 1994, 177] oder als selbstverständlich vorausgesetzt [Mayr 1991, 383; Wilson 1997, 137ff; Stiassny/Meyer 1999, 39f]. Weitere erstaunliche Ergebnisse hat die molekulargenetische Untersuchung der verwandtschaftlichen Beziehungen unter den ostafrikanischen Buntbarschen geliefert.

4. Verwandtschaftliche Beziehungen und verblüffende Konvergenzen bei ostafrikanischen Buntbarschen

Schon vor dem Einsatz genetischer Untersuchungen ist von Forschern postuliert worden, dass frühe aus Westafrika stammende Buntbarschlinien zunächst den Tanganjika-See, den ältesten der drei Seen, besiedelt haben und von dort aus erst viel später über Flüsse in den Malawi- und den Viktoria-See eingewandert sind. Dieses Szenario konnte durch moderne, molekulargenetische Analysemethoden, die auf der Untersuchung von Veränderungen in bestimmten Abschnitten der Mitochondrien-DNS basieren, bestätigt werden. So wurde von den Molekulargenetikern Stiassny und Meyer [1999, 41f] festgestellt, dass die Buntbarscharten aus dem Tanganjika-See genetisch beträchtlich voneinander differieren und vermutlich auf 11 Stammarten zurückgehen (vgl. **Abb. 6**). Ganz anders die über 400 Buntbarscharten des jüngeren Viktoria-Sees: Diese Fische sind trotz ihrer morphologischen Unterschiede und ökologischen Spezialisierungen einander genetisch ausgesprochen ähnlich. Die mehr als 400 Arten dieses Sees unterscheiden sich genetisch sogar weniger voneinander als die heutigen Menschen, die bekanntlich als eine einzige biologische Spezies betrachtet werden [ebd]. Aus der enormen genetischen Ähnlichkeit des Viktoria-Seeartenschwarms wird abgeleitet, dass alle Buntbarscharten dieses Sees - auch wenn sie von der Morphologie oder der ökologischen Spezialisierung noch so verschieden sind - mit hoher Wahrscheinlichkeit von nur einer einzigen Linie von Buntbarschen aus dem Tanganjika-See abstammen (vgl. **Abb. 6**).

Noch verblüffendere Ergebnisse liefert die von Stiassny und Meyer durchgeführte genetische Untersuchung der hochgradigen farblichen, morphologischen sowie ökologischen Konvergenzen (Übereinstimmungen)

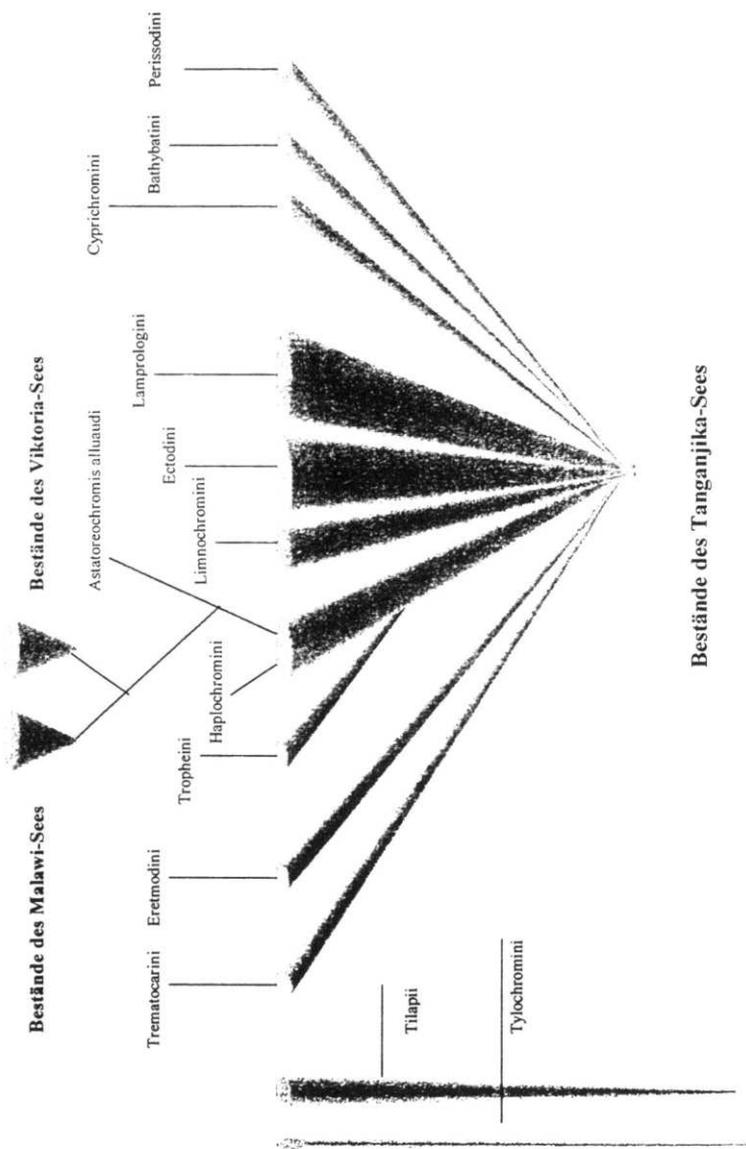


Abb. 6: DNS-Stammbaum der ostafrikanischen Buntbarsche. Sämtliche Arten des Malawi- und des Viktoria-Sees stammen vermutlich von derselben Maulbrüter-Linie aus dem Tanganjika-See ab. [aus Stiassny/Meyer 1999, 42; verändert]

zwischen den Buntbarscharten aus verschiedenen Seen [vgl. 1999, 41f]. Es kommt z.B. häufig vor, dass ein bestimmter Fisch aus dem Viktoria- oder aus dem Malawi-See fast genauso aussieht wie einer aus dem Tanganjika-See (vgl. **Abb. 7**). Tatsächlich zeigen die Ergebnisse der genetischen Untersuchungen jedoch, dass seine Erbsequenzen nicht den Mustern eines morphologisch vergleichbaren Buntbarsches aus einem anderen See ähneln, sondern denen von äußerlich völlig anderen Buntbarschen aus seinem eigenem Heimatgewässer. Anders ausgedrückt besagt der Befund, dass fast zum Verwechseln gleiche morphologische, ökologische oder farbliche Anpassungen in den verschiedenen Seen mehrfach und unabhängig entstanden sind.

Die dem Neodarwinismus verhafteten Molekulargenetiker Stiasny und Meyer [1999, 42] resümieren die überraschenden Ergebnisse ihrer genetischen Studien mit der Feststellung,

"daß sich in der Evolution bei gleichen ökologischen Herausforderungen durchaus gleiche Lösungen unabhängig voneinander wiederholen".

Dem unbefangenen Betrachter drängen sich hier jedoch erhebliche Zweifel auf, ob solch verblüffende Übereinstimmungen durch rein anpassungsbedingte Vorgänge an ähnliche Umweltbedingungen d.h. durch hochgradig deterministische Selektionen möglich sind. Bevor diese Zweifel aufgegriffen werden, soll zunächst der Frage nachgegangen werden, welche Ursachen die Evolutionsbiologen für die explosiven Artbildungsprozesse bei ostafrikanischen Buntbarschen diskutieren.

5. Evolutionsbiologische Erklärungsversuche für die explosiven Artbildungsprozesse bei ostafrikanischen Buntbarschen

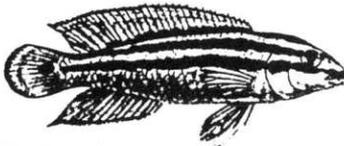
Nach Fehrer [1997a, 54f] werden von den Evolutionsbiologen bisher folgende Faktoren als Ursache für den evolutiven Erfolg der Buntbarsche in Erwägung gezogen:

- Das *hochentwickelte Brutverhalten*, d.h. der besondere Schutz und die weitreichende Fürsorge der Eltern für den Nachwuchs. Viele Buntbarsche sind Maulbrüter, mit für Fischen ausgesprochen kleinen Gelegen.
- Die *morphologische Besonderheit*, dass Buntbarsche über zwei Paar funktionell unabhängige Kiefer verfügen, die eine gegenüber anderen Fischarten feinere ökologische Einnischung ermöglichen.

Konvergente Evolution bei gleicher ökologischer Nische

Tanganjika-See

Malawi-See



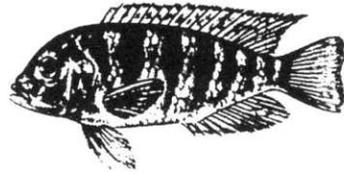
Julidochromis ornatus



Melanochromis auratus



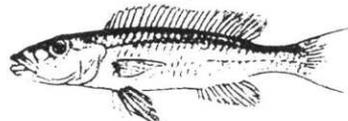
Tropheus brichardi



Pseudotropheus microstoma



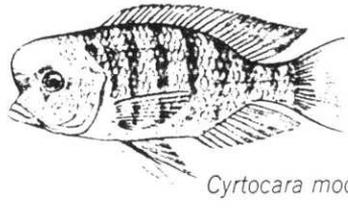
Bathybates ferox



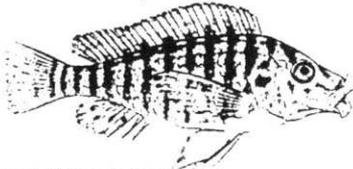
Ramphochromis longiceps



Cyphotilapia frontosa



Cyrtocara moorei



Loboichilotes labiatus



Placidochromis milomo

Abb. 7: Verblüffende Konvergenzen bei Buntbarschen aus ostafrikanischen Seen. Die Malawi-Seearten sind trotz ihres unterschiedlichen Aussehens näher untereinander verwandt als mit den fast identischen Arten aus dem Tanganjika-See. [aus Stiassny/Meyer 1999, 42]

- *Individuenarme Gesamtpopulationen*, durch die evolutive Veränderungen und damit die Ausbildung neuer Arten begünstigt werden. In kleinen Populationen pflügen sich Mutationen schneller als in großen Populationen in allen Individuen zu fixieren.
- Der rasche Aufbau von *Reproduktionsbarrieren* durch eine schnelle Ausdifferenzierung sexueller und sozialer Merkmale.
- Die *ausgeprägte Territorialität*, d.h. die Verteidigung der gleichen Reviere über mehrere Jahre hinweg. Dies führt zu geringem Aktionsradius, starker Isolation und eingeschränktem Genfluss.
- Die *Erstbesiedlung* der Seen durch Buntbarsch-*Generalisten*, die - gefördert durch fehlende Konkurrenz - alle verfügbaren ökologischen Nischen besetzen konnten.
- Die *ökologische Instabilität* der Gewässer (vulkanische Aktivitäten, Wasserspiegelschwankungen), die eine wiederholte räumliche Isolation der Populationen bewirkt und zusammen mit gestörten Umweltbedingungen die Artbildung begünstigt hat.

Die Auflistung zeigt, dass in erster Linie das soziale Verhalten betreffende Faktoren und die Anpassung an vorhandene oder sich verändernde Umweltbedingungen für die besondere Radiation der Buntbarsche verantwortlich gemacht werden. Diese Faktoren haben sicherlich Anteil an dem außergewöhnlichen evolutiven Erfolg der Buntbarsche. Sie können aber nicht erklären, warum nach bisherigen evolutionären Zeitskalen völlig vernachlässigbare Zeiträume ausgerechnet bei diesen Fischen für die Entstehung einer Vielzahl deutlich unterscheidbarer Arten ausreichen. So weist Staeck [1975, 45] darauf hin, dass mit dem Faktor Anpassung an verschiedene Umweltbedingungen die Formenvielfalt der Buntbarsche nur unzureichend erklärt werden kann, weil z.B. die Zahl der Buntbarscharten im Tanganjika-See die Zahl der in diesem See vorhandenen ökologischen Nischen bei weitem übersteigt. Und Fryer/Iles [1972, 519f] machen darauf aufmerksam, dass die adaptive Radiation der Buntbarsche keineswegs durch die fehlende Konkurrenz von Mitbewerbern verursacht worden ist, weil die ostafrikanischen Seen auch eine reiche Fischfauna von Nichtbuntbarschen beherbergen. Die

Situation verkompliziert sich noch dadurch, dass die Prozesse der Artbildung bei den verschiedenen Buntbarschlinien nicht einheitlich ablaufen.

Je nach Art scheint das evolutive Geschehen bald schnell, bald langsam zu gehen und oft sogar für lange Zeiträume stillzustehen [vgl. Stiassny/ Meyer 1999, 42]. Weitere Zweifel an den angeführten Erklärungsversuchen ergeben sich, wenn man neben der Geschwindigkeit der Artbildung auch die verblüffenden Konvergenzen betrachtet. Für die hochgradigen ökologischen und morphologischen Übereinstimmungen zwischen Buntbarschen aus verschiedenen Seen kann die klassische Evolutionsbiologie nämlich außer ihrem wundergläubigen Beharren auf rein anpassungsbedingten Ähnlichkeiten überhaupt keine plausible Begründung liefern [z.B. Mayr 1991, 314; Stiassny/Meyer 1999, 41]. Welche alternative Erklärungen sind nun möglich?

6. Alternative Erklärungen für die explosiven Artbildungsprozesse

Die alternativen Erklärungen für explosive Artbildungsprozesse basieren auf der Einschätzung, dass ein derart schneller evolutiver Wandel, wie er bei Buntbarschen zu beobachten ist, für die Erzeugung neuer Gene durch Mutationen keinen genügenden zeitlichen Spielraum lässt. Einige Forscher vermuten daher, dass Buntbarsche über eine besondere genetische Ausstattung verfügen [vgl. Fehrer 1997b, 24]. So wird in dem kritischen Lehrbuch *"Evolution"* die explosive Artbildung von den Evolutionsbiologen Reinhard Junker und Siegfried Scherer [1998, 293] als ein Prozess betrachtet, der von genetisch polyvalenten Stammformen verursacht wird. Solche auch als Generalisten bezeichneten polyvalenten Arten sollen über ein verborgenes Variationspotential verfügen, das bei Bedarf aktiviert werden kann. Bereits fünfzehn Jahre zuvor hatte der darwinkritische Evolutionsbiologe Gordon R. Taylor [1983, 307] in seinem Buch *"Das Geheimnis der Evolution"* eine ähnliche Auffassung vertreten. Er war davon überzeugt, dass das Genom die Fähigkeit besitze, potentiell brauchbare Formen zu speichern und zu aktivieren, wenn die Umstände eine Änderung verlangen. Das Genom könnte bei diesem Mechanismus zuletzt alle ihm gegebenen Möglichkeiten erschöpfen und ein Ende der Evolution herbeiführen. Mit einem Mechanismus dieser Art kann sowohl die explosive Artbildung bei Buntbarschen als auch der evolutive Stillstand, wie er z.B. bei Haien vorherrscht, erklärt werden.

Als Ort der Speicherung für die potentiell brauchbaren Formen sieht Taylor [1983, 223ff, 306] die sogenannte Nonsens- oder Müll-DNS. Dabei

handelt es sich um überschüssige DNS, die keine Bauanleitungen für Proteine enthält und daher nicht unmittelbar in den Reproduktionszyklus eingebunden ist. (Zu möglichen Mechanismen der Speicherung und Aktivierung neuer Formen im Genom vgl. auch die Ausführungen von Christian Blöss [1988, 78ff].) Die wichtige Funktion der scheinbar nutzlosen DNS für eine schnelle evolutive Anpassung des Genoms an veränderte Umweltbedingungen ist zwischenzeitlich in Untersuchungen neueren Datums bestätigt worden [vgl. Moxon/Wills 1999, 68].

Bei dem Konzept polyvalenter Stammformen wird im Unterschied zur darwinistischen Evolutionslehre die räumliche Isolation von Populationen als nicht zwingend erforderlich vorausgesetzt. Für die Stabilisierung neuer Merkmalsausprägungen bzw. Varianten des Genoms ist das Konzept polyvalenter Stammformen daher auf eine wichtige Rolle der sexuellen Selektion angewiesen. Ohne eine restriktive Partnerwahl bestünde nämlich die Gefahr, dass eine neue Variante durch Bastardierung mit verwandten Formen gleich wieder 'eingeegnet' wird. Die wichtige Funktion der sexuellen Selektion für die explosiven Artbildungsprozesse bei Buntbarschen konnte zwischenzeitlich nachgewiesen werden [vgl. hierzu Scherer 1998]. So wurde festgestellt, dass es im Malawi-See selbst bei im gleichen Habitat lebenden, nahe verwandten Buntbarscharten so gut wie keinen Genfluss zwischen den Populationen gibt. Demgegenüber haben Untersuchungen an verschmutzten, trüben Stellen des Viktoria-Sees gezeigt, dass es dort auf Grund von Fehlpaarungen vermehrt zu Bastardierungen zwischen nahe verwandten Buntbarscharten kommt.

Das Endresultat ist eine dramatische, offenbar durch die schlechten Sichtverhältnisse in solchen verschmutzten Gewässern verursachte Abnahme der Artenvielfalt. Scherer [1998, 86] fasst seine Ausführungen zur Bedeutung der sexuellen Selektion für das Konzept polyvalenter Stammformen wie folgt zusammen:

"Es wäre interessant zu sehen, ob dieser Prozeß reversibel ist: Kann aus den neu entstandenen [bastardierten; G.M.] Populationen bei geänderten Umweltbedingungen wiederum eine neue Artenvielfalt in kurzer Zeit entstehen? Dies wäre ein experimentelles Indiz dafür, daß ein verborgenes Variationspotential von polyvalenten Stammformen [...] eine explosive Artbildung zur Folge haben kann".

Das Konzept polyvalenter Stammformen passt gut mit dem von Junker und Scherer [1998, 34ff] entwickelten Grundtypenmodell für die Artklassifikation

zusammen (vgl. dazu die Ausführungen zum Artbegriff in diesem Beitrag). So können alle einem Grundtyp zugehörigen Arten als Merkmalsausprägungen bzw. Varianten einer polyvalenten Stammform betrachtet werden. Vor dem Hintergrund des in der Evolutionsbiologie häufig verwendeten Begriffspaares "Mikroevolution/Makroevolution" handelt es sich bei dem evolutiven Wandel einer Stammform um das Ergebnis von mikroevolutiven Vorgängen, d.h. um quantitative Veränderungen bereits vorhandener Organe, Strukturen oder Baupläne [ebd., 53]. Das Beispiel der ostafrikanischen Buntbarsche zeigt, dass die Zeit bei diesen Vorgängen keine Bedeutung spielt. Es scheint vielmehr so, als wären die Merkmale der unterschiedlichen Buntbarsche einem Baukasten entnommen und in verschiedensten Kombinationen zusammengefügt worden. Dieser Eindruck hat sich offensichtlich auch dem Evolutionsbiologen Goldschmidt [1994, 177] angesichts der Formenvielfalt der Buntbarsche aufgedrängt:

"Es ist klar, daß mit den Elementen, aus denen die Furu [afrikanische Bezeichnung für Buntbarsche; G.M.] zusammengesetzt sind, endlos gebastelt und getüfelt wurde".

Offen bleibt bei dem Konzept polyvalenter Stammformen allerdings die Frage nach der Makroevolution, d.h. die Frage nach dem Entstehen qualitativ neuer Baupläne, Stammformen oder Grundtypen. Junker und Scherer [1998] diskutieren in diesem Zusammenhang die Bedeutung von Schöpfungsmodellen. Auch wenn mir die Schöpfungslehre aufgrund der empirischen Datenbasis zwischenzeitlich nicht weniger 'unwahrscheinlich' als die neodarwinistische Evolutionslehre erscheint, möchte ich an dieser Stelle Junker und Scherer nicht folgen und stattdessen auf die Erklärungskraft von Velikovskys Modell der Kataklystischen Evolution setzen [vgl. hierzu Menting 1999].

7. Ausblick

Wie gezeigt, kann der explosive Artbildungsprozess bei ostafrikanischen Buntbarschen und seine verblüffenden Konvergenzen am besten als ein rationaler Prozess der Entfaltung oder Abwandlung von polyvalenten Stammformen verstanden werden. Die enorme Geschwindigkeit des evolutiven Wandels weist darauf hin, dass bei diesem Prozess die historische Abfolge der Arten, zufällige Mutationen oder die Zeit die geringste Rolle spielen. Das Konzept der vorprogrammierten Variabilität bzw. der Variati-

on eines Grundtyps beim Bildungsprozess von Arten weist Parallelen zu den Vorstellungen der rationalen Morphologen zu Beginn dieses Jahrhunderts auf. Diese interpretierten den evolutionen Wandel abweichend von der darwinistischen Auffassung als einen rationalen Prozess der Entfaltung oder Abwandlung von Formen [vgl. Sheldrake 1998, 94].

Der wohl bekannteste Vertreter dieser Tradition ist D'Arcy Thompson mit seiner klassischen Studie *"Über Wachstum und Form"*, die erstmals im Jahre 1917 erschienen ist. In dem wohl berühmtesten Kapitel dieser Studie "Über die Theorie der Transformationen oder den Vergleich verwandter Formen" entwickelt Thompson die Transformationsmethode. Ihr liegt die Fragestellung zugrunde, ob zwei verschiedene, aber mehr oder weniger deutlich verwandte organische Formen so analysiert werden können, dass jede als eine transformierte Darstellung der anderen betrachtet werden kann. Es gelang Thompson aufgrund von geometrischen Überlegungen, die Formen von Organismen innerhalb größerer organischer Gruppen ineinander zu transformieren. Die organischen Formen wurden zu diesem Zweck in ein Koordinatensystem eingezeichnet und durch Deformation oder Permutation des Koordinatendiagramms ineinander überführt (vgl. **Abb. 8**).

Thompson zog aus dem Funktionieren seiner Methode die Schlussfolgerung, dass man hinsichtlich der Evolution organischer Formen auf komplizierte und spitzfindige Hypothesen biologischer Ursächlichkeit verzichten kann, wenn eine einfache Änderung des Kräftesystems genügt, um eine organische Form in eine andere zu überführen [vgl. 1983, 330]. Er machte daher keinen Hehl daraus, dass er wenig Wert auf gewisse als wegweisend betrachtete Grundlagen der Evolutionsforschung wie die Vererbung, die Funktion der Gene oder Stammbäume legt [ebd., 389]. Stattdessen betonte er die Bedeutung unmittelbarer physikalischer Kräfte für die Entstehung von organischen Strukturen. Thompsons Transformationsmethode kann als ein verblüffend einfacher Erklärungsansatz für die Entstehung der Formenvielfalt von Lebewesen bezeichnet werden.

Die Transformationsmethode ist trotz ähnlicher Ergebnisse auf Grund ihres völlig unterschiedlichen Erklärungsansatzes nicht mit dem Konzept polyvalenter Stammformen kompatibel. Darüber hinaus besteht kein Zweifel, dass der molekulargenetische Erklärungsansatz bisher erheblich fruchtbarere Fragestellungen und Lösungsansätze als der morphologische Ansatz geliefert hat. Thompsons Transformationsmethode wirkt zwar anregend auf

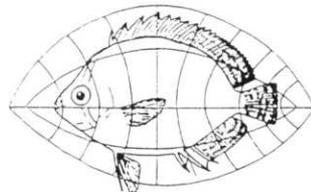
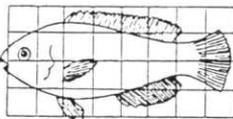
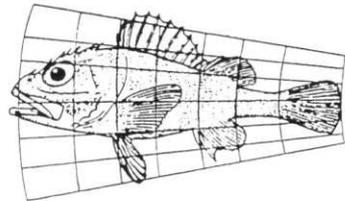
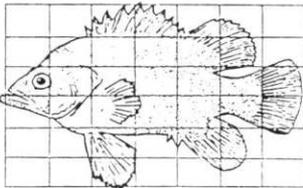
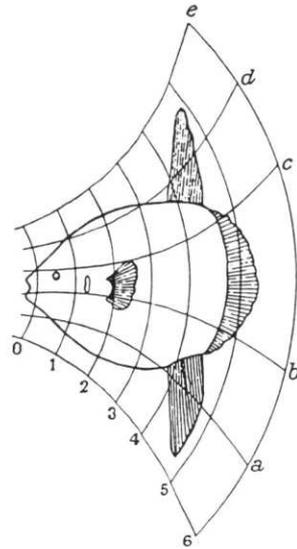
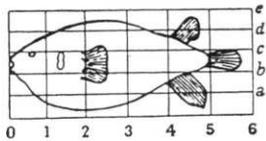


Abb. 8: D'Arcy W. Thompsons Koordinaten-Transformationsmethode: Unterschiedliche Formen von Fischen können durch eine relativ simple Deformation des Koordinatendiagramms ineinander überführt werden. Oben: Igel- und Sonnenfisch; Mitte: Zwei Stachelflosser; Unten: Papageiefisch und verwandte Art [aus Thompson 1983, 360ff]

die Phantasie, lässt aber im Unterschied zum Konzept polyvalenter Stammformen zu viele Fragen offen. Mit Blick auf die enorme Geschwindigkeit des Artbildungsprozesses bei ostafrikanischen Buntbarschen und ihrer ungeheuren Formenvielfalt sollte der morphologische Ansatz allerdings auch zukünftig nicht aus den Augen verloren werden. Ich schließe mich daher eine Aussage des Evolutionsbiologen Gordon R. Taylor [1983, 326] an, der in seinem darwinkritischen Buch *"Das Geheimnis der Evolution"* folgendes Resümee zieht:

"Solange wir die Gesetze der Form nicht verstehen, können wir nicht behaupten, den Mechanismus der Evolution zu begreifen".

Literatur:

- Blöss, Christian (1988): *Jenseits von Darwin. Globale Katastrophen und die Entwicklung des Lebens. Neue Perspektiven der Naturgeschichte*; Frankfurt/M.
- Brookes, Martin (1999): "Live and let live"; in *New Scientist* (7) 32-36
- Egli-Arm, Franz (1997): "Kann die Reflexionsseismik eine Austrocknungsperiode belegen? Wie sicher sind die zeitlichen Bestimmungen des Trockenfallens der ostafrikanischen Seen?" in *Studium Integrale* IV (2) 55-58
- Fehrer, Judith (1997a): "Explosive Artbildung bei Buntbarschen der ostafrikanischen Seen"; in *Studium Integrale* IV (2) 51-55
- (1997b): "Explosive Evolution"; in *Spektrum der Wissenschaft* (3) 24
- Fryer, Geoffrey/ Iles, T.D. (1972): *The Cichlid Fishes of the great lakes of Africa*; Edinburgh
- Goldschmidt, Tijs (1994): *Darwins Traumsee*; München
- Grant, Peter R. (1991): "Aktuelle Selektion bei Darwinfinken"; in *Spektrum der Wissenschaft* (12) 64-72
- Hartwig-Scherer, Sigrid (1998): "Wenn sich Kopf und Beine widersprechen: Neue Konflikte in der Hominidenevolution"; in *Studium Integrale* V (2) 89-90
- Johnson, C. Thomas et al. (1996): "Late pleistocene desiccation of Lake Victoria and rapid evolution of cichlid fishes"; in *Science*, Bd. 273, 1091-1093
- Junker, Reinhard/ Scherer, Siegfried (1998): *Evolution - Ein kritisches Lehrbuch*; Gießen
- Mayland, Hans J. (1985): *Süßwasser-Aquarium*; Niederhausen/Taunus
- Mayr, Ernst (1988): *Eine neue Philosophie der Biologie*; München
- Menting, Georg (1999): "Evolution in der Krise. Massensterben und Massenfaltung in der Erdgeschichte"; in *ZS* XI (2) 321-346

- Moxon, E. Richard/ Wills, Christopher (1999): "Stottertexte im Erbgut. Scheinbar nutzlose DNA beschleunigt die Evolution"; in *Spektrum der Wissenschaft* (8) 62-67
- Quammen, David (1998): *Der Gesang des Dodo*; München
- Scherer, Siegfried (1998): "Abnehmender Sexappeal von männlichen Buntbarschen durch Umweltverschmutzung des Viktoriasees"; in *Studium Integrale* V (2) 85-86
- Sheldrake, Rupert (1998): *Das Gedächtnis der Natur. Das Geheimnis der Entstehung der Formen in der Natur*; München
- Staeck, Wolfgang (1975): *Cichliden - Verbreitung, Verhalten, Arten*; Wuppertal
- Stiassny, Melanie L.J./ Meyer, Axel (1999): "Buntbarsche - Meister der Anpassung"; in *Spektrum der Wissenschaft* (6) 36-43
- Taylor, Gordon Rattray (1983): *Das Geheimnis der Evolution*; Frankfurt/M.
- Thompson, D'Arcy Wentworth (1983): *Über Wachstum und Form*; Frankfurt/M.
- Wilson, Edward O. (1997): *Der Wert der Vielfalt. Die Bedrohung des Artenreichtums und das Überleben des Menschen*; München

Georg Menting 59558 Lippstadt, Leipziger Ring 55

Katastrophen zu Zeiten des Menschen

W. Pitman - W. Ryan - F. de Sarre - D. Keys - F. Carotta
Eine Sammelrezension von Heribert Illig

- Pitman, Walter / Ryan, William (1999): *Sintflut. Ein Rätsel wird entschlüsselt*; Bergisch Gladbach, 384 S.
- Sarre, François (1999): *Als das Mittelmeer trocken war. Die katastrophische Geschichte des mediterranen Gebietes*; Rüsselsheim, 126 S.
- Keys, David (1999): *Als die Sonne erlosch. 535 n. Chr.: Eine Naturkatastrophe verändert die Welt*; München, 415 S.
- Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar? 2000 Jahre Anbetung einer Kopie*; München, 512 S.

Letztes Jahr machte eine neue These Furore, die nunmehr auch als deutscher Buchtext vorliegt. Pitman & Ryan, Geophysiker der Columbia University, haben mit vielen Bohrkernen [z.B. 136], Muschelschalen [87, 168], Sonarprofilen [170], Sediment- und Geröllschichten [153, 209] eine mächtige Überflutung nachgewiesen, die so noch nicht erkannt worden war. Nunmehr ergibt sich folgendes Bild: Das Schwarze Meer hatte in prähistorische Zeiten keine Verbindung zu den Ozeanen, war also (zeitweilig) ein Süßwassersee. Vor 7.600 Jahren brach der Damm am Bosphorus, worauf es rapide um ca. 150 m stieg. So vergrößerte sich seine Oberfläche erheblich. Damals lebten viele Neolithiker in den fruchtbaren Uferregionen des Schwarzen Meeres. Sie flohen in alle Richtungen: über den Balkan bis ins Pariser Becken, in die ostasiatischen Wüsten, ins südliche Mesopotamien und nach Ägypten. Die Erinnerung an den 'Dammbruch' wurde in den Sintflutberichten des Gilgamesch-Epos und der Bibel tradiert.

Soweit das Gerippe. Das Buch selbst ist eine Mischung aus Erlebnisbericht und weitausgreifendem Sachbuch. Wir erhalten zahlreiche Schilderungen der Arbeit auf Forschungsschiffen, werden aber auch in 459 Fußnoten auf die Fachliteratur verwiesen, die leider in keinem Verzeichnis zusammengefasst ist (die Register sind hingegen sehr gut). Die Schilderungen sind häufig präzise bis ins Detail - für gefundene rezente Muscheln wird sogar ein Rezept beigelegt [167]. Gleichwohl ist die Generallinie schwer zu finden, weil der eigentliche Befund von einer - um beim Thema zu bleiben - Überfülle teils steriler Sedimente verdeckt wird. Um den Sintflutbericht zu

verstehen, müsste z.B. nicht unbedingt erzählt werden, wie Rawlinson anno 1835 Inschriften auf unzugänglichen Felswänden kopierte und so als erster auf Keilschrift stieß [22]. Dann noch den Weg bis zur Keilschriftentzifferung nachzuzeichnen, um endlich zu dem in diesem Kontext allein interessierenden Gilgamesch-Epos zu kommen [55], ist zwar korrekt, aber nur dem Buchumfang dienlich. Das gleiche gilt cum grano salis für die Erklärungen der C14-Methode [185] und der Eisbohrkerne [238], für Grabungsberichte aus Ur [63] und Nimrud [47], für Eiszeitentstehung [35, 67] und Lössbildung [143, 150], für Sprachevolutions- und Genstammbäume [271, 277] oder die Ausbreitungsgeschichte von Kulturen, die lange vor dieser Katastrophe bestanden [223, 235]. Alles gewiss nützliche Informationen; aber die beiden Autoren könnten ruhig den Leserinnen und Lesern die Freude gönnen, noch irgend ein anderes Sachbuch zu lesen.

Mangels Zeittableaus oder gliedernder Graphiken bringt erst das Szenario "Im Zeitraffer" wirkliche Übersicht [318-331]. Die Gletscherbildung der Eiszeit hatte zwischen -120.000 und -18.000 das weltweite Meeresniveau um 120 m gesenkt. Dann schmolzen die Eispanzer und ließen die Meeresspiegel steigen. Das besonders stark anschwellende Schwarze Meer fand einen 'Überlauf' in der Sakaria-Spalte, die ins Marmara-Meer und von da ins Mittelmeer führte. Gegen -10.500, ab der Jüngeren Dyaszeit, wurde das Schwarze Meer weder von Schmelzwässern noch von Regenfällen gespeist, verlor seinen Pegelstand und wurde zum abflusslosen Binnensee; Menschen siedelten in seinen Uferregionen und lernten den Ackerbau. Um -9.400 endigt die trockene Jüngere Dyaszeit, worauf die Menschen die fruchtbarer werdenden Steppen aufsuchten. Um -6.200 zwingt eine Mini-Eiszeit die Menschen wieder zurück in die Nähe des Schwarzen Meeres, das neuerlich abfiel. -5800 lässt Erwärmung und Regen die Menschen neuerlich auschwärmen.

Bis -5600 ist nicht nur das Schwarze Meer neuerlich gestiegen, sondern auch das Niveau der Weltmeere: Der Damm am Bosphorus bricht [203]. Täglich strömen 50 Mrd. Kubikmeter Wasser ins bis dato 150 bis 170 m tieferliegende Schwarze Meer. Dessen Pegel steigt jeden Tag um 0,15 bis 0,30 m [177], seine Strandlinie schiebt sich täglich bis zu anderthalb Kilometer vor. Binnen eines Jahres steigt das Schwarze Meer um 55 Meter, im nächsten Jahr um weiter 45 Meter und erreicht nun die Asowsche Senke. Als die Pegel von Asowschem, Schwarzem, Marmara- und Mittelmeer ausgeglichen waren, stellten sich die bis heute herrschenden Strömungen am

Bosporus ein: das leichtere Süßwasser fließt an der Oberfläche ins Mittelmeer, während das schwerere Salzwasser als ebenso kräftige Unterströmung ins Schwarze Meer eindringt.

Aus der Schilderung von Pitman & Ryan geht leider nicht hervor, warum die Flut der Weltmeere nicht schon viel früher bis ins Schwarze Meer schwappte, denn dieselbe Gesamtwassermenge dürfte schon um -6200 vorhanden gewesen sein. Die beiden Autoren erklären auch nicht, wer die Sakaria-Senke so gut verrammelt hätte, dass hier - auf deutlich niedrigerer Meereshöhe - nicht schon viel früher und weniger spektakulär Wasser nach Norden geflossen wäre. Ist hier ein geotektonisches Geschehen übersehen worden?

Merkwürdigerweise wird die Frage nach der damals überfluteten Fläche zwar gestellt [195], aber nicht beantwortet, obwohl darauf alle weiteren Schlüsse basieren. Heute hat das Schwarze Meer 460.000 km², wobei auf das nur 14 m tiefe Asowsche Meer 38.000 km² entfallen. Da dessen Fläche bei ihrer Überschwemmung "schon seit langem nicht mehr von Menschen besiedelt war" [330], bleibt es unberücksichtigt. Ich schätze großzügig das tiefe, damals wassergefüllte Becken auf 280.000 km². Der Wert ist aus den in den Karten verzeichneten Schelfgebieten abgeleitet, wobei diese bis 200 m tief sind, also auch vor der Flut zum Teil unter Wasser lagen. Bei dieser Schätzung hätte sich das Meer bei der Flutung um 50 % ausgedehnt und einen Verlust an Siedlungsland von ca. 140.000 km² bedeutet. Das ist weniger als die Fläche von Süddeutschland (Bayern, Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen). Aber selbst eine noch niedrigere Schätzung von ca. 100.000 km² wäre nicht unrealistisch.

Insofern stellt sich die Frage, ob die aus diesem relativ kleinen Bereich Flüchtenden jemals so weit ausgestrahlt haben können:

- die Linearbandkeramiker, die über Prag bis nach Paris ziehen, wenn es einmal antizipativ formuliert werden darf;
- die Vinča-Kultur, die sich donauaufwärts bis Brünn ausbreitet;
- die Hamangia-Kultur, die sich in Thrakien ansiedelt;
- die Danilo-Kultur, die zur See die dalmatinische Küste erreicht;
- Proto-Indoeuropäer, die die Steppen bis zum Ural durchstreifen;
- Ubaiden, die als Sumerer im südlichen Zweistromland weiterleben;
- Semiten, die Halaf, Abu Hureira und Mari ansteuern;
- die anatolische Fraktion, die in Hacilar und Çatal Hüyük Spuren hinterlässt und als prädynastische Ägypter das Nildelta erreicht [247, 254].

Die fernen Funde sind archäologisch gesichert, bräuchten aber für ihre Bestätigung als Austrahlungen deutlich mehr an überfluteter Fläche und weitere Auslöser. Pitman & Ryan sind sich auch klar darüber, dass der eigentliche Beweis noch fehlt: neolithischen Siedlungsreste auf den überfluteten Schelfrändern des Schwarzen Meeres [298], die man sicher unterstellen, aber in ihrer tatsächlichen Größenordnung nicht abschätzen kann.

Da sie die Sintflut der Bibel und des Gilgamesch-Epos als regionale Katastrophe einschätzen, ignorieren die Autoren leider all die Flutsagen, die weltweit tradiert worden sind [vgl. Mikolasch in ZS 2-90, 22; vgl. Koch hier im Heft]. Keine Antwort gibt es auch für das Rätsel, warum ausgerechnet der gigantische Katarakt als unvergleichliches Naturschauspiel in den Flutsagen unerwähnt bleibt. Die Erzählungen kennen nur buchstäblich sintflutartigen Regen und Wasser aus der Tiefe.

Insofern lautet das Resümee des Rezensenten: Hier ist eine regionale Katastrophe gefunden worden, die in dramatisch kurzen 1.000 Tagen abgelaufen ist. Ob sie wirklich der Katastrophe entspricht, die in den vorderasiatischen Sintflutmythen berichtet wird, bleibt offen.

Wertvoll an der Untersuchung sind die Nachweise, dass sich binnen Jahresfrist extreme geologische Veränderungen innerhalb der Steinzeit abgespielt haben. Wir erfahren für die Jüngere Dyaszeit, dass sie binnen 10-50 Jahren endete [230] und sollen uns erneut darüber wundern, dass die Ausbreitung der Laubwälder nicht mit dem Ende dieser Kaltzeit einsetzt, sondern erst 4.000 Jahre später [241; vgl. G. Menting, ZS 3-98, 352]. Für das Mittelmeer können genauso wie fürs Schwarze Meer zahlreiche Bohrkerne vorgewiesen werden, an denen sich der 'blitzschnelle' Übergang von Süß- zu Salzwasser mit rapide anwachsender Sauerstoffarmut und ein Faunenschnitt ablesen lassen [107, 127, 136, 168, 188]. Fürs Mittelmeer ist gezeigt, "daß der Übergang von der Salzwüste zum kilometertiefen Meeresboden keinesfalls mehr als hundert Jahre in Anspruch genommen hatte" [107]. Diese Bohrkerne werden natürlich mit C14 datiert [153, 241], wobei uns weniger das Absolutalter beeindruckt als vielmehr die Gleichaltrigkeit vieler Messungen, aus der erst die abrupten Änderungen erkennbar werden [191f].

Da Pitman & Ryan keinen Gedanken an die herrschende Chronologie vergeuden, brauchen sie gewisse Hilfskonstruktionen. So stellen sie z.B. fest, dass die ab -5600 flüchtenden Linearbandkeramiker sich in einer dermaßen kurzen Zeitspanne vom Dnjestr über Nordeuropa bis ins Pariser

Becken ausgebreitet haben, "daß Anfang und Ende mit den derzeitigen Radiokarbon-Messungen nicht auseinanderzuhalten seien" [248]. Sie bauten mächtige, bis zu 45 m lange Gebäude, gruppiert zu kleinen Dörfern, allesamt auf fruchtbarem Lössboden. "Jahrtausendlang waren diese Häuser die größten freistehenden Gebäude der Welt" [248]. Also wäre auf kürzeste Ausbreitungsgeschwindigkeit jahrtausendelange Stagnation gefolgt.

Selbstverständlich kommen auch die Ausgrabungen in Çatal Hüyük zur Sprache [vgl. G. Albrecht in *ZS* 2-99, 211f]. Dort geht es um eine berühmte Landschaftsmalerei in einer jungsteinzeitlichen Bauernsiedlung, als solches bereits ein Widerspruch in sich:

"Das 9000 Jahre alte Bild zeigt [...] um den höheren rechten Bergkegel herum eine Explosion [...] Felsstücke sausen in gekrümmten Flugbahnen vom Gipfel weg, eine pilzförmige Rauchwolke steigt in den Himmel auf, und glühende Lavaströme wälzen sich den Abhang des Dreitausenders herab [...] 'Das ist die Erinnerung an ihren Untergang', sagte Roberts. 'Das Bild wurde rund tausend Jahre nach der Katastrophe gemalt, das heißt, der Künstler kannte die Geschichte entweder nur aus der mündlichen Überlieferung oder von anderen Wandbildern'" [234f].

Die mündliche Überlieferung ist wie im Falle der tollmannschen Sintfluttheorie eine unüberbrückbare Schwachstelle. Wie wurde sie bis zu ihrer schriftlichen Fixierung frühestens im -3. Jtsd., "mehr als 2000 Jahre nach dem Ereignis" [261], tradiert? Dafür muss der alte Henry Rawlinson als Zeuge dienen. Der stellte beim Prüfen der indischen Geschichte fest, dass Rigweda-Texte

"allein durch mündliche Überlieferung Jahrtausende fast wortgetreu überdauern konnten. [...] Die mündliche Überlieferung wurde von zahllosen Generationen brahmanischer Mönche bevorzugt bevor sie sich der Kunst des Schreibens zuwandten, als das Sanskrit als lebende Sprache schon lange nicht mehr existierte. Es ist anzunehmen, daß sie am Ende die Worte, die sie rezitierten, gar nicht mehr verstanden" [273].

Nur ein paar Seiten weiter wird die jüngere Forschung von Milman Parry und Albert Lord referiert. Die stellten bei jugoslawischen Erzählern fest, dass ein Vortragender

"seine Geschichte nie im selben Wortlaut wiederholte, sondern bei jedem Vortrag eine neue Version schuf. Zwar blieb der rote Faden der Geschichte stets gleich, aber die Abweichungen in der Wortwahl waren durchaus beträchtlich" [288].

Ermöglicht wurde das durch feste Wortgruppen in immer demselben Versmaß. So musste viel weniger auswendig gelernt werden, eine klare Widerlegung des indischen Märchens, das aber durch den Ansatz von Gunnar Heinsohn ["Wer herrschte im Indusdal"; 1993] ohnehin obsolet ist. Die Forschungen von Parry und Lord übergriffen einen nachprüfbaren Zeitraum von 17 Jahren. Die Extrapolation auf Jahrtausende scheint verwegen.

Wie fügt sich das Geschehen in die revidierte Chronologie ein? Nach dieser Flut beginnt die Vinca-Kultur, die der Ausgräber der namensgebenden Stätte noch "für ein »Zentrum der ägäischen Zivilisation« während des 2. vorchristlichen Jahrtausends hielt" [246; vgl. Illig: "Die veraltete Vorzeit"; 1988, 136], das heute dank C14 bei -5600 rangiert. Es folgen die Linearbandkeramiker, die so identisch gearbeitete Töpferei hinterließen, dass die moldawische nicht von der französischen unterschieden werden kann [249]. Diese Keramikspezialisten müssen sich "unglaublich rasch ausgebreitet haben" [249] — um danach in jahrtausendelange Starre zu fallen (s.o.). Sie mieden wie die Vinca-Leute die Küsten. Im Südosten werden Eroberungen in Hacilar und Çatal Hüyük mit den Flutflüchtlings in Verbindung gebracht. Die dort gefertigten doppelseitigen Feuersteinklingen tauchen auch in Ägypten auf, begleitet von Töpferkunst und bewässerten Feldern, auf denen domestizierte Getreidesorten wuchsen [256]. In Südmesopotamien siedeln Ubaiden (Tell al-Ubaid), auf deren Ortschaften unterbrechungslos die sumerischen Städte stehen [260].

Somit ist die Schwarzmeerflut in revidierter Chronologie, wie sie Heinsohn und ich vertreten, bei vielleicht -1400 anzusiedeln, vor dem Beginn der Hochkulturen, den wir bei ca. -1000 sehen [Heinsohn/Illig: "Wann lebten die Pharaonen?"; 1997, 457]. Flut als direkte Folge des Eiszeitendes?

Insofern bieten Pitman & Ryan das Entstehen der Kultur aus der Katastrophe, was sie als Problem nicht weiter bewegt, zumal sie christlichen Sintflutglauben *und* Katastrophismus mit Aufkommen der Eiszeittheorie überwunden sehen. Gleichwohl geben sie - ungewollt - genügend Hinweise, wie diese Katarakt-Flut innerhalb der rekonstruierten Chronologie einzuordnen ist. Ein Buch, das man mehr als einmal in die Hand nehmen wird, um die gebotene Fülle in den Griff zu bekommen. Den Hinweis auf diesen Titel erhielt ich dankenswerterweise von Meinhard Hoffmann.

Das siebte "Sintflut"-Kapitel berichtet über "Die Katastrophe von Gibraltar". Damit ist der Befund gemeint, dass einstmals das Mittelmeer

ausgetrocknet dalag, bis bei Gibraltar der Damm brach und das Mittelmeerbecken neuerlich vollief. Manch LeserIn imaginiert sofort, dass erst der Atlantik bei Gibraltar überschwappt und das Mittelmeerbecken füllt, um dann den Bosphorus zu durchbrechen und auch die Schwarzmeertiefe zu füllen. Dabei wird zweierlei leicht übersehen. Zum einen sind diese Ergebnisse schon von Kenneth Hsü [*Das Mittelmeer war eine Wüste*; München 1984] in ganz ähnlicher Weise vorgestellt worden, zum anderen gerät die Zeitachse bedrohlich ins Schlingern: Der Katarakt von Gibraltar donnert für die Geologen vor 5.000.000 Jahren [115], der Katarakt am Bosphorus vor 7.600 Jahren [319]. Das Becken des Schwarzen Meeres ist in drei Jahren gefüllt, das des Mittelmeeres in weniger als 100 Jahren. So werden hier neue Zweifel an den geologischen Zeitdimensionen gesät, die von den beiden Geophysikern weder gesehen noch geteilt werden. Sonst hätten sie vielleicht die Schilderung einer ihrer Meinung nach sehr viel älteren Katastrophe nicht eingefügt. Sie ist allerdings dadurch motiviert, dass sie wie Hsü auf dem Forschungsschiff *Glomar Challenger* mitgearbeitet haben, und dass dort erstmals eine derartige Katastrophe nachgewiesen werden konnte.

—

Hier schließt die Arbeit von *François de Sarre* unmittelbar an. Er hat biologische Gründe dafür gefunden, dass die Landenge von Gibraltar noch nicht lange aufgerissen und das Mittelmeer nicht 'seit Äonen' wieder vollgelaufen sein kann. Indiz sind ihm die Lebensräume verschiedener typischer Tiere. Da gibt es Schmetterlinge, Amphibien, Reptilien, Süßwasserfische und selbst Säugetiere, deren Lebensräume nördlich wie südlich der Meerenge situiert sind. Sie liegen jeweils so, als ob die Trennung der Gebiete noch nicht lang zurückläge, wie auch die Ausbreitung mancher Arten noch nicht weit fortgeschritten wirkt. Da man die Ansprüche dieser Tiere kennt, wird obendrein deutlich, dass die einstige Landverbindung nicht nur ein schmaler Sanddünenstrich war, sondern

"ein wohl massiges, zusammenhängendes Gebiet, das, durch das bergige Relief bedingt, über ein entsprechendes, eigenes Binnengewässersystem (Bäche, Teiche, Sümpfe) verfügte, und das möglicherweise das Passieren fest wassergebundener Tiere von Iberien nach Afrika - oder umgekehrt - ermöglichte" [38].

Die lange Anwesenheit von Elefanten ließe auf "ein durchgehendes Waldgebiet" von Zentralafrika nach Südeuropa (Kalabrien) schließen [49].

Ausgehend von diesen Befunden entwirft F. de Sarre ein katastrophisches Szenario, bei dem die Jahrmillionen nur so dahinschmelzen. Zunächst löst sich ihm "das Känozoikum (*Tertiär* und *Quartär*), als 'Zeitalter der Säuger'" auf. Die bislang genannten 65 Mio. Jahre sind ihm

"bloße Spekulation! Vielleicht reichen da, im Sinne der *Rezentisten*, bereits einige Jahr(zehn)tausende" [28].

Die zugehörigen geologischen Vorgänge verdichten sich ihm zu dramatischem Geschehen: die großen Gebirgsauffaltungen, der Einbruch des Mittelmeerbeckens, sein Austrocknen und neuerliches Auffüllen, "Eiszeitalter" und der Dammbbruch bei Gibraltar [28] folgen Schlag auf Schlag. Den Takt geben ihm zufolge vier Weltkatastrophen (KT):

0 -	Das Impakt-Ende der Saurier (das de Sarre nicht behandelt); Tertiärbeginn	um -8.000
KT-1	Planetoidentreffer am Ende des Tertiärs → Eiszeit	um -3.000
KT-2	Ein Eiskomet zerplatzt über Nordamerika und beendet die "große Eiszeit" und die Altsteinzeit; die Katastrophe wird erinnert als "Noahs Sintflut" und Platons Überleben der Bergbewohner.	um -1.000
KT-3	Der Vorbeiflug eines Kometen bewirkt u.a. den Dammbbruch bei Gibraltar; die "Sintflut des Ogygos" [79, 111 et passim].	vor "0"

Wir lassen die Frage nach der "Eiszeit" in der Schwebe - der Autor ist im Gefolge von Horst Friedrich ein Eiszeitgegner und setzt sich mit den verjüngten Datierungen der *Zeitensprünge*-Autoren auseinander - und halten den Grobrahmen der Datierungen für möglich. Nichts gegen ein Quartär, das erst vor 5.000 Jahren einsetzt und damit meine eigene Vorgabe [*Veraltete Vorzeit*] aufgreift und weiterführt. De Sarres Betrachtungen zu Neandertalern und CroMagnon-Menschen können im Kontrast zu Heinsohns Ausführungen [*Wie alt ist das Menschengeschlecht?*] gelesen werden.

Chronologisch gesehen wird es aber im -1. Jtsd. zu 'eng', weil de Sarre beim Gibraltar-Dammbbruch auch den Santorin-Ausbruch, "Phaeton", Atlantis-Untergang und die "Seevölker" ansiedeln möchte (wobei er bis ins -4. Jh. und bedenklich nahe an die Zeitenwende gerät, da er die von Velikovsky vollzogene Zweiteilung der "Seevölker" — hier Fall Troias im -7. Jh., dort Ägypten attackierende "Seevölker" des -4. Jhs. — missversteht [94].

Hieran schließt de Sarre Betrachtungen über die Sprachen der damaligen Zeit an, mutige Schlussfolgerungen aus den Betrachtungen von Jacques Touchet und Theo Vennemann zu einigen Orts-, Fluss- und Bergnamen. Der Rezensent rät hier, zunächst das Szenario auszubauen und innere Widersprüche zu bereinigen, bevor weitreichende Umkrepelungen bisheriger Geschichte vorgenommen werden (nur als Stichwort: Durchzug durchs 'Rote Meer' bei Gibraltar !?).

Seit 1988 und der *veralteten Vorzeit* liegt mir daran, dass auch die Vorgeschichte auf Leerräume 'abgeklopft' wird. Hatte ich damals das Ende der Altsteinzeit im -3., ja -2. Jtsd. gesehen, schlug Gunnar Heinsohn bald darauf, 1991, für das gesamte Alter des Menschengeschlecht nur noch 5 bis 6.000 Jahre vor. 1992 habe ich die geologischen Zeiträume ins Visier genommen. Ab dem 18. Jh. vervielfachten sich die Jahrmillionen und bald Jahrilliarden für das Alter von Erde wie von Weltall.

"Trotzdem sollten wir es nicht als 'gottgegeben' ansehen, daß prinzipiell alles, was sich über, auf und unter der Erdoberfläche abspielte, gleich Jahrmillionen dauern müsse." [...]

"Wir dürfen für die nächsten Jahre und Jahrzehnte getrost kürzere Zeitanätze erwarten, die mit den oben aufgezählten astronomischen Befunden verträglich sind. Wieviele Nullen dabei zu streichen sind, wird die nähere Zukunft lehren." [Illig: *Chronologie und Katastrophismus* 190, 204]

—

Kein einziges Jahr will ein anderer Katastrophen-Künder streichen. Der Archäologie-Korrespondent David Keys will für *das Jahr 535 n. Chr.* den Nachweis führen, dass ein gewaltiges Ereignis für die weitere Geschichte aller Völker entscheidend gewesen sei.

Nun ist dieses Jahr von dem Dendrochronologen Mike Baillie ermittelt worden, der diesen Befund sowohl berichtet als auch interpretiert hat. Keys bezieht sich durchaus auf Baillies fachbezogene Arbeiten, übergeht jedoch dessen Schlüsse. Keys sieht drei Erklärungsmöglichkeiten: einen Asteroiden- respektive Kometeneinschlag oder einen Vulkanausbruch. Wer die ersten Möglichkeiten vertreten hat - nämlich Victor Clube, Bill Napier und Mike Baillie - läßt er im Dunkeln [317-323], um statt dessen seine 'light'-Version einer globalen Katastrophe in Form eines Vulkanausbruchs vorzu-

stellen. Er argumentiert dabei mit Chroniken, Baumringen und mit grönländischen wie mit antarktischen Eiskernbohrungen.

Für Keys ist anno 535 der alte Krakatau in der Sunda-Straße zwischen Sumatra und Java ausgebrochen, wobei er auch zwei unmittelbar benachbarte Calderas als Alternativen nicht ausschließt [332]. Für einen aktiven Vulkan in dieser Region und in dieser Zeit spricht eine keineswegs reissfeste Indizienkette:

- eine indonesische Chronik in einer Fassung von 1869, die allerdings zu der Jahresangabe 416 n. Chr. führt;
- eine chinesische Chronik, die für 535 von einem doppelten Donner spricht;
- Grönländische Eiskerne aus 500 m Tiefe, die Jahreszahlen für 527 bis 534 liefern [324f];
- Antarktische Eiskerne aus 200 m Tiefe, die nur als 50-Jahres-Intervall für 490-540) bestimmt werden können [325]; zeitgleich datiertes, säurehaltiges Eis an beiden Polen spricht für einen äquatornahen Ausbruch.

Unsere skeptische Haltung zu Eisbohrkernen, deren Säureanteile anfänglich mit bekannten Vulkanausbrüchen geeicht worden sind, ist bekannt [Heinsohn 4/94, 76]. Dessen ungeachtet wird die globale Klimakatastrophe durch weitere Indizien untermauert:

- Baumringe aus den USA, Skandinavien und Westeuropa lassen geradezu einen Wachstumsstopp zwischen 536 und 543 erkennen, der erst gegen 559 überwunden wird [18];
- die Pestepidemie in der Alten Welt, die in Byzanz von 541 bis 543 wütet und deren Ausbruch auf Wetterveränderung zurückgeführt werden kann [27, 33ff].
- Der byzantinische Hofgeschichtsschreiber Prokop vermerkt, "daß die Sonne das ganze Jahr hindurch nicht mehr strahlte, sondern matt wie der Mond schien" [17; bedauerlicherweise ohne Quellenangabe].

Große Skepsis ist angebracht, wenn der Autor nun seine These einer "historischen Urzeugung" für die ganze Welt entwickelt. Er sieht das klimabedingte Abwandern der Awaren aus der Mongolei als Ursache weiterer Völkerwanderungen. Weil Pferde Dürren schlechter überstehen, müssen die Awaren 551 von den Türken vor völliger Vernichtung bewahrt werden. Im Jahr darauf stürzen die Türken die awarische Herrschaft und rotten dieses Volk aus; die Überlebenden fliehen 5.000 km in den Westen.

"Im Jahre 568 hatten die Awaren bereits ein neues Reich geschaffen [...] Das Gebiet war circa 2,6 Millionen Quadratkilometer groß" [48/51]. Ab 578 bedrohen sie Byzanz [56]. Wie sich das Reitervolk - dank des Vulkans - dermaßen erholt, übergeht der Autor, um lieber zu zeigen, dass die weitere Geschichte von Byzanz bis 1453 durch die Awarenbedrohung vorgegeben gewesen sei. Ebenso wird der Islam durch Klimaänderungen im Jemen (nach 535) zum Aufbruch gedrängt. Und die türkische Evolution geht genauso auf Konto des Vulkanausbruches.

"Während jedoch der mit den Awaren verbundene Wandel nur 150 Jahre bis zur vollen Entfaltung brauchte, nahmen die ebenso dramatischen Veränderungen in der türkischen Welt fast 1000 Jahre in Anspruch" [117],

womit Keys seinen Bogen weit ins 2. Jtsd. spannen kann. Aber seine Analyse der Spätfolgen geht noch weiter.

"Das moderne Indonesien ist daher letztlich das Endprodukt eines politischen Prozesses, der mit der Katastrophe im 6. Jahrhundert seinen Anfang nahm.

Man könnte sogar behaupten, daß die meisten anderen Länder Südostasiens ihr Entstehen ebenfalls dem Vulkanausbruch des Jahres 535 verdanken" [340].

Dieses Denken setzt sich durch alle Länder und Zeiten fort: Der Autor bringt eine Reihe von Tableaus, in denen die Folgen für verschiedene Regionen in Form von Flussdiagrammen dargestellt werden. Da begegnen dann unmittelbare Konsequenzen wie etwa für die türkische Welt: "Die Khasaren treten zum Judentum über", "Das Osmanische Reich dehnt sich aus und übernimmt das östliche Europa", "Gründung Bulgariens", "Das moderne Pakistan" [123]. Genau dasselbe - häufig mit unmittelbaren Spätfolgen bis in die Gegenwart - wird für Islam, Awaren und Byzanz [106], China [211], Japan und Korea [229], Mesoamerika [251] und Südamerika [298] aufgelistet. Wenn wie selbstverständlich alle weiteren Pestausbrüche bis 700 in Europa und Nahem Osten als direkte Folgen des Vulkans aufgelistet werden [30], dann könnten möglicherweise auch die Probleme mit der bundesrepublikanischen Gesundheitsreform auf den Ausbruch von 535 zurückzuführen sein.

Aber Spott beiseite. War das Geschehen von 535 wirklich *der* globale Wendepunkt? Immerhin hatten Clube, Napier und Baillie schon geschlos-

sen, dass Europa damals katastrophenthalber in den Dämmer der "dark ages" versank, dass bis hin nach China Hungersnöte wüteten und der Bestand der Zivilisation gefährdet war. Betrachten wir Byzanz:

Die Pestepidemie von 541-543 fordert dort laut zeitgenössischen Berichten allein in Konstantinopel bis zu 16.000 Tote an einem Tag! [25]. Weitere drei Epidemien finden noch unter Kaiser Iustinian I. (527-565) statt. In Verbindung mit den zwangsläufigen, klimabedingten Hungersnöten wäre dieses Reich zum 'todkranken Mann am Bosporus' geworden und von Awaren, Slawen und Persern, dann Arabern, Warägern, Bulgaren und Türken ausradiert worden.

Doch gerade Keys' Kronzeuge Prokop erzählt etwas ganz anderes. Iustinian kann vor wie nach 535 das alte römische Reich in weiten Bereichen - zwischen Euphrat und Ostspanien - noch einmal zusammenführen (das ostgotische Italien bis 540 und neuerlich bis 553, Spanien 554). Diese Kriege laufen völlig unbeeindruckt von irgend einer Weltkatastrophe. Gegen sie spricht auch die Bautätigkeit des Kaisers. Die Hagia Sophia in Konstantinopel wird am 27.12.537 eingeweiht, ist demnach gerade zu Zeiten des Klimasturzes gebaut worden. Die Kirche San Apollinare in Classe wird vor den Toren Ravennas von 534/536 bis 549 gebaut, quer durch die Pestzeit. Das Katharinenkloster am Sinai wird 537 gegründet und erhält zwischen 550 und 565 sein Apsismosaik. Neben diesen drei berühmten, heute noch bestehenden Kirchen baut Iustinian bis zu seinem Tode weitere Kirchen, Paläste und Verteidigungsanlagen, so dass ausgerechnet Keys' Weltuntergangszeit, "das 6. Jh. Zeit der Hochblüte für die Architektur Nordsyriens und Konstantinopels war" [Cyril Mango: *Byzanz*; Stuttgart 1986, 86].

Demnach trägt Keys monokausaler Ansatz - "Eine Naturkatastrophe verändert die Welt" laut Untertitel - nicht einmal für das 6. Jh., geschweige denn bis ins 20. Jh. So bedenkenswert seine Ausführungen zu dem "Crash" von 535 sind, so wertlos ist seine daran anknüpfende Geschichtsinterpretation, die Brücken über fast 1.500 Jahre schlägt. Manchmal müssen die Keime auch jahrhundertlang ruhen, wie bei den Kulturen in New Mexiko und am Mississippi: "Beide keimten im 10. und 11. Jahrhundert, die Saat aber wurde Mitte bis Ende des 6. Jahrhunderts gelegt" [264]. Detto bei den Mayas: Ein Machtwechsel von 562 führte rund 300 Jahre später zum Zusammenbruch ihres Reichs [253, 259]. Andernorts wirkten die Keime diametral: Die Moche im nördlichen Peru ertrinken in sintflutartigen

Regenfällen [278], während Nasca im südlichen Peru 30 Jahre Dürre verzeichnet [271] - beide Regionen an der Pazifikküste werden von jenem El Niño mit demselben Klima bedacht, der vulkaninduziert damals schwer zugeschlagen haben soll [279].

Bedenklich ist, dass er bei anderen Völkern die Spuren an seinem Fixdatum 535 geradezu eicht, so für Korea [213], das "das Vermächtnis der Einheit" bis ins 20. Jh. bewahrt [219], für Teotihuacan [244] oder für das peruanische Reich der Huari [284], das dann trotz 500 Jahren Diskontinuität den Impuls an die Inkas weitergab, der dann "sogar die Ankunft der Europäer überlebte und wichtigen Anteil an der Gestaltung des heutigen Südamerikas hatte" [287].

—

Wer einen wirklichen "Geschichts-Crash" erleben will, der greife (auf Empfehlung von Peter Hahn) zu Francesco Carotta. So unsinnig seine Fragestellung: "War Jesus Caesar?" wirkt, so viele überraschende Parallelen kann er als Antworten zwischen dem vergöttlichten Imperator und Gottes Sohn herausarbeiten. Inmitten einer unabsehbaren Literatur, die unermüdlich jedes Bibelwort auf der Goldwaage prüft, findet er einen ganz neuen Aspekt: In bisheriger Sicht hat sich der für den vergöttlichten Caesar posthum gegründete Kaiserkult rätselhafterweise verflüchtigt, in Carottas Sicht ist er zum christlichen Kult mutiert (worden).

Diese verwegene These hat einen ungenannten Vorläufer. Livio C. Stecchini hat bereits 1982 etwas Vergleichbares niedergeschrieben: "*The Passion of Jesus read as a Roman Tragedy*". Stecchinis Text, der Seneca als geistigen Urheber der Leidensgeschichte hervorhebt, ist möglicherweise nie als Buch erschienen (mir nur als PAF-Skript, herausgegeben von Jan N. Sammer, bekannt). Eine deutsche Übersetzung wäre nunmehr leichter vorstellbar.

"Mudur", der Himmelsdrache der Amur-Tungusen

Ältestes Zeugnis des Sintflutkometen ?

Heinrich P. Koch

I. Die "Bomben aus dem All"

Wer nachts mit dem Teleskop den Mond betrachtet oder auch die Nachbarplaneten der Erde, dem fällt sofort auf, dass ihre Oberflächen von unzähligen Kratern übersät sind. Es sind dies die Spuren zahlloser Einschläge großer und kleiner Himmelskörper, von Asteroiden und Kometen, die sich in Jahrtausenden hier unauslöschbar eingegraben haben. Auch die Erde hat das gleiche Schicksal erlitten, nur sind hier die Impaktzeichen selten so deutlich erkennbar, weil sie zum größten Teil im Laufe der Zeit durch Erosion und Subduktion längst wieder verschwunden sind.

Besonders spektakulär war ein Großimpakt vor rund 65 Mio Jahren, an der Wende von der Kreidezeit zum Tertiär (K/T-Grenze), auf der Halbinsel Yukatan, der den Chicxulub-Krater hinterlassen hat. Mit seinem 300 km Durchmesser ist dieser Impaktkrater übrigens einer der größten auf der Erde, vielleicht sogar im ganzen Sonnensystem. Jedenfalls hat dieser Einschlag resp. seine Folgen seinerzeit zum Aussterben der Dinosaurier geführt und zugleich das Feld bereitet für die Entwicklung und spätere Dominanz der Säuger, also auch für uns Menschen.

Heute sind etwa 150 Einschlagkrater auf der Erde registriert. Am besten bekannt, weil ausgezeichnet erhalten, ist der Barringer-Meteoritenkrater bei Flagstaff in Arizona, der durch einen Eisenmeteoriten vor rund 50.000 Jahren geschlagen wurde. Einer der jüngsten Treffer, der ebenfalls allgemein bekannt ist, ist der 1908 an der Tunguska in Sibirien erfolgte Impakt, der zwar große Zerstörungen in der Taiga, aber keinen sichtbaren Krater hinterlassen hat.

Großimpakte gab es wiederholt in der Erdgeschichte, und immer waren sie von einem Massensterben in der Tier- und Pflanzenwelt begleitet. Deshalb markieren diese Ereignisse stets den Übergang von einem zum nächsten Erdzeitalter. Für den jüngsten kosmischen Großimpakt vor rund 10.000 Jahren, an der Wende vom Pleistozän zum Holozän, haben wir den Namen "Sintflut-Impakt" gewählt [Koch 1998; 1999]. In diesem Fall sind die

Folgen des Einschlags nicht nur an den geologischen und paläontologischen Zeichen zu erkennen, sie sind auch in den weltweiten menschlichen Traditionen in Wort und Bild überliefert. Die allseits bekannte Sintfluterzählung der Bibel ist nicht der einzige Bericht über die gewaltige kosmische Katastrophe, die damals über die Menschheit hereinbrach, ganz ähnliche Flutsagen sind aus allen Erdteilen von vielen Völkern und Stämmen überliefert. Wir haben darüber in der erwähnten Monographie ausführlich referiert, und auch andere Autoren haben über diese Katastrophe eingehend publiziert [z.B. Bellamy, 1949; Muck, 1956; Tollmann, 1993].

Der Sintflut-Komet war bereits vorher in sieben (vielleicht sogar neun?) größere und mehrere kleinere Teile zerbrochen, genauso wie der Komet Shoemaker-Levy 9, der im Juli 1994 auf dem Jupiter einschlug und der vorher in 21 Fragmente zerfallen war. In diesem Fall konnte die Impaktserie von der Erde aus und vom Weltraum genau beobachtet werden [Fischer/Heuser, 1994]. Auch die Bruchstücke des Sintflut-Kometen gingen nach und nach auf der Erde nieder, während sie sich weiterdrehte, so dass die Teilimpakte so ziemlich über den ganzen Globus verteilt wurden. Eigenartigerweise fielen die größeren Fragmente alle ins Meer, nur kleinere Bruchstücke schlugen auch auf dem Festland ein. Zahlreiche kleinere Einschlagkrater, alle etwa gleich alt, hat man bei Morasko in Polen, bei Kallijärvi in Estland, bei Wabar in Saudi Arabien, in der Aounga Depression im Tschad, bei Odessa in Texas, bei Sithylenemkat in Alaska, bei Merewether in Labrador, am Rio Cuarto und am Campo del Cielo in Argentinien sowie bei Boxhole und Henbury in Australien gefunden. Auch die viel beachteten "Carolina Bays" im Südwesten der USA und die "Oriented Lakes" in Alaska sowie ähnliche Impaktstrukturen in Bolivien und in Sibirien sind Spuren von Serieneinschlägen aus dem Weltraum. Ob sie alle mit dem Sintflut-Impakt zusammenhängen, muss noch geklärt werden [Koch, 1999].

Der heftig umstrittene Felssturz von Köfels im Tiroler Ötztal, der ebenfalls für eine Folge des Sintflut-Impakts gehalten wird [Tollmann, 1993], könnte doch durch einen Kleinimpaktor verursacht worden sein, denn man hat dort inzwischen auch Schockminerale gefunden (sog. "shatter cones", untrügliche Anzeichen für kosmische Impakte!) [Surenian 1989; Zvonaric 1996]. Übrigens, was spricht dagegen, dass dieser Abbruch nicht etwa durch das gewaltige Impaktbeben ausgelöst worden ist, wie an so vielen anderen Stellen in den Gebirgen der Welt?



Abb. 1: Neolithische Petroglyphe aus Scheremetjewo am Ussuri im Fernen Osten Sibiriens

Die anfliegenden Fragmente des Kometen waren für die Augenzeugen der Steinzeit offenbar über längere Zeit gut sichtbar, und der Anblick muss sie in Furcht und Schrecken versetzt haben, wie aus den überlieferten Mythen und Sagen klar zu entnehmen ist. Das beweisen die zahlreichen anthropomorphen bzw. zoomorphen Umschreibungen des Geschehens. Es ist von feurigen, fliegenden Drachen und gefiederten Schlangen und ähnlichen Ungeheuern die Rede. In der altpersischen Sage ist es ein geflügelter Drachensterne, Tistar mit Namen, und in der nordgermanischen Edda der Feuerriese Surtr und die Midgård-Schlange. Der gewaltige Ase Muspel zückt ein feuriges Schwert, begleitet wird er von den Muspelsöhnen (offenbar die kleineren, weil noch weiter entfernten Fragmente). Es ist die Rede von brennenden Bergen, die ins Meer stürzten, oder von feurigen, rotierenden Kugeln oder Feuerbällen, zum Teil mit ein bis zwei "Hörnern" oder "Schwänzen" resp. schlangenartig gewundenen Fortsätzen. Ein großer gehörnter Fisch, der immens rasch wächst, ist es bei den Indern. Die Aufzählung könnte noch lange weiter fortgesetzt werden. Über den chinesischen Drachen als Symbol des Sintflut-Kometen wurde bereits ausführlich berichtet [Kristan-Tollmann, 1994].

II. Die Petroglyphen der Amur-Tungusen

Wir haben auf der Suche nach den frühesten bildlichen Darstellungen des Sintflut-Impaktors das wahrscheinlich älteste Abbild des geborstenen Kometen gefunden, und zwar in einigen Felsritzungen, sog. *Petroglyphen*, paläosibirischer Völker im Amur-Ussuri-Gebiet im Fernen Osten.

Spätestens seit dem Neolithikum haben die Paläosibirier bemerkenswerte Felszeichnungen geschaffen, die nicht bloß eine eigenartige frühe Kunst-richtung darstellen, sondern die uns auch ungeheuer wertvolle Überlieferungen aus grauer Vorzeit offenbaren. Ein immer wieder auftretendes Motiv ist der *Mudur*, der göttliche Himmelsdrache, eine larvenähnliche anthropomorphe Darstellung (Abb. 1), die ganz offenkundig die Erinnerung an den herannahenden Sintflut-Kometen bewahrt hat. Der Mudur steht in Verbindung mit Spiral- und Krummlinien-Ornamenten, der "Amurspirale" und dem "Amurgeflecht", welche die göttliche Schlange, ein anderes Symbol für den Kometen, versinnbildlicht. Diese Ansicht belegen eindeutig die Sagen und Mythen, die mit diesen Darstellungen verknüpft werden.

III. Die Schöpfer der Petroglyphen

Die sog. paläosibirischen Völker, die auch als "Paläoasiaten" bezeichnet werden, sind wahrscheinlich die Nachfahren der ersten Vertreter des *Homo sapiens* in Asien überhaupt. Ethnisch und anthropologisch sind sie mit den im äußersten Norden Amerikas lebenden Stämmen eng verwandt; daher wurden sie von Jochelson als *Sibirische Amerikaner* bezeichnet [Jochelson, 1928]. Zumindest für Teile davon wird eine Re-Emigration, von Amerika nach Asien, in Betracht gezogen, so etwa wie es eine Rückwanderung bestimmter Tierarten von der Neuen in die Alte Welt (z.B. das sibirische Wildschaf) gegeben haben soll. Auch die Bezeichnungen *arktische* und *hyperboräische Völker* (nach den "Hyperboräern" bei Herodot) kommen in der Literatur vor. Diese Ur-Asiaten sind im Zuge ständig abwechselnder ethnischer Wellen seit etwa 30.000 Jahren in den Riesenkontinent geströmt. Zu ihren Nachfahren zählen die rezenten Völker der Tungusen, Tschuktschen, Mandschuren, Keten, Jukagiren, Kamtschadalen, Korjaken, Giljaken und Golden sowie die Aleuten, Ainu und die sibirischen Eskimos.

Speziell die *Tungusen* bilden eine große Völkerfamilie, deren Verbreitungsgebiet heute vom Jenissei bis zum Bering-Meer reicht. Ihr prähistorisches Zentrum, ihre "Urheimat", hatten sie in der Gegend um den Baikalsee. Linguistisch gehören sie zur mandschu-tungusischen Sprachfamilie. Ethnisch zählen zu den zahlreichen Tungusen-Stämmen neben den eigentlichen *zentralen Tungusen (Ewenken)* noch die westlichen *Jenissei-Tungusen*, die *nördlichen Tungusen (Ewenen)*, die am Eismeer auf der Halbinsel Taimyr lebenden *Dolganen*, die allerdings von den türkischen Jakuten stark assimiliert sind, ferner die *Amur-Tungusen* (Golden, Oltschen, Orotschen, Oroken u.a.; von tungus. oro = Rentier), die *mandschurischen Tungusen* und die im Norden von Kamtschatka lebenden *Lamuten*.

Die *Golden*, Eigenbezeichnung: *Nanai*, sind ein besonders begabtes Volk am unteren Amur und Ussuri, beiderseits der Grenze zu China, in der Region Chabarowsk resp. in der chinesischen Provinz Hailongjiang. Heute sind sie allerdings einem starken russischen bzw. chinesischen Assimilierungsdruck ausgesetzt. Auf ihrem Gebiet sind die reichsten Kulturdenkmäler, Felszeichnungen aus der Jungsteinzeit, erhalten geblieben. Es ist das stets wiederkehrende Drachentmotiv des Mudur und die hochentwickelte, komplizierte Ornamentik, die damit verbunden ist.

IV. Die Urmythe der Tungusen

Es ist der bei (nahezu) allen paläosibirischen Völkern stets wiederkehrende "Urmythos von den drei Sonnen", und der geht so: In ferner Zeit standen einmal drei böse Sonnen am Himmel, die in einer gewaltigen Feuerspur, einem alles vernichtenden Waldbrand, Tod und Vernichtung über die Erde brachten. Von der Hitze, so heißt es, wurden sogar die Steine weich, dass die Vögel, wenn sie darauf traten, Abdrücke ihrer Krallen hinterließen. Der legendäre Held Boa-Enduri zerstörte zwei von den Sonnen (= zwei Fragmente des Kometen) durch Pfeilschüsse, die dritte (= die echte Sonne) verfehlte er. Die Splitter und Trümmer der bösen Sonnen verteilten sich als Sterne über das ganze Firmament. Erde und Wasser kochten in der Glut, schließlich wurde die ganze Erde von Wasser bedeckt. Danach verschwand der Himmels- oder Wasserdrache vom Firmament, und seither lebt er verborgen im Sumpf oder unter Wasser weiter. Auch das "Tauchermotiv" erscheint hier: Drei Schwäne holen Erde vom Grunde des Wassers, das sieben Tage (vgl. die biblische Sintflut!) alles Land bedeckte, worauf der Boden wieder fest wurde. Hier ist ganz offenkundig die kosmische Impakt-katastrophe überliefert.

Es gibt unzählige Varianten dieser Sage von den drei Sonnen bei den einzelnen paläosibirischen Völkern. In einer anderen Quelle ist die Rede von den ersten drei Menschen auf der Erde, dem Mann namens Karo, seiner Frau Dschultscha und ihrer Tochter Maniltschi. Anderswo sind es Bruder und Schwester, Chodai und Mjamendi, welche die Träger der Handlung sind. Die drei ersten Menschen sagten: Man kann nicht leben, es ist zu heiß. Dann gruben sie eine Höhle und versteckten sich darin. Kado erschlug erst eine Sonne mit einem Stein; bei der zweiten traf er daneben; und die dritte schoss er ab. Nachdem die bösen Sonnen weg waren, wurden die Steine [wieder] hart. [Neu] geborene starben vor Hitze..., später vor Kälte... Auf der Erde häuften sich die Leichen, doch man konnte sie nicht begraben, weil es noch keinen Schamanen gab. Mamiltschi sprach: Es gibt zu viele Menschen, es wird kein Platz sein für sie [alle], ich möchte sterben [Laufer 1899].

Wenn unsere Deutung des Mudur und der Urmythe richtig ist (und für uns besteht daran kein Zweifel!), dann haben wir in diesen Petroglyphen *die älteste bildliche Darstellung des Sintflut-Kometen* vor uns. Das "Gesicht" mit Augen und Mund (Okladnikow spricht von einer affenähnlichen Larve,

Maske oder Fratze) ist in Wirklichkeit die Wiedergabe der drei Sonnen der Urmythe. Die "Nasenlöcher" sind ganz offenkundig später hinzugefügt worden, denn sie sind deutlich weniger erodiert als die übrigen Elemente der Zeichnung [Okladnikow, 1974].

Die Kreise oder Spiralen auf den Felsbildern sind eigentlich die Fragmente des Kometen. Das Auseinanderbrechen des Sintflut-Kometen in mehrere Teile vor dem Impakt könnte im Osten des Kontinents direkt zu sehen gewesen sein, so wie der Einschlag im Chinesischen Meer. Die das ganze "Antlitz" strahlenförmig umgebenden geraden Striche oder Auswüchse, die von den Archäologen als Haare und Bart oder als Stacheln gedeutet wurden, sind tatsächlich nichts anderes als die Strahlen der "bösen Sonne". Das ganze Gesicht ist die Darstellung des Kometen vor dem Bersten, die Fragmente sind noch in den Kometen integriert. Es ist dies die synoptische Lösung für mehrere zeitversetzte Vorgänge in *einem* Bild. Sozusagen die Teilmengen in einer Gesamtmenge - Mengenlehre in der Steinzeit! Erst als die ursprüngliche Kenntnis der Details verloren ging und die Sinnhaftigkeit der Graphik eine neue Interpretation erforderte, wurde daraus ein mythologisches Antlitz mit geänderter Bedeutung [Koch 1998; 1999].

V. Ein neuzeitliches Analogon zur Mudur-Petroglyphe

Einen zusätzlichen Beweis für unsere Deutung des ursprünglichen Sinnes der in Abb. 1 gezeigten steinzeitlichen Petroglyphe liefert uns - ein paar tausend Jahre später! - der Professor für Mathematik und Astronomie in Ingolstadt, Johann Baptist Cysat (1580-1637), ein aus Luzern in der Schweiz gebürtiger Jesuit. Der Astronom beobachtete im Dezember des Jahres 1618 - am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges! - etwa zwei Wochen lang einen damals gerade sichtbaren Kometen und dessen Zerfall in mehrere Fragmente. Er hat uns darüber eine ausführliche Beschreibung mit mehreren Zeichnungen des Himmelsphänomens hinterlassen [Cysat 1691]. Das Bild über den Zustand des Kometen am 8. Dezember 1618 (Abb. 2) gleicht frappierend der Petroglyphe aus der Steinzeit!

Das Muster der konzentrischen Kreise und Spiralen stellt nicht nur das Grundmotiv der neolithischen Felszeichnungen dar, es ist auch das Grundrepertoire der gesamten fernöstlichen Ornamentik und ein Wesensmerkmal der zeitgenössischen Volkskunst im Osten Sibiriens überhaupt. Selbst bei den Ainu ist die Volute, Spirale und Wellenlinie in der ornamentalen Kunst erhalten geblieben. Die Motive werden noch heute zur Verzierung von

8. Dec.

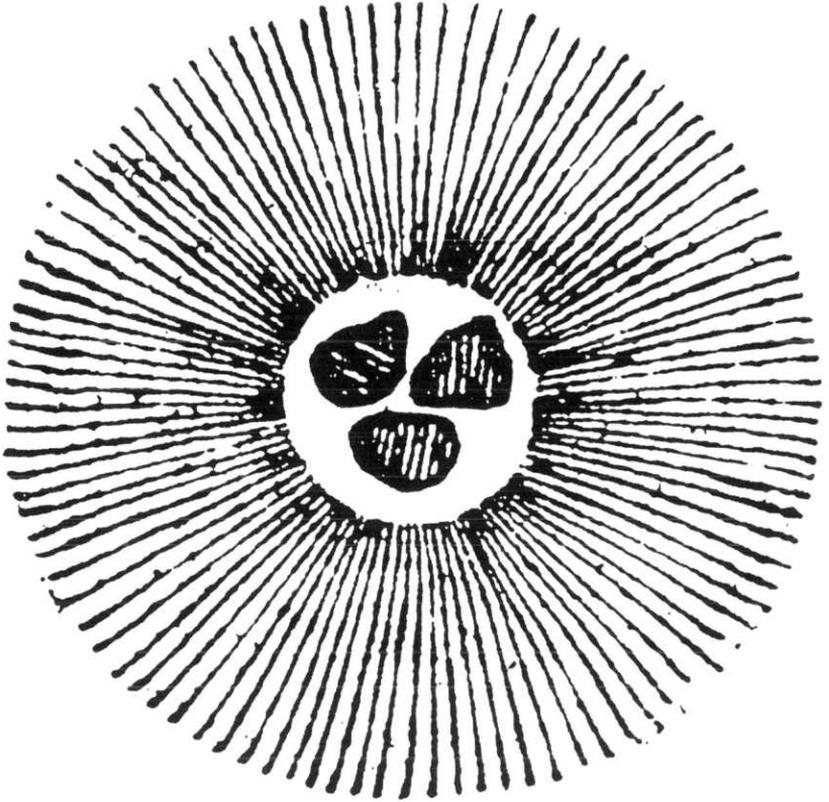


Abb. 2: Zustand des "Kometen von 1618" am 8. Dezember 1618 nach dem Bericht des Mathematikprofessors und Astronomen Johann Baptist Cysat aus Ingolstadt.

Kleidungsstücken, Gegenständen des täglichen Gebrauches, von Zelten und Häusern, u. dgl. mehr benutzt.

Ergänzend dazu muss noch auf ein ähnliches Motiv hingewiesen werden, welches zum Beispiel auf Teppichen, chinesischen Seidenstoffen und anderen geknüpften oder gewebten Textilien in Europa, Asien, Afrika und Südamerika vorkommt. Auch hier dürfte die Erinnerung an die große kosmische Katastrophe in der Darstellung verschiedener Himmelserscheinungen wie Sterne, Kometen, Meteore, Blitze, Wolkenbänder u. dgl., oder von mythischen Gestalten wie Drachen, Schlangen, etc., sowie von abstrakten Ornamenten (z.B. das Hakenkreuz als isoliertes Motiv oder in langen Serien) Pate gestanden haben [Mikolasch 1994].

Neben dem Urmythos von den drei bösen Sonnen ist in dem fernöstlichen Sagenkreis auch noch die Mythe von der Welterschöpfung durch tauchende Wasservögel, die Erde vom Grund heraufholen, und die Sage vom Weltenbaum, der das Firmament über der Erde trägt, verbreitet, die auch in der Tradition der ural-altaischen Völker zu finden ist. Als weiteres Sujet ist die große Schlange, die hier als mächtiges und wohltätiges Wesen aufgefasst wird, im Weltbild der Amur-Stämme zu finden. Darstellungen von kanu-artigen Booten, die im Leben eines Fischervolkes natürlich eine bedeutende Rolle spielen, sind ebenfalls vorhanden. Schon auf den alten Felsbildern sieht man mit Menschen vollgestopfte Boote - vielleicht waren das die Rettungsboote während der großen Flut?

Wer sich vielleicht darüber wundert, dass die ostsibirischen Mythen stets nur von *zwei* bösen Sonnen sprechen, die "abgeschossen" wurden (die dritte, die wahre Sonne blieb natürlich am Himmel erhalten), während die Erzählungen der meisten anderen Völker von *sieben* oder gar *neun* solchen "Sonnen" berichten, dem sei gesagt, dass in dieser Weltgegend wahrscheinlich nur zwei Teilimpakte, vielleicht im Chinesischen Meer und im südlichen Pazifik vor Australien, wahrgenommen wurden. Die weiter entfernten Einschläge im Nord- und Süd-Atlantik, Indik und nördlichen Pazifik entgingen der Aufmerksamkeit der lokalen Beobachter [Tollmann, 1993]. Und noch etwas: Die Tatsache, dass die Erzählung nach so langer Zeit (immerhin 300-400 Generationen!) die Abfolge der Ereignisse nicht ganz korrekt wiedergibt, ist nicht verwunderlich. Streng genommen erfolgte der "Abschuss" zuerst, dann brach der Weltbrand aus und zuletzt kam die Flut über das weite Land. Das tut aber der Glaubwürdigkeit der Erzählung keinen Abbruch.

VI. Wann fand die kosmische Katastrophe statt?

So einhellig die Meinung der Experten darüber ist, dass eine große, weltweite kosmische Katastrophe an der Wende vom Pleistozän zum Holozän, oder wenn man will am "Ende der Eiszeit", stattgefunden hat, so divergierend sind gleichzeitig die Ansichten über den exakten Zeitpunkt des Ereignisses. Die Indizien sind eindeutig, die Datierung lässt zu wünschen übrig.

Die ältesten Spuren liegen 12-10.000 Jahre zurück. Ungefähr um 11.500 BP (BP = before present) ist eine massive Klimaänderung auf der Erde eingetreten, wie aus den geologischen und paläobiologischen Befunden abgeleitet werden kann. Weitere eindeutige Indizien für ein gewaltiges kosmisches Ereignis liegen für die Mitte des achten vorchristlichen Jahrtausends vor. Die Analyse von Eisbohrkernen aus Grönland, Kanada und der Antarktis, die Sedimente am Festland (Warven-Chronologie!) und aus Tiefseebohrungen, die Ergebnisse der Dendrochronologie und der Palynologie und andere Befunde, vor allem aber der "Faunenschnitt" (Aussterben von ca. 50 Großsäugerarten, darunter das Mammut), deuten auf eine Megakatastrophe um 9.500 BP (oder 7.500 v.Chr.) hin. Wir haben uns diesen Argumenten [Tollmann 1993] für die Datierung des Sintflut-Impaktes angeschlossen, weil sie am glaubhaftesten sind [Koch 1998].

Zahlreiche weitere Vorschläge für eine spätere Einordnung des "Sintflut"-Geschehens betreffen praktisch alle nachfolgenden Jahrtausende bis zur Zeitenwende, sie sind aber vorwiegend spekulativer Art und durch geologische und/oder archäologische Funde nur schlecht belegt. Der Neokatastrophist Velikovsky wollte das Großereignis ins fünfzehnte bzw. ins achte vorchristliche Jahrhundert verlegen, wohl um mit den Aussagen der Bibel im Einklang zu bleiben [Velikovsky 1953]. Der britische Astrophysiker Fred Hoyle geht sogar soweit, alle 1.600 Jahre - beginnend um 10.700 v.Chr. bis hin zum nächsten zu erwartenden Termin um das Jahr 2100 n.Chr.! - einen kosmischen Impakt anzusetzen [Hoyle 1997]. Wir können und wollen hier die mannigfachen Spekulationen nicht wiederholen; sie sind übrigens an anderer Stelle ausführlich referiert [Koch 1999].

Über eines sind wir uns jedoch klar, und auch einig: Die Chronologie der Vor- und Frühgeschichte der Menschheit, und auch die unseres Planeten insgesamt, bedarf dringend einer Überprüfung und Neuordnung, so wie das bereits mehrfach von den Herausgebern und von einzelnen Mitarbeitern der *Zeitensprünge* gefordert worden ist [Menting 1999; Blöss/Niemitz 1998;

Heinsohn 1996; Illig 1988]. Was den Zeitpunkt des Sintflut-Impaktes anbelangt, so könnte es durchaus sein, dass dieses Ereignis aus mehreren Einzelimpakten der Bruchstücke eines Riesenkometen (Komet Encke?) bestanden haben könnte, zu verschiedenen Zeitpunkten übrigens, und eventuell in Abständen von mehreren Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten oder sogar Jahrtausenden! Das heißt nichts anderes, dass uns eine solche "Bombe aus dem All" jederzeit wieder treffen kann.

VII. Schlussbetrachtung

Kommen wir zum Schluss nochmals auf unser eigentliches Thema, der Himmelsdrachen der Amur-Tungusen, zurück! Die europäischen Forschungsreisenden des 17. bis 19. Jhs. haben die Paläoasiaten zumeist als "geschichtslos" und als zu keiner eigenständigen kulturellen und zivilisatorischen Leistung fähig eingestuft. Dabei leben die "Ursibirier" seit mindestens 15 - 20.000 Jahren im Fernen Osten des Kontinents, in dem riesigen Gebiet vom Baikalsee bis zum Stillen Ozean, und sie haben dort seit dem Mesolithikum einen progressiven Entwicklungsprozess durchgemacht - bis sie von den Europäern (Russen) unterworfen und ihrer Eigenart nahezu völlig beraubt wurden. Der "Europazentrismus" der russischen Ethnologen wurde inzwischen von den Chinesen weitergeführt und durch einen um nichts besseren "Chinazentrismus" ersetzt. Galt vorher die Anschauung, dass jegliche Kultur aus Europa importiert sei, so ist jetzt jedwede Kulturleistung der Sibirier von China entlehnt. Das ist grundfalsch, wie zum Beispiel der russische Archäologe Alexej Pawlowitsch Okladnikow überzeugend dargelegt hat.

Für den Verfasser besteht keine Möglichkeit, die Petroglyphen an Amur und Ussuri persönlich in Augenschein zu nehmen. Deshalb soll dieser Bericht zugleich die Aufforderung sein an die Geologen, Paläontologen und Prähistoriker, das betreffende Gebiet neuerlich auf die frühen Spuren des Sintflut-Impakts hin zu untersuchen.

Literatur

- Bellamy, H.S. (alias Hans Schindler, 1949): *Moons, myths and man. A reinterpretation*; London
- Blöss, Christian/ Niemitz, H.-U. (1998a): "Die schwedische Warwenchronologie. Kritik der Alterbestimmungsmethoden für das Quartär (I)"; in *ZS X (2)* 320

- Blöss, Christian/ Niemitz, Hans-Ulrich (1998b): "'Postglaziale' Warwchronologien. Kritik der Altersbestimmungsmethoden für das Quartär II"; in *ZS* X (3) 388
- Cysat, Johann Baptist (1681): *Mathemata astronomica de loco, motu, magnitudine et causis cometae, qui sub finem anni 1618 et initium anni 1619 in coelo subsit*; Ingolstadt
- Fischer, Daniel/ Heuseler, Holger (1994): *Der Jupiter Crash*; Basel
- Heinsohn, Gunnar (21996): *Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit*; Gräfelfing
- Hoyle, Fred (1997): *Kosmische Katastrophen und der Ursprung der Religion*; Frankfurt/M.
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*; Frankfurt/M.
- Jochelson, Waldemar (1928): *Peoples of Asiatic Russia*; New York
- Koch, Heinrich P. (1998): *Der Sintflut-Impakt*; Frankfurt/M.
- (1999): *The Diluvian Impact* (i.V., 2. erw. Auflage)
- Kristan-Tollmann, Edith (1994): "Der chinesische Drache - Symbol des Sintflut-kometen"; in *Star Observer* (2) 20-27
- Lauer, Berthold (1899): *Petroglyphs on the Amur*; in *Amer. Anthropologist* NS 1, 746-750
- Menting, Georg (1999): "Tod und Leben großer Säuger. Überlegungen zum Aussterben der pleistozänen Megafauna"; in *ZS* XI (1) 7-36
- Mikolasch, Hans-Peter (1994): "Textile Muster als Katastrophenerinnerung"; in *VFG* VI (4) 99-115
- Muck, Otto Heinrich (1956): *Atlantis. Die Welt vor der Sintflut*; Olten
- Okladnikow, Alexej Pawlowitsch (1974): *Der Mensch kam aus Sibirien. Russische Archäologen auf den Spuren fernöstlicher Frühkulturen*; Wien
- Surenian, Rouben (1989): "Scanning electron microscopic study of shock features in pumice and gneis from Koefels (Tyrol, Austria)"; in *Geol. Paläont. Mitt.*, Innsbruck XV 135-143
- Tollmann, Alexander & Edith (1993): *Und die Sintflut gab es doch. Vom Mythos zur historischen Wahrheit*; München
- Velikovskiy, Immanuel (1953): *Earth in upheaval*; New York (deutsch 1980: *Erde in Aufruhr*, Frankfurt/M.)
- Zvonaric, S. (1996): "Shatter cone - Köfels (Tirol, Austria)"; in *Int. Workshop Postojna*, Abstracts, 104-106; Ljubljana

Univ.-Prof. DDr. Heinrich P. Koch, A-1090 Wien, Althanstraße 16

Wortspiele

Andreas Birken

Unsere Umgangssprache ist für die Wissenschaft in vielen Bereichen zu unpräzise. Um dem abzuweichen schaffen sich die Wissenschaftler eine Fachsprache, mit deren Hilfe sie sich blendend verständigen und Nichtfachleute blenden können. Aber nicht nur Wissenschaftler verfahren so, auch Handwerk und Technik bedienen sich dieses Verfahrens. Oft werden dabei aber auch Wortblüten, Scheinblüten und Scheinfrüchte produziert, über die sich dann Sprachpuristen amüsieren können. Das Problematische daran ist, dass viele Wissenschaftler Mühe haben, sich der Öffentlichkeit in verständlicher Form mitzuteilen. Noch problematischer ist aber, dass auch die Vertreter der verschiedenen Disziplinen - die "gebildeten Laien", vulgo Dilettanten, eingeschlossen - manchmal Schwierigkeiten haben, sich untereinander zu verständigen. Das zeigte sich auch bei dem diesjährigen Treffen der Autoren und Abonnenten der *Zeitensprünge* in Paderborn (Karl sei Dank!). Hierzu zwei Beispiele:

1. Georg Menting stellte in einem überaus publikumswirksamen Vortrag neuere Ergebnisse aus der Wissenschaft der Biologie vor, die ergeben hätten, dass die Annahme Darwins und der Neodarwinisten falsch sei, dass Jahrmillionen nötig sind, um neue Arten entstehen zu lassen. Bei der Erforschung der Buntbarsche der ostafrikanischen Seen habe man nämlich herausgefunden, dass in historischer Zeit seit dem letzten teilweisen oder völligen Austrocknen dieser Seen vor wenigen Tausend oder gar wenigen Hundert Jahren 2.000 verschiedene Arten entstanden seien, die sich in Aussehen, Körperbau, Ernährungsweise usw. zum Teil stark unterscheiden. Die Unterschiede sind erheblich größer als bei den berühmten Darwin-Finken. Jederman war begeistert von dieser geradezu katastrophischen Evolutionsexplosion. Darwin ist tot!

Im Laufe der Diskussion stellte sich dann allerdings heraus, dass die Biologen den Begriff der Art zwischenzeitlich - also seit die Zuhörer ihren Biologieunterricht hatten - neu definiert hatten. Weil die Zuhörer das aber nicht wussten, kam es zu Missverständnissen. Das gängige Verständnis von "Art" (species) geht ja nicht zuletzt davon aus, dass Individuen dann zu einer Art gehören, wenn sie fruchtbare Nachkommen produzieren können (genauer: dies unter natürlichen Bedingungen tun, also eine Fortpflanzungs-

gemeinschaft bilden). Im bisherigen Verständnis sind ja Pferde und Esel unter anderem deshalb als verschiedene Arten aufzufassen, weil bei der Kreuzung unfruchtbare Maulesel und Maultiere entstehen (vereinfacht gesagt).

Nun wurde uns aber erläutert, dass dies bei den Buntbarschen keineswegs der Fall sei. Zwar würden sich die Weibchen aufgrund gewisser sexueller Präferenzen nicht mit Männchen verwandter Arten paaren, weil die das "falsche" Aussehen oder ein ebenso "falsches" Verhalten aufwiesen, aber dennoch käme es vor; wobei dann offenbar wieder neue "Arten" entstehen. Und offenbar verschwinden viele Buntbarscharten genauso schnell wieder, wie sie entstanden sind. Nach dem herkömmlichen Begriff der Art hätte man auch zu der Analyse kommen können, dass der Buntbarsch eine außerordentlich variable Art mit großem Formenreichtum ist, die sich innerhalb weniger Generationen an veränderte Umweltbedingungen anpassen kann. Für diese hohe Variabilität und Anpassungsfähigkeit wurde auch eine Theorie angeboten: Die Buntbarsche werden durch eine "überzählige" Gensequenz in der DNS so wunderbar wandlungsfähig.

Nun mag es gute Gründe geben, einen Begriff neu zu definieren. Nur muss dies dem Publikum auch mitgeteilt werden, damit eine Diskussion möglich ist. Nicht möglich ist es allerdings, mit einem derartigen Verfahren Darwin zu widerlegen. Dies sei hier mit Hilfe einiger einfacher mathematischer Formeln verdeutlicht:

Wissenschaftler Einstein definiert $A = 1 X$ und $B = 2 X$ und folgert $A + B = 3 X$. Nun definiert Wissenschaftler Zweistein B neu und sagt: $B = 3 X$. Daraus ergibt sich $A + B = 4 X$. Damit ist bewiesen, dass Einstein mit seiner Behauptung, $A + B = 3 X$, irrt. Oder doch nicht?

2. Hans-Ulrich Niemitz berichtete zum Thema "Stand der Diskussion über den Gesellschaftsvertrag" über neuere Ergebnisse aus dem Kreis der Soziologen. Dabei tauchte er tief in Staatsrecht und Geschichte ein. Auch hier stießen wir wieder auf den Umstand, dass Begriffe neu definiert wurden. Wiederum sei zugestanden, dass es für Neudefinitionen gute Gründe geben mag. Im Falle der Soziologen ist dies aber besonders heikel. Denn diese Wissenschaft zeichnet sich nicht in erster Linie dadurch aus, dass sie einen eigenen Gegenstand hat, sondern eigene Fragestellungen. Die Gegenstände Staatsrecht und Geschichte z.B. sind aber von Juristen und Historikern seit Jahrhunderten beackert worden, wobei zahlreiche Definitionen entwickelt wurden. Wenn nun die Soziologen neue Definitionen verwenden, ist es um

so dringender, dies dem Publikum rechtzeitig mitzuteilen. Wenn man das nicht tut, erzeugt man eher Verwirrung als Verständnis. Geradezu verblüfft war zumindest ich über folgenden neuen Lehrsatz:

"Es gibt keine Verträge zwischen Staaten, weil Verträge 1. nur zwischen Personen geschlossen werden können und 2. mit Sanktionen bewehrt sein müssen."

Es mag nun - ich wiederhole mich - gute Gründe dafür geben, das Wort "Vertrag" neu zu definieren. Die von Niemitz vorgestellten Wissenschaftler waren offenbar der Meinung, dass der bisherige Begriff zu allgemein für die Zwecke ihrer Analysen sei und man zu unterscheiden habe zwischen Verträgen zwischen Personen oder Staaten und solchen mit oder ohne Sanktionen. Es hätte nun nahe gelegen zu unterscheiden z.B. zwischen Individual- und Kollektivverträgen und Sanktions- und Nichtsanktionsverträgen. Statt dessen hat man sich dazu entschieden, den Begriff so zu definieren, wie oben vorgestellt. Alles was nicht dieser Definition entspricht, ist dann kein Vertrag. Das Verfahren ist durchaus logisch zulässig, aber es erschwert die Diskussion nicht unerheblich.

Der vorgestellte Lehrsatz allerdings enthält auch einen logischen Fehler. Er ist nämlich nicht nur Definition, sondern enthält auch eine Analyse: "Zwischenstaatliche Abkommen, die von den Juristen als Verträge bezeichnet werden, enthalten niemals Sanktionen." Diese Behauptung ist nun anhand von Beispielen leicht zu widerlegen:

- In früheren Zeiten wurden Friedens- oder Waffenstillstandsverträge oft dadurch gesichert, dass Geiseln gestellt wurden. Bei Vertragsbruch wurden die Geiseln getötet.
- Der Vertrag über die Gründung der europäischen Währungsunion verpflichtet die Unterzeichnerstaaten zu einer stabilitätsorientierten Haushaltspolitik. Bei Verstoß sind happige Geldstrafen fällig.
- Die UN-Charta verbietet den Angriffskrieg. Bei Verstoß können gegen den Friedensbrecher Sanktionen verhängt werden, die bis hin zu Waffengewalt reichen.

Was lehrt uns das alles? Bei interdisziplinären Gesprächen wie unter *Zeitenspringern* ist ein gemeinverständlicher Begriffsapparat einzusetzen, denn die Sprache ist eine Quelle der Missverständnisse.

P.S. Ohne Karl hätten wir uns in Paderborn nie getroffen. Daraus folgt: Karl lebt! Jahrhundertealte Mythen entfalten noch heute ihre Wirkung.

Fuld im Fall der Fälschung

Rezension von Heribert Illig

Werner Fuld: *Das Lexikon der Fälschungen. Fälschungen, Lügen und Verschwörungen aus Kunst, Historie, Wissenschaft und Literatur*; 1999, 309 S.

Lug und Trug, wohin man schaut. Wer vermöchte es, all jene mehr oder weniger unfrommen Betrügereien zu überschauen und übersichtlich zusammenzustellen, die in die Geschichte eingegangen sind oder gar selbst Geschichte machen wollten? Umfassen nicht allein die Protokolle des Münchner Kongresses von 1986 über mittelalterliche Fälschungen 3.730 Seiten?

Der Autor und Literaturkritiker Werner Fuld hat sich unverdrossen an diesen Berg von Fälschungen gewagt, der sich keineswegs aufs Mittelalter beschränkt, waren doch gerade das 19. wie das 20. Jahrhundert Hochzeiten der professionellen Fälscherei.

In seiner knappen Einleitung nimmt Fuld gleich Abschied von einem Mythos: vom antizipatorischen Charakter absichtsloser Fälschungen, den Prof. Horst Fuhrmann erfunden und in die Lehrbücher gebracht hat: "Keiner fälscht, was nicht verlangt und benötigt wird" [7].

So verfolgt Fuld den Ersatz von Originalen durch restaurierte, rekonstruierte und frei erfundene Machwerke:

"Je weniger es dem Menschen möglich ist, ein identisches, kohärentes Leben zu führen, desto heftiger erwartet er es von den Dingen. Die Verluste, die er selbst erleidet, ohne sich ihrer bewußt zu werden, müssen durch Herstellung von Tradition ausgeglichen werden" [8].

Gerade unser ausklingendes Jahrhundert

"hat vor allem einen Typus hervorgebracht, der in der Komödie der Fälschungen unverzichtbar geworden ist: Neben die listigen Betrüger und die einsichtigen Betrogenen tritt nun der Narr, der Sklave seines Wissens und Herr der Irrtümer — der Experte. Da er glaubt, als einziger die Wahrheit erkennen zu können, ist er am leichtesten zu täuschen. Experten sind Spezialisten, deshalb produzieren geschickte Fälscher genau jene Wahrheiten, die in deren verengte Perspektive passen" [9].

Damit eröffnet Fuld einen Reigen, der seinen Leser mit gelegentlich salztrockener Ironie durch Kunst, Geschichte, Wissenschaft und Literatur führt. Ich kann Dr. Gert Zeising's Empfehlung unbedenklich an die Leser dieser Zeitschrift weitergeben.

Um aus dem bunten Fälschungsstrauß ein kleines Teilgebiet präsentieren zu können, liste ich jene 'Verunechtungen' auf, mit denen eigenen nationalen Wurzeln vorteilhaft auf die Sprünge geholfen werden sollte.

Albaner: Giammaria *Biemmi* (1708-1778) erfindet den Mythos Skanderbeg als Nationalheros der Albaner. Isakender-Begh hat zwar tatsächlich - von ca. 1405 bis 1468 - gelebt, aber sein Befreiungskampf gegen die Türken konnte mangels Quellen beliebig überhöht werden.

Christen: Der Apostel Jacobus hat eine eigenhändig geschriebene Offenbarung hinterlassen, die im 15. Jh. ausgegraben worden ist. Ihr Herausgeber *Aldrete* konnte allerdings keine überzeugende Erklärung geben, warum sie in neuem Spanisch abgefasst war.

Das Stichwort "Konstantinische Schenkung" bringt Hinweise auf die Erfälschung des Kirchenstaats und manch andere mittelalterliche Fälschung.

Deutsche: Indem sie ihre wahren Quellen - historische Bücher und Zeitschriften aus dem 19. Jh. - verschleierten, lieferten die Brüder *Grimm* dem deutschen Volk seine "erfundene Tradition der Märchen und Sagen".

Finnen: "Das finnische Nationalepos Kalevala ist keine authentische Überlieferung aus der Frühzeit, sondern ein literarisches Konstrukt des finnischen Arztes Elias *Lönnrot* (1802-1884)". Seine Schöpfung von 1835 hatte ausschlaggebende Bedeutung für die finnische Schriftsprache.

Franken: Johannes *Trithemius* (1462-1516) erfand einen Mönch Megenfrid, der die erfundene Hirsauer Chronik geschrieben haben sollte. Weiter erfand er Hunibald, einen Zeitgenossen Chlodwigs im 5. Jh., und mit ihm die von ihm verfasste älteste Chronik der Franken ("*De origine et gestis Francorum*"). Schließlich sollte er der Bitte Kaiser Maximilians entsprechen, die Genealogie des Hauses Habsburg mit Troia zu verknüpfen.

Friesen: Auch an der Nordsee wurde nach Vergangenheit gesucht. Als sich die Familie over de Linden mit Hilfe der Ura-Linda-Chronik eine bis

ins -3. Jahrtausend zurückgreifende Geschichte schuf (1872), war das ein sofort als Honoratiorenscherz erkannter Ulk. 1933 publizierte Herman Wirth den Text als germanisches Ahnenerbe erneut; nach kurzer Freude verwarfen ihn aber die Nazis als ungermanische Fälschung, widersprach doch das pazifistische friesische Matriarchat dem Führerprinzip.

Germanen: Der altgermanischen Goldschmiedekunst wurde auf die Sprünge geholfen, indem 1937 eine *gotische Adler-Fibel* auftauchte, die das Germanische Museum in Nürnberg als zentrales Werk ankaufte. Sie wurde als Fälschung entlarvt und ist im Krieg verschwunden.

Italiener: Der aus einer angesehenen Familie stammende Curzio *Inghirami* (1614-1655) "gab einen Band mit etruskischen Urkunden heraus, die Aufschlüsse über die Frühgeschichte Roms enthielten". Der angeblich bei Volterra ausgegrabene Fund war allerdings auf gestempelttem Hadernpapier niedergeschrieben.

Österreicher: Chrysostomus *Hanthaler* (1690-1754) erfand als Stiftsbibliothekar und Subprior des Zisterzienserklosters Lilienfeld die Frühgeschichte Österreichs für das 11. und 12. Jh. Er schrieb drei Chroniken, die 1742 und 1747 veröffentlicht wurden und erst Ende des 19. Jhs. vollständig als Fälschungen entlarvt wurden.

Phönizier: Der Bremer Theologiestudent Friedrich Wagenfeld (1810-1846) schrieb Philons verlorene Übersetzung der neun Bücher von *Sanchuniaton*, in denen selbiger die Geschichte der Phönizier noch vor dem Krieg um Troia mitgeteilt haben sollte. Die Hahnsche Verlagsbuchhandlung, die noch heute Bände der "Monumenta Germaniae Historica" ediert, brachte 1835 den Text heraus, der von Karl Otto Müller zwei Jahre später entlarvt wurde.

Russen: Der Philologe Karl Benedikt *Hase* (1780-1864) erfand eine "Frühgeschichte Russlands, angeblich aus gotischen Quellen stammend und älter als jeder bekannte Text zuvor", schrieb sie in Griechisch, übersetzte sie ins Lateinische und edierte und kommentierte sie. Das Machwerk wurde erst 1971 als Fälschung erkannt.

Schotten: James Macpherson (1736-1796) gab 1760 die Schriften von *Ossian* heraus, die den keltischen Schotten des 3. Jhs. Leben verliehen und dementsprechend von königstreuen Briten bekämpft wurden. Es handelt sich teils um veritable Fälschungen, teils auch um freie Bearbeitungen früher Überlieferungen.

Tschechen: Die *Königinhofer Handschrift* wurde von Václav Hanka und Josef Linda gefälscht und 1819 herausgegeben, um mit böhmischen Heldenliedern und Gedichten aus dem 9. bis 14. Jh. die Eigenständigkeit einer tschechisch-slawischen Kultur zu belegen. Palackis populäre *„Geschichte von Böhmen“* baute 1836 darauf auf. Die Fälschung wurde auch im 20. Jh. von manchen als echt reklamiert.

Die inhaltliche Breite lässt sich durch sieben sukzessive Stichworte verdeutlichen: Der am Beginn der Oktoberrevolution aktive Panzerkreuzer *Aurora* ist längst durchgerostet und für die Touristen durch einen Neubau ersetzt — *Australien* und die imaginäre Reise eines fiktiven Begleiters von Francis Drake — Die weit verbreitete Fälschung teurer *Autographen* — Menschenopfer bei den *Azteken* — Der erste aufgedeckte naturwissenschaftliche Fälschungsskandal, in den der Medizin-Nobelpreisträger David *Baltimore* verwickelt war — Die deutsche Popularisierung von Honoré de *Balzac* durch zwei Romane aus der Feder von Hermann Schiff, der sie unter dem Namen Balzac veröffentlicht hat — Und schließlich *Bayern*: Fuld schreckte nicht einmal davor zurück, in seinem Buch aus dem Eichborn Verlag das dort bestgehütete Geheimnis zu enthüllen. Der texanische Volkskundler R.W.B. *McCormack* verbesserte 1991 mit seiner ethnographischen Studie *„Tief in Bayern“* landesweit das Verständnis für einen uralten, urtümlichen, unbeirrbaren, unverwechselbaren Volksstamm. Hinter diesem Pseudonym hat sich der in München lebenden Amerikanist Gert Raethel verborgen.

Fuld hat ein Lexikon vorgelegt, das sicher keine Vollständigkeit beanspruchen kann - es fehlen u.a. die Stichworte Hrotsvith von Gandersheim, Karl der Große und William Shakespeare -, das aber in seiner geballten Wirkung noch und noch erstaunt und amüsiert. Eine wesentlich vermehrte Neuauflage darf erhofft werden. Dann mag sich auch klären, ob der Name Werner Fuld seinerseits ein Pseudonym und damit als Fiktion zu enttarnen ist.

Register für den 11. Jahrgang, 1999

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die vier Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. 170, Heft 2 bis S. 354, Heft 3 bis S. 530.

- Albrecht, Gisela: Mythos Matriarchat? Eine Rezension [von 'Göttinnen-dämmerung'] 207
- : Archäologie contra antike Schriftlichkeit. Eine Antwort auf Franz Klop-penburgs These 228
- : Zur Karlserfindung 510
- Amann, Peter: Das Netz der Sonnwendlinien. Keltische Oppida und Messhöfe im süddeutschen Raum 37
- : Die Archivierung der keltischen Leuga in der Landschaft 560
- Anwander, Gerhard: Regensburger Virtualitäten. Rund 15 Standorte für karolingische Dome und Pfalzen [mit H. Illig] 242
- Birken, Andreas: Auf 100 Jahre kommt's nicht an. Rezensionen zu Babylo-niern und Hethitern 64
- : Mittelalterthese und Sonnenfinsternisse 272
- : Wortspiele 683
- Bohrer, Michael: Karolingerpfalz in Paderborn? 439
- Büscher, Detlef: - [Leserbrief zur Zeitrechnung] 168
- Diebitz, Stefan: Der Einstein der Antike. Anmerkungen zu Methodik und Stil eines Erfolgsautors 200
- Ernst, Otto: Anmerkungen zu Thomas Völker. Mitregentschaft Amenophis III.-IV. (Echnaton) 550
- Gabowitsch, Eugen: China: Wie entstand und wie richtig ist die Chronolo-gie des Altertums? 118
- : Überzeugen oder informieren? Noch einmal zu Morosows HYPO-thesen 130
- Geiser, Remigius: - [Leserbrief zu Prof. J. Fried] 528
- Heinsohn, Gunnar: Jüdisches Leben im frühmittelalterlichen Palästina. Ist die von den Kreuzfahrern 1099 zerstörte Synagogenkultur archäologisch wirklich unauffindbar? 356

- Heinsohn, G.: Alt-Israels Beseitigung im modernen Israel 539
- Illig, Heribert: - [Ergänzung zu F. Kloppenburg] 81
- : Boulevard und Seminar. Diskutanten und Väter der Phantomzeit mehren sich 82
 - : Erläuterung des Herausgebers [zu den Artikeln von E. Gabowitsch] 138
 - : Zwischen Karlsgraben, Leipzig und Untersberg. Die Mediävisten quälen sich 'offiziell' mit der Phantomzeit 235
 - : Regensburger Virtualitäten. Rund 15 Standorte für karolingische Dome und Pfalzen [mit G. Anwander] 242
 - : Das deterministisch-chaotische Sonnensystem. Eine Rezension (Ivars Peterson) 316
 - : Sperrfeuer vor Paderborn. Methodische Korrektheit und emotionale Begleiterscheinungen 389
 - : Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen 403
 - : Erste Antwort auf G. Albrechts Fragestellung 527
 - : - [Redaktionelle Ergänzung zu Geiser] 528
 - : Paderborner Jahrestreffen 533
 - : Zanger und ein Ende 554
 - : Mumpitz in Absurdistan. Über den von Mediävisten boykottierten Boykott der Mediävisten 613
 - : Katastrophen zu Zeiten des Menschen. W. Pitman - W. Ryan - F. de Sarre - D. Keys - F. Carotta. Eine Sammelrezension 658
 - : Fuld im Fall der Fälschung (Rezension) 686
- Kloppenburg, Franz: Quousque tandem... (Ort der Varusniederlage) 73
- : Antike Schriftlichkeit contra Archäologie. Eine Antwort auf den Aufsatz von Gisela Albrecht 579
- Koch, Heinrich P.: "Mudur", der Himmelsdrache der Amur-Tungusen. Ältestes Zeugnis des Sintflutkometen? 671
- Kratz, Hans-Jürgen: - [zu Mobbing] 351
- Lettner, Martin: SANCTUS AMOR PATRIAE ? Einige notwendige Gedanken zur Geschichtswissenschaft 629
- Lüling, Günter: Das Blutrrecht (die Blutrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft 217
- Menting, Georg: Tod und Leben großer Säuger. Überlegungen zum Aussterben der pleistozänen Megafauna 7
- : Evolution in der Krise. Massensterben und Massenfaltung in der Erdgeschichte 321

- Menting, G.: Explosive Artbildung bei ostafrikanischen Buntbarschen 634
- Müller, Angelika: - [Leserbrief zum Blutopfer] 348
- : Die Minne in vielfachem Elend 514
- Niemitz, Hans-Ulrich: "Laßt diesen Gedanken nicht in die Köpfe der Jugend!" (8. Symposium der Mediävisten) 231
- Pfister, Christoph: Zur langen Baugeschichte des Mittelalters. Kritik an der überlieferten Chronologie und Versuch einer Neubetrachtung 139
- Popper, Karl: - [Zitat] 530
- Rade, Claus-Dieter: Das ceylonische Mittelalter im Spiegel der "Großen Chronik" (I) 97
- : Das ceylonische Mittelalter im Spiegel der "Großen Chronik" (II) 279
- Völker, Thomas: Mitregentschaft Amenophis III. - IV. (Echnaton)? Manetho als Schlüssel zur Chronologie der Amarnazeit 175
- Weissgerber, Klaus: Zur Phantomzeit in Thüringen. Schriftquellen und archäologische Befunde (I) 482
- : Zur Phantomzeit in Thüringen. Schriftquellen und archäologische Befunde (II) 583
- Winzeler, Peter: Unbehagen an der Chronologierevision. Ein Zwischenruf 292
- : Wer war David? 546
- Zeising, Gert: Über Deformationen historischer Wirklichkeit 302
- : "Zwischen den Zeiten" oder Zeiteinsprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung 459
- : Ein sensationeller Fund: ein privates Briefzeugnis 480
- : [Briefwechsel mit dem Bundespräsidenten] 623
- Zeller, Manfred: Neues von den Hethitern 190
- Zuberbühler, Robert: - [Leserbrief zum Artikel von Gert Zeising] 167
- : - [Leserbrief zur Sprachform von Texten] 349

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen und Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe oben unter "1. Aufsätze".

- Aachen 398, 404, 511, 617
 Abraham 542
 Ägypten 536
 Ära-Rechnung 168
 Albrecht, Gisela 172, 527, 579, 698
 Altenburg-Rheinau 154
 Alvarez, Luis 325
 Amann, Peter 4
 Amarna 70, 553
 Amenophis III. 175, 550
 Amun 550
 Antisemitismus 233, 358, 622, 630
 Anwander, Gerhard 173, 397, 533
 Arnstadt 593
 Arnulf, Kaiser 263, 610
 Artbegriff 537, 640, 683
 -entstehung 321, 634, 683
 Astronomie 316
 Atlantis 200, 554, 665
 Aton 550
 Augsburg 616
 Aussterbemechanismen 19, 322
 Aventicum 154

 Babylon 64
 Baden-Württemberg 568
 Baillie, Mike 666
 Bayern 533, 560, 689
 Becher, Matthias 389, 437, 617
 Beda Venerabilis 590
 Belchen-System 37
 Bern 46, 139
 Birken, Andreas 4, 173, 353
 Blöss, Christian 321, 652
 Blutrache 217
 Boghazköy 190
 Bohrer, Michael 613
 Bonifatius 596
 Borgolte, Michael 397, 470, 530, 613, 623, 631

 Bosporus 658
 Breitengrad, 48.° 38, 561
 Brühl, Carlrichard 245, 475
 Brunner, Karl 616
 Buddha 98, 281
 Buntbarsche 537, 634

 Caesar 579, 618, 670
 Caesarea 381
 Carotta, Francesco 670
 Cassius Dio 76, 228, 277
 Çatal Hüyük 211, 662
 Ceylon 97, 279
 Ceylon-Chronik 97, 279
 Chaos-Forschung 316
 Chattuschili 547
 Childebert (Könige) 492, 591
 China 118
 Chinesische Mauer 126, 133
 Cicero 276
 Cichliden 537, 634
 Clube, Victor 666
 Corvey 424
 Cro-Magnon 347
 C14 661
 Cysat, Johann Baptist 677

 Darwin, Charles 335, 634, 683
 Darwinfinken 174, 634
 David, König 535, 546
 Diebitz, Stefan 172, 554
 Diokletian 168
 DNS, Nonsens- 651
 Doderer, Heimito v. 350
 Drache 671

 Echnaton 175, 550
 Eickhoff, Ekkehard 617, 628
 Eigentumsökonomie 298
 Eisenbearbeitung 71
 Eiszeit 665
 Erdburgen 152

- Erfurt 596
 Etzion, Jehoshua 541
 Evans, Arthur 214
 Evolution 321, 537, 634
 kataklystische 337
 Experte 686
- Fälschungen 167, 302, 603, 686
 Flechtwerk 419
 Föbel, Amalie 231, 235, 392
 Fomenko, Anatolij 118, 352, 400,
 482
 Fredegar 487
 Fried, Johannes 528, 619, 628,
 630
 Friedell, Egon 633
 Friedrich I. Barbarossa 512
 Fuhrmann, Horst 305, 474, 686
 Fuld, Werner 686
 Fulda 606
- Gabowitsch, Eugen 5, 96, 138
 Genf, St-Pierre 161
 Genom 651
 Genozid-Forschung 537
 Germanen 73
 Gero-Codex 473
 Gesellschaftsvertrag 537, 684
 Gibraltar 664
 Gil, Moshe 361
 Gimbutas, Marija 213
 Goethe, Johann W.v. 171
 Gordion 196
 Gould, Stephen J.
 Grabsteine 366
 Grässlin, Matthias 238
 Gregor XIII. 618
 Gregor von Tours 85, 272, 486,
 583
 Grimm, Gebrüder 687
 Grundtypenmodell 641
- Hadrian I., Papst 428
 Hänsel, Hartmut 394
 Hammath (Stratigraphie) 377
 Harun al-Raschid 368
 Hedene 585
 Heinsohn, Gunnar 293, 321, 348,
 400, 482, 534, 666
 Helbig, Dieter 698
 Hellenkemper, Hansgerd 617
 Hemma, Königin 436
 Herodot 552
 Herrmann, Dieter 5, 84, 272, 353
 Herzinger, Richard 170, 630
 Herzog, Ze'ev 539
 Hethiter 68, 190, 547, 553
 Hitzeschockproteine 339
 Holm, Kerstin 352
 Hort Tzummarum 416
 Hox-Gene 341
 Hoyle, Fred 680
 Hummel, Juliane 207
- Ilisch, Peter 615
 Illig, Heribert 130, 272, 351, 356,
 389, 471, 480, 482, 510, 584,
 623
 Impakte 324, 665, 671
 Indogermanen 209
 Ingelheim 410
 Israel 535, 539
 Iustinian I. 6, 169, 669
- Jarnut, Jörg 407, 617
 Jesuiten 131
 Jesus 670
 Josephus 185
 Juda 535
 Juden 356
- Kalenderrechnung 471, 617
 Kalevala 687
 Kalkriese 73, 81, 228, 230

- Karl d. Gr. 231, 244, 311, 369,
 404, 459, 480, 510, 527, 528,
 601, 685, 698
 Karlsgraben 237, 392
 Karlskonkubine 480
 Karlskrönung 435
 Karlsstatuette 459
 Katastrophismus 7, 316, 321, 658,
 671
 Keller, Béatrice 618
 Kelten 37, 144, 560
 Keltenschanzen 37, 560
 Keys, David 666
 Kirchenstaat 390
 Klages, Heribert 424
 Klier, Walter 3, 531
 Kloppenburg, Franz 4, 228
 Knossos 214
 Köln 414, 617
 Kölzer, Theo 529, 629
 Konvergenz 649
 Kratz, Hans-Jürgen 351
 Kreta 214
 Kreuzfahrer 356
 Kunz, Brigitta 207

 Lancet, Doron 541
 Langobarden 418
 Larson, Gary 347
 Lausanne, St-Prex 163
 Lebensheiligkeit 348, 535
 Lebensräume 12
 Leo III. 405
 Leuga 560
 Lichtmesshöfe 37
 Lischke, Robert 530
 Lobbedey, Uwe 425, 445
 Lorscheider Evangeliar 431, 473
 Torhalle 613
 Ludwig d. Fromme 416
 Lüling, Günter 172, 348, 520
 Lukka 194

 Malawi-See 645
 Manetho 175
 Marktwirtschaft 295
 Martin, Paul C. 534
 Marx, Christoph 96, 130, 292
 Marx, Karl 294
 Massensterben /-entfaltung 333
 Matriarchat 172, 207
 McCormack, R.W.B. 689
 Megafauna 7
 Mellaart, James 211
 Menting, Georg 3, 174, 537, 683
 Merowinger 482
 Mescha-Stele 535, 546
 Mexico 326
 Mikolasch, Peter 679
 Milet 193
 Minne 514
 Mitanni 177
 Mittelalter, Frühes 82, 97, 139,
 231, 235, 242, 272, 279, 355-
 530, 583, 613, 629, 666
 Mittelmeer 658
 Moab 549
 Monumenta Germaniae Historica
 633, 688
 Morozow, Nikolaj 118, 130, 138
 Morphologie 636
 Mühlhausen (Thür.) 493
 Müller, Angelika 397, 482
 Münzen 415, 465, 581, 614
 Muwatalli 195

 Napier, Bill 666
 Neolithikum 660
 Netz, keltisches 56
 Nicäa, Konzil v. 619
 Niemitz, Hans-Ulrich 95, 173,
 235, 395, 409, 537, 684
 Nostradamus 171

- Oberschelp, Walter 396, 616
 Odilienberg 44
 Opfer 348
 Oppida 37, 144
 Oral history 662
 Orientierungssystem 58
 Oros (Haremhab) 179, 551
 Orwell, George 306
 Ossian 689
 Ostafrika 634
 Otto III. 510, 527
 Overkill-Hypothese 23
- Paderborn 173, 236, 352, 403,
 614, 623
 Dom, Bauphasen 445, 615
 "Königspfalz" 408, 439, 614
 Salvatorkirche 452
 Thron 408
 Palästina 356, 534
 Panzerhemden, karoling. 422
 Pape, Wolfgang 170
 Peiser, Benny 360
 Peleset 559
 Peterson, Ivars 316
 Petroglyphen 674
 Pfalzen 245
 Pfister, Christoph 5, 53
 Phantomzeit s. Mittelalter, Frühes
 Phokas 168
 Pitman, Walter 658
 Platon 555
 Pleistozän 7, 665
 Poincaré, Henri 317
 Popper, Karl 530
 Portugiesen 104, 132, 286
 Prokop 667
 Punktualismus 335
 Pythagoras 577
- Rade, Claus-Dieter 5, 173, 482
 Radulf, Herzog v. Thür. 497
- Raffael 310
 Ramses II. 70
 Rau, Johannes 623, 698
 Rechtsbegriffe 534, 626
 Regensburg 242, 617
 Rembrandt 309
 Riemer, Thomas 95
 Röder, Brigitte 207
 Römer 73, 153
 -straßen 563
 Rohr/Thüringen 604
 Rom 427
 Roswita v. Gandersheim 354
 Ryan, William 658
- Säugetiere 7
 Sagas, isländische 218
 Saint-Denis 414
 Santorin 206
 Sarre, François de 664
 Sauermost, Jürgen 251
 Sauriersterben 325
 Schalmaneser 547
 Schieffer, Rudolf 237, 631
 Schiffstransport 536
 Schmidt, Hanjo 130, 138
 Schöller, Marco 396
 Schrift, chinesische 119, 134
 Schütte, Sven 394
 Schulz, Matthias 200, 235
 Schwarzes Meer 658
 Seeher, Jürgen 190
 Seevölker 202, 559, 665
 Seneca 670
 Sibirien 671
 Siepe, Franz 170, 514
 Sintflut 658, 671
 Slawen 497
 Sonnenfinsternisse 84, 272, 353,
 396
 -mythos 676
 -system 316

- Sonnwendgebirge 61
 Sonnwendlinien 37
 Spanien 367
 Spoleto 418
 Staffelberg 145
 Stammesgesellschaft 217
 Stammformen, polyvalente 651
 Stecchini, Livio 670
 Steigbügel 422
 Steiger, Otto 293
 Stern von Bethlehem 84
 Stiegemann, Christoph 614
 Stollmann, Rainer 83
 Stratigraphie 377, 381, 539
 Südamerika 669
 Sumatra 667
 Synagogen 361, 534
- Tacitus 78, 228
 Talionsrecht 217, 520
 Tamilen 100, 279
 Tanganijka-See 642
 Tassilo III. 245
 Taylor, Gordon 640
 Tertiär 665
 Teutoburger Wald 73, 228, 580
 Thales von Milet 87, 396
 Theophilus 182
 Thompson, D'Arcy 654
 Thüringen 482, 583
 Thukydides 275
 Tiberias 377
 Tiberius 73
 Tollmann, Alexander 679
 Topper, Uwe 92, 396, 482
 Transformationsmethode 654
 Trier, Jost 514
- Trithemius, Johannes 687
 Troia 172, 193, 200, 554, 665
 Tungusen 671
 Tutanchamun 177
- Uetliberg 145
 Untermann, Matthias 411
 Ura-Linda-Chronik 687
- Varus, Publius 73, 579
 Velikovskij, Immanuel 21, 173,
 175, 292, 321, 535, 559, 680
 Venus von Willendorf 211
 Victoria-See 636
 Völker, Thomas 172, 535, 550
 Volute 677
 Vorzeit 658
 Vulkanausbruch 666
- Wehling, Ulrike 395
 Weimar 494
 Wemhoff, Matthias 409, 614
 Werner, Karl Ferdinand 628
 Widukind v. Corvey 487, 584
 Willibrord 590
 Winzeler, Peter 173, 535
 Wirsching, Armin 536
 Wissenschaftlichkeit 622, 629
 Würzburg 585
- Zähringer Burgberg 146
 Zahn, Karl 248
 Zangger, Eberhard 172, 200, 554
 Zeising, Gert 167, 173, 431, 623
 Zeller, Manfred 152, 172, 482,
 612
 Zuberbühler, Robert 6

Und nicht zuletzt

Von Gunnar **Heinsohns** Buch "*Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*" [Reinbek 1997, 253 S., geb.] ist beim Mantis Verlag noch ein kleiner Restposten vorrätig. Statt 39,80 DM nur noch 19,80 DM incl. Porto

Dito: Egon **Friedell**: *Abschaffung des Genies. Essays bis 1918*

Egon **Friedell**: *Selbstanzeige. Essays ab 1919*

Hg. Heribert Illig / 302 bzw. 256 S. / geb. / jeweils nur 19,-

An dieser Stelle sei noch einmal daran erinnert, dass sich das Abonnement der *Zeitensprünge* nicht automatisch verlängert, sondern nur durch eine Zahlung von DM 70,- (Ausland 75,-). Konto s. Impressum

Aus der *Lippischen Landeszeitung* vom 8.10.99 die Überschrift:

"Stadtfest und Herbstkirmes in Bad Lippspringe: Kaiser Karl ist auch da."

Ein Fund von Dieter Helbig, Detmold

"Karl der Große ist schuld: Gasthof zur Strauß-Wirtschaft

Der Kaiser war ein kluger Mann. Er hat nicht nur Wein anpflanzen lassen, er hat auch mit einem Erlaß dafür gesorgt, daß er unter die Leute kam. Der Kranz oder Strauß vor der Tür zeigt seitdem: Hier, in meinen eigenen Räumen [...] schenke ich als Winzer meinen eigenen Wein aus. [...] Warme Speisen waren wegen Völlerei seit 1711 verboten..."

Ein Fund von Gisela Albrecht, Meppen

Bundespräsident Johannes **Rau** sagte zur Eröffnung der Paderborner Ausstellung in seiner Rede u.a.:

"Karl und Leo, so haben wir gehört, »trafen sich und sprachen über mancherlei Dinge«. Wenn heute bei einem Gipfeltreffen die Pressemitteilung so knapp ausfiel, nährte das den Verdacht, daß überhaupt nichts herausgekommen sei."

Und so klang bei einem runden Geburtstag der *Refrain* eines Couplets:

"Wenn er hin und wieder nachdenkt, über Zeitensprünge schreibt, ist das besser, als wenn ihm die Zeit für Seitensprünge bleibt."

Mantis Verlag (Preise incl. Versandkosten)

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
(¹1991) 158 S. / 42 Abb. / Paperback / 22,- DM

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
327 S. / 17 Abb. / Paperback / 39,90 DM (für Abonnenten 36,-)

Heribert Illig · Franz Löhner (⁴1999): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampezeit
(¹1993) 270 S. / 127 Abb. / Pb. 36,- (für Abonnenten 32,-)

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (³1999): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
(¹1990) 503 S. / 192 Abb. / Pb. / 54,- (für Abonnenten 48,-)

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrikerkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
(¹1992) 276 S. / 85 Abb. / Paperback / 36,- (für Abonnenten 32,-)

Christian Blöss · Hans-Ulrich Niemitz (1997): C14-Crash.
Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können
459 S. / zahllose Abb. / Paperb. / 48,- (für Abonnenten 43,-)

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indusal?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
(¹1993) 102 S. / 43 Abb. / Paperback / 20,-

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
(¹1994; 405 S. / Paperback / für Abonnenten nur noch 12,50 DM !)

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften
131 S. / 25 Abb. / Paperback / 22,-

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 11, Heft 4, Dezember 1999

- 531 Editorial
- 533 Paderborner Jahrestreffen
- 539 Gunnar Heinsohn: Alt-Israels Beseitigung im modernen
Israel
- 546 Peter Winzeler: Wer war David?
- 550 Otto Ernst: Anmerkungen zu Thomas Völker. Mitregent-
schaft Amenophis III.-IV. (Echnaton)
- 554 Heribert Illig: Zangger und ein Ende
- 560 Peter Amann: Die Archivierung der keltischen Leuga
in der Landschaft
- 579 Franz Kloppenburg: Antike Schriftlichkeit contra Archäo-
logie. Eine Antwort auf Gisela Albrecht
- 583 Klaus Weissgerber: Zur Phantomzeit in Thüringen.
Schriftquellen und archäologischer Befund (II)
- 613 H. Illig: Mumpitz in Absurdistan. Über den boykottierten
MA-Boycott (mit Briefwechsel von G. Zeising)
- 629 Martin Lettner: SANCTUS AMOR PATRIAE ?
- 634 Georg Menting: Explosive Artbildung bei ostafrikanischen
Buntbarschen
- 658 H. Illig: Katastrophen zu Zeiten des Menschen
- 671 Heinrich P. Koch: "Mudur", der Himmelsdrache der
Amur-Tungusen. Ältestes Zeugnis des Sintflutkometen?
- 683 Andreas Birken: Wortspiele
- 686 H. Illig: Fuld im Fall der Fälschung (Rezension)
-
- 530 Impressum
- 690 Register für den 11. Jahrgang
- 698 Und nicht zuletzt
- 699 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233